

Abgeblitzt !

Humoristischer Roman

von

Freiherr von Schlicht
(Wolf Graf von Baudissin)

1. - 8. Tausend

===== Leipzig =====
Verlag von B. Elischer Nachfolger.

Die ehemalige Hofgesellschaft der einstigen kleinen Residenz feierte mit einem Festmahl den sechzigsten Geburtstag ihres früheren durchlauchtigsten Herzogs und Landesherrn, der sich seit den stürmischen Novembertagen des Jahres 1918 auf seine in Pommern gelegene große Besitzung zurückgezogen hatte, dessen Rückkehr in seine Residenz die Hofgesellschaft aber trotzdem beständig erhoffte und erwartete, schon damit sie an dem Herzog, wenn der wieder da sei, einen Rückhalt hätte und damit sie nicht vielleicht doch eines Tages gezwungen würde, auch ihrerseits ganz einfach Volk zu werden . Das aber durfte man nicht, das war man noch mehr als dem entthronten Herzog sich selbst schuldig, denn in der jetzigen Zeit, in der sich alles verändert hatte, mußte es wenigstens eine Gesellschaftsklasse geben, die sich und ihren alten Überlieferungen treu blieb und das mußte nicht nur hier, sondern im ganzen deutschen Reich, überall wo es regierende Fürsten gegeben hatte, die Hofgesellschaft sein. Änderte auch die ihre politischen Anschauungen und ihre traditionellen Gesinnungen, dann ging auch der letzte Rest des einstigen deutschen Reiches, das man in seiner neuen Gestalt und Form ja ohnehin kaum wiedererkannte, erbarmungslos ganz zum Teufel. Dann

hatte das deutsche Volk es wirklich nicht anders verdient, als daß es von seinen Feinden zu Grunde gerichtet war.

Der da die Hofgesellschaft, die sich auch heute noch als solche betrachtete und fühlte, immer wieder in diesen Ansichten bestärkte, war der Graf Otto von Mehnert, der das große Glück und die hohe Ehre gehabt hatte, heute vor sechzig Jahren genau zu derselben Stunde geboren zu werden, in der auch Seine Durchlaucht, der Herzog, das Licht dieser Welt erblickte und der es, da er geistig nicht sonderlich veranlagt war, in des Wortes weitester Bedeutung lediglich dieser seiner Geburtsstunde zu verdanken hatte, daß er eine glänzende Karriere machte. Als Kind war er zum Spielgefährten Seiner Durchlaucht ernannt worden, hatte dann mit dem jungen Prinzen im Schlosse gemeinsam Schulunterricht erhalten, war später mit dem damaligen Erbprinzen zusammen in Potsdam als Leutnant bei einem Gardekavallerieregiment eingetreten und sollte mit dem Prinzen, wie das Gerücht wissen wollte, in Punkto Weiber zusammen unbändig gebummelt haben. Später war er, fast an demselben Tage wie Seine Durchlaucht, in den heiligen Stand einer sehr glücklich gewordenen Ehe getreten und er war durch einen Zufall an demselben Tage wie seine Durchlaucht glücklicher Vater geworden. Nur daß der Storch ihm einen Sohn brachte, während das hohe Herzogspaar sich mit einer Tochter begnügen mußte, die aber schon wenige Tage nach der Geburt wieder starb, was umso

bedauerlicher war, als später dem Herzogspaar keine Kinder mehr geboren wurden. Seine Durchlaucht hatte bei seinem Sohn Hasso die Patenstelle übernommen und als Seine Durchlaucht dann die Regierung antrat, hatte er den um ihn und um seine Jugend so hochverdienten Mann für immer an den Hof gezogen und ihn mit Ämtern, Würden und Auszeichnungen überreich bedacht, sodaß er im Laufe der Jahre vom Kammerherrn bis zum Oberzeremonienmeister, zum Präses der Ordenskanzlei und zum obersten Chef der Privatschatullenverwaltung avancierte.

Von all diesen Ämtern war nun für den Grafen nicht weiter übrig geblieben als die Erinnerung und die beiden kleinen Buchstaben a. D. Und als Seine Durchlaucht hatte abdanken müssen, hatten alle Mitglieder der Hofgesellschaft, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken darüber, daß auch ihre gesellschaftliche Sonderstellung nun ausgespielt sein könne, erholt hatten, sich gefragt: „Was wird der alte Graf Mehnert wohl dazu sagen, daß alles so gekommen ist?“

Aber der hatte, schon weil er erriet, daß alle auf das, was er sagen würde, mehr als neugierig waren, garnichts gesagt, sondern nur regungslos dagesessen, als hätte er sämtliche Schlaganfälle bekommen, an denen bisher schon so viele seiner Ahnen und Urahn das Zeitliche segneten. Dann schwieg er aber auch noch aus einem anderen Grunde. Er wußte tatsächlich nicht, was er zu diesen politischen Ereignissen sagen

sollte, und trotzdem inzwischen durch die Nationalversammlung die Neugestaltung des deutschen Reiches geschaffen war, glaubte er auch heute immer noch nicht, daß die Dinge so bleiben würden, wie sie waren. Er war für seine Person felsenfest davon überzeugt, daß Seine Durchlaucht doch eines Tages in die Residenz zurückkehren würde, um als Herrscher des Landes wieder in sein Schloß einzuziehen. Diesen seinen Gedanken hatte er auch der Hofgesellschaft beizubringen gewußt und die glaubte es ihm auch nur zu gern, denn die jetzigen Zustände waren doch einfach unhaltbar. Ja, es mußten wieder andere Zeiten werden und nur Seine Durchlaucht konnte die durch seine Rückkehr als Herrscher seines Landes bringen.

So hatten denn alle voller Freude die Einladung angenommen, die der alte Graf zur Feier seines sechzigsten Geburtstages ergehen ließ, denn den Geburtstag des Grafen feierte man nur angeblich. In erster Linie galt diese Feier dem Geburtstag des früheren Landesherrn, das wußten alle, die geladen waren. So empfing denn der Graf am Abend an der Seite seiner Gemahlin und unterstützt von seinem Sohn Hasso, einem schlanken hübschen Menschen von siebenundzwanzig Jahren, mit dunklen Augen und dunklem Haar, dem man auf den ersten Blick den gewesenen Kavallerieoffizier ansah, seine Gäste. Alle, die geladen waren, kamen, aber trotzdem sah der alte Graf nach einem alten Wort soviel, die er nicht sah. Wo waren alle die Leutnants und die sonstigen Offiziere des früher hier garnisonierenden

Leibbataillons geblieben? Von den ganzen aktiven Offizieren war nur der Hauptmann von Frankenberg zurückgekehrt und der auch nur deshalb, weil er schwer verwundet in französische Gefangenschaft geriet. Nun waren seine einstigen Wunden wieder geheilt, wie durch ein Wunder hatte seine kräftige Natur den Sieg davongetragen, aber was war von dem einst so frischen und lebenslustigen Offizier übrig geblieben? Ein seelisch vollständig gebrochener Mensch, der es immer noch nicht überwinden konnte, daß das deutsche Offizierkorps von seiner einstigen Höhe derartig hatte herabstürzen müssen. Ja ja, der alte Graf wußte, wie es in dem Hauptmann aussah, so drückte er dem denn mit besonderer Herzlichkeit die Hand, als der sich ihm nun näherte, aber dazu, ihm auch noch ein paar besonders herzliche Worte zu gönnen kam er im Augenblick nicht, denn schon erschienen neue Gäste, der Kammerherr Baron von Fink nebst Frau und Tochter Benita, von welcher letzteren man allgemein annahm, daß sie über kurz oder lang seine, des Grafen, Schwiegertochter werden würde. Aber so sicher das den anderen auch erschien, er, der zukünftige Schwiegervater selbst, betrachtete die hübsche Baronesse doch nicht so recht als später zu seiner Familie gehörig, denn wenn es wahr sein sollte, daß der Baron und die Baronin Fink sich wirklich scheiden lassen wollten und, um diesen Schritt tun zu können, nur darauf warteten, daß ihre Tochter sich, ganz einerlei mit wem, verlobe und verheirate, dann widersprach es seinem Empfinden,

daß gerade sein Sohn derjenige sein sollte, welcher. Aber vielleicht war das alles nur ein Gerede, denn wirklich Bestimmtes wußte niemand. Und doch mußte er auch jetzt wieder an dieses Gerücht denken, als er seine Gäste begrüßte, aber er konnte es trotzdem seinem Sohn nicht verdenken, daß er den Wunsch geäußert hatte, die Baronesse zu Tisch führen zu dürfen und daß sein Hasso der nun besonders herzlich die Hand schüttelte, denn ein auffallend hübsches Mädel war die Baronesse mit ihren einundzwanzig Jahren, ihren kugelrunden blauschwarzen Augen, ihrem frischen rosa Teint, ihrem üppigen dunklen Haar und ihrer schlanken, geschmeidigen, schwippen Figur. Ja, hübsch war die Baronesse und es wurde auch endlich Zeit für seinen Sohn Hasso, daß er unter die Haube kam, denn der hatte wirklich genug Weibergeschichten hinter sich.

Das beschäftigte ihn jetzt fast wider Willen so, daß er darüber beinahe vergessen hätte, die weiter ankommenden Gäste zu begrüßen, in erster Linie die trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch immer sehr hübsche und elegante verwitwete Frau von Willberg an der Seite ihrer zweiundzwanzigjährigen Tochter Maria-Ursula, die so hübsch und als einziges Kind ihrer Mutter auch so reich war, daß kein Mensch recht begriff, daß sie nicht längst verheiratet oder wenigstens verlobt war. Und dann kamen noch viele andere, denn die Hofgesellschaft war immer noch groß, obgleich einige Familien nach dem Sturz des Herzogspaares ihren Wohnsitz bereits nach außerhalb

verlegt hatten, weil ihnen die einstige Residenz jetzt zu wenig bot und weil sie sich hier, gerade hier, wo jeder Schritt und Tritt sie an die Vergangenheit erinnerte, nicht an die Gegenwart gewöhnen konnten. Da war namentlich eine Frau von Dallberg gewesen, eine Obermarschallreisewitwe, die es auf ihren täglichen Spaziergängen, die sie pünktlich auf die Minute antrat, garnicht anders kannte, als daß sie täglich pünktlich auf die Minute an einer ganz bestimmten Stelle den Hofwagen traf, den die Frau Herzogin auf ihrer gewohnten Spazierfahrt benutzte. Pünktlich auf die Minute hatte die Obermarschallreisewitwe trotz ihrer bald siebzig Jahre täglich an derselben Stelle vor dem Hofwagen selbst dann, wenn sie in dem die Frau Herzogin garnicht sah, sondern die in dem geschlossenen Wagen nur vermutete, ihren ganz tiefen Hofknicks gemacht und aus jahrzehntelanger Angewohnheit hatte sie selbst dann noch an der alten Stelle weiter ihren Hofknicks gemacht, als kein Hofwagen mehr kam, weil es keinen Hof mehr gab. Sie kam ganz einfach nicht über die Stelle hinweg, ohne dort in einem tiefen Hofknicks zu ersterben und da hatten die Jungens und auch die erwachsenen Passanten damit angefangen, sich über sie und ihren Hofknicks lustig zu machen. Dem aber hatte sie sich auf die Dauer nicht aussetzen wollen und so hatte sie denn ihre Möbel einpacken lassen und war zu ihren Kindern nach Mecklenburg gezogen. Und die alte Obermarschallreisewitwe war nicht die einzige, der es hier nicht mehr gefiel, vereinzelte andere waren schon

ihrem Beispiel gefolgt, und wer konnte wissen, ob nicht bald weitere folgen würden. Aber das durfte nicht sein, denn wenn der Herzog zurückkehrte, sollte und mußte der seine Hofgesellschaft möglichst vollständig wieder antreffen und der heutige Abend würde hoffentlich aufs neue das Gefühl der unlösbaren Zusammengehörigkeit in allen kräftigen und stärken. Dazu würde auch die Güte des Mahles, das seiner Gäste harrte, sicher das ihrige dazu beitragen und es war ein gutes Mahl, das seine Gäste erwartete. Trotz der immer noch bestehenden Ernährungsschwierigkeiten hatte er vorne, hinten, links und rechts herum alles aufgetrieben, was er nur haben wollte. Ja, das Mahl war gut, das seiner Gäste harrte und nun trat auch endlich der alte Kammerdiener auf ihn zu, um ihm zu melden, daß alle Geladenen da wären und daß zu Tisch gegangen werden könne. Die Botschaft hörte der Graf mit besonderem Vergnügen, denn für die Freuden einer guten Tafel hatte er immer sehr viel Sinn und Verständnis besessen, zum mindesten ebenso viel, wenn nicht noch mehr, als für die ihm verliehenen Titel, Ämter und Würden. Ja, als die Gnade Seiner Durchlaucht ihn damals zur Exzellenz machen wollte, hatte er für diese Auszeichnung so gar kein Verständnis gehabt und seinem hohen Jugendfreund offen erklärt, er könne in dieser ihm zuge-dachten sogenannten Auszeichnung beim besten Willen keine erkennen, denn Exzellenz werden könne selbst die bürgerlichste Kanaille, wenn sie es eben dahin brächte, ein Graf aber wäre und bliebe von

Geburt an ein Graf. Das hatte Seine Durchlaucht ihm denn auch schließlich nachgeföhlt und davon abgesehen, ihn zur Exzellenz zu machen.

In langer Reihe schritt man paarweise in den großen Eßsaal der schönen Villa, in dem die Tafel heute dem Reichtum der Gastgeber entsprechend und dem hohen inoffiziellen Geburtstagskind zu Ehren mit besonderem Geschmack gedeckt war und als der alte Graf, nachdem alle Platz genommen hatten, nun seine Blicke herumschweifen ließ, umspielte ein glückliches und zufriedenes Lächeln seinen Mund. Es war trotz allem, was sich inzwischen in der Welt abgespielt hatte, doch noch genau so wie früher. Man war gesellschaftlich ganz unter sich geblieben und es sollte und würde auch nie ein bürgerliches Element hier in diesen Kreis, den er heute um sich versammelt hatte, hineindringen. Das zu verhindern wollte er, ohne daß er selbst recht wußte, warum sich dieser Gedanke ihm gerade jetzt aufdrängte, als die vornehmste Aufgabe betrachteten, die ihm für den Rest seines Lebens verblieb. Allerdings war es nicht nur traurig, sondern mehr als das, daß das äußerliche gesellschaftlich Bild nicht mehr dem von einst glich. Wo waren die bunten Röcke der Offiziere und die goldgestickten Fracks der obersten Hofchargen geblieben? Von seiner Person angefangen waren alle mit einziger Ausnahme des Hauptmanns von Frankenberg, der die nun so prunklose Uniform trug, im einfachen schwarzen Frack erschienen. Und wo waren die vielen, vielen Orden, mit denen man sich früher schmückte?

Die ruhten nun schon längst in den Schubladen, denn Friedensorden zu tragen, entsprach nicht mehr den Grundsätzen der heutigen Zeit; sich öffentlich mit denen zu zeigen, galt nicht mehr für angebracht und die, wenn man wie heute ganz unter sich war, gewissermaßen heimlich anzulegen, hielt man unter seiner Würde. So hatte man sich schon längst darüber geeinigt, auf den Gesellschaften ordenslos zu erscheinen, aber daß man das hatte tun müssen, war mit eine der schwersten Folgen, die die Revolution für die Herren der Hofgesellschaft mit sich brachte.

Und das, was den alten Grafen in diesem Augenblick wieder ganz traurig stimmte, mußte gleichzeitig auch die Gedanken des Kammerherrn von Arnstedt, eines schweren Gichtikers von bald siebzig Jahren, der schon seit mehr als zehn Jahren beständig einen Herzschlag befürchtete, beschäftigen, denn plötzlich erklang dessen laute, etwas meckernde Stimme, mit der er sich an seine Tischdame wandte: „Ich lasse mich in der Hinsicht nicht bekehren, meine Gnädigste, ich verbleibe auf meinem Standpunkt, daß es damals in Weimar eine der ersten Aufgaben der Nationalversammlung hätte sein müssen, die Ordensfrage dahin zu regeln, daß die Hinterbliebenen eines reich dekoriert gewesenen Verstorbenen es wissen, wie sie es bei der Beisetzung mit den Orden zu halten haben. Unter allen Umständen hätte sofort die Frage geklärt werden müssen: bleibt der alte schöne Brauch, daß unserem Leichenwagen, wenn wir

erst einmal tot sind, wie früher die Orden auf einem mehr oder weniger großen Sammetkissen vorangetragen werden, bestehen oder nicht? Denn wenn man nicht einmal mehr erlauben sollte, daß uns nach unserem Tode das Sammetkissen unserem Sarge vorangetragen wird, dann wäre das ganz einfach etwas, wofür ich immer noch nicht das passende Wort gefunden habe, so oft ich schon darüber nachdachte. Und deshalb meine ich noch einmal mit allem Nachdruck und mit aller Bestimmtheit, die Nationalversammlung hätte es als ihre vornehmste Pflicht betrachten müssen, diese für alle Dekorierten außerordentlich wichtige Frage in einer ihrer ersten Sitzungen zu beantworten. Daß die Nationalversammlung das aber nicht tat, finde ich einfach unerhörte!" Und zum Zeichen dessen, wie unerhört er das fände, leerte er auf einen Zug das vor ihm stehende Glas Champagner, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß ihm der Arzt den Champagner auf das Strengste verboten hatte. Die Herren, die in seiner Nähe saßen und seine Worte mit angehört hatten, stimmten ihm in erster Linie bei, um ihn wieder zu beruhigen, da sie aus Erfahrung wußten, daß bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten jeder Widerspruch den Kranken nur erst recht zu erregen pflegte, dann aber auch aus ehrlichster Überzeugung, denn die Ordensfrage war für alle zum mindesten eine Lebensfrage wie für das neuerstandene Deutsche Reich die Geldfrage. Für einen Augenblick drohte nun an der Festtafel unter den alten Herrschaften eine

lebhaft politische Debatte loszubrechen, aber zum Glück erschienen die Diener des Hauses und die zur Aushilfe angenommenen Lohndiener mit den großen Gänseleberpasteten, zu denen ganz alter Château Yquem eingeschenkt wurde und diese leiblichen Genüsse dämpften die teilweise leidenschaftlich erregten Gemüter, das auch wohl deshalb, weil man nicht wußte, welch politischen Geistes die Lohndiener waren und ob man in deren Gegenwart mit seinen Äußerungen nicht vorsichtig sein mußte.

Gott sei Dank, die Gefahr einer politischen Auseinandersetzung war beseitigt und darüber freute sich keiner so wie der Sohn des Hauses, der im Kriege zuletzt als bekannter und mit den höchsten Orden ausgezeichnete Flieger tätig gewesen war, denn er wußte aus Erfahrung, daß solche Gespräche seinen alten Herrn immer für mehrere Tage zu erregen pflegten und daß auch dessen körperliches Befinden unter der Nachwirkung solcher Auseinandersetzungen litt. So wandte er sich denn nun an seine Tischdame, die hübsche Baroness Benita, um diese zu bitten: „Stoßen Sie einmal mit mir an, Baroness, und freuen Sie sich mit mir, daß da oben ein Lied verstummt ist, von dem schon der alte Geheimrat Goethe sagt: Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied.“

„Das will ich gern tun, denn auch nach meiner Ansicht gehören solche Gespräche nicht zu einer so schönen Geburtstagsfeier wie der heutigen,“ stimmte die Baroness ihm lebhaft bei. Gleich darauf stieß sie mit ihm an und wohl, weil sie das getan hatte, leerte

er sein Sektglas auf einen Zug, aber kaum hatte er das getan, da sah sie, wie ein Frösteln durch seinen Körper lief und wie er begann, sich seine Hände zu reiben, sodaß sie ihn voller Teilnahme fragte: „Friert Sie schon wieder, Graf Mehnert?“

Er lachte halb verlegen, halb unwillig und ärgerlich auf: „Es ist, wie Sie sagen, Baronesse, und ich komme mir auch in diesem Augenblick trotz meiner männlichen Jugend wie ein altes Weibsbild vor. Aber einmal muß ich doch die mit Erlaubnis zu sagen verfluchte innerliche Erfrierung meines Blutes wieder los werden, die ich mir damals holt, als wir vor nunmehr bald zwei Jahren den Herrn Engländern in London mit unseren Bombengeschwadern einen Besuch abstatteten und als ich mich mit meinem Flugzeug in mehr als siebentausend Meter Höhe befand. Seit dem Tage werde ich das verdammte Frostgefühl nicht mehr los, das bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten über mich kommt. Na, mit der Zeit wird auch das hoffentlich den Weg alles Irdischen gehen und wieder verschwinden und wenn nicht, muß ich mich damit trösten, daß auch ich mir, wie wohl fast ein jeder in diesem Kriege, einen ewig bleibenden Gesundheitsknacks geholt habe.“ Bis er ingrimmig mit den Worten schloß: „Und das alles für das schmachvolle Ende dieses trotz allem herrlichsten aller Kriege.“

Voller Teilnahme sah Baronesse Benita den Grafen von der Seite an, dann aber rief sie ihm, um seine traurigen Gedanken zu verscheuchen, wenn auch

ein klein wenig gezwungen, so dennoch fröhlich lachend und übermütig zu: „Wie sagten Sie doch vorhin selbst, Graf Mehnert, ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied,“ und vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Kaum ist das oben an der Tafel verklungen, da fangen Sie selbst mit dem an.“

„Aber ich denke ja garnicht daran, Baronesse,“ verteidigte er sich schnell. „Ich habe in meinem ja allerdings erst ziemlich kurzen, aber trotzdem schon recht abwechslungsreichen Erdenwallen immer den Standpunkt vertreten: man muß das Leben nehmen wie es ist und nicht darüber nachdenken, wie es sein könnte. Täte man das, wäre man ja selber früher selten zum ungestörten Genuß gekommen, denn so schön es auch oft war, so schön ist nach einem alten Wort bekanntlich nichts, daß es nicht doch noch viel schöner sein könnte. Aber alles was gerecht ist, Baronesse, mein bisheriges Leben hätte eigentlich selten schöner sein können, sowohl vor als auch während des Krieges.“ Und wohl, um seine eignen trüben Gedanken, die vorübergehend in ihm wach geworden waren, zu verjagen, begann er ihr nun in seiner frischen, flotten und zuweilen beinahe übermütigen Art aus seinem Leben zu erzählen. Manches kannte sie allerdings schon, aber sie hörte es dennoch gern wieder, da er sehr amüsan und lustig zu erzählen verstand. So unterhielt sie sich an seiner Seite ausgezeichnet, während sie dabei doch im stillen wie schon so manches mal, auch heute wieder darüber nachdachte: „Ob es wohl wirklich dahin kommen wird, daß Graf Hasso und ich

uns eines Tages verloben?“ Und während sie auf sein lustiges Geplauder lauschte und von Zeit zu Zeit fröhlich auflachte, gingen ihre Blicke unwillkürlich zuweilen zu ihrer Freundin Maria-Ursula hinüber, die von Hauptmann von Frankenberg geführt wurde, dem es aber anscheinend nicht sonderlich gelang, seine Dame zu unterhalten, denn sie bemerkte, wie Maria-Ursulas Augen zuweilen über die Tafel schweiften, um dort den früheren zweiten Adjutanten Seiner Durchlaucht, den Hauptmann a. D. Sigismund von Ratzfeld zu suchen, den Maria-Ursula, wie sie wußte, im stillen stets angeschwärmt und der in der Adjutantenuniform mit den Fangschnüren auf der Schulter hoch zu Pferde, aber auch auf dem Parkett und auf der Straße stets brillant ausgesehen hatte. Jetzt lebte auch er hier wie so viele andere als Offizier a. D. Und bot auch heute im Frack und weißer Binde eine äußerst vornehme gute Erscheinung, aber so dekorativ wie in Uniform wirkte er natürlich nicht mehr und sie hatte geglaubt, daß Maria-Ursulas Schwärmerei für Herrn von Ratzfeld mit der Zeit etwas nachlassen würde, zumal der sich ganz offen ausgesprochen hatte, daß er nicht das leiseste Heiratstalent in sich entdecken könne und daß es ganz sonderbar zugehen müsse, wenn er sich jemals entschließen solle, ernstlich an das Heiraten zu denken. Daß Maria-Ursula doch noch auf Herrn von Ratzfeld zu hoffen schien, tat ihr ihretwegen, aber auch Herrn von Frankenburgs wegen leid, denn sie glaubte deutlich bemerkt zu haben, daß der sich in der letzten Zeit

Maria-Ursula besonders anschloß und sie hätte es dem pflichtgetreuen Offizier, der wohl nicht nur aus großer Liebe zu seinem Beruf, sondern auch, um überhaupt einen Beruf und ein Einkommen zu haben, weiter Offizier geblieben war, ja sie hätte es dem von ganzem Herzen gewünscht, daß es ihm gelungen wäre, sich Maria-Ursulas Hand und mit deren Hand deren reiche Mitgift zu erobern.

„Aber was haben Sie denn nur, Baronesse?“ erklang da plötzlich Graf Hassos verwunderte Stimme. „Um Ihr Wohlgefallen zu erregen, habe ich mir eben erlaubt, den besten Witz zu machen, den ich nach meiner Ansicht seit der Stunde meiner Geburt fertig gebracht habe und der scheint nun völlig spurlos an Ihren wahrhaft entzückend kleinen rosigen Ohrmuscheln vorübergegangen zu sein. Oder fanden Sie im Gegensatz zu mir meinen Witz so dumm und so fad, daß Sie es nicht über sich brachten, den auch nur zu belächeln, obgleich ich sogar auf ein Lachen Ihrerseits hoffte, weil Sie bei dem Lachen Ihre beiden entzückenden Grübchen zeigen, die Ihnen so allerliebste stehen und weil Sie ein Lachen an sich haben, das sich anhört, als singe ein Kanarienvogel. Nein, das natürlich nicht, das ist ein ganz dummer Vergleich, sagen wir lieber, als girre eine Lachtaube. Aber nein,“ verbesserte er sich abermals, „der Vergleich ist erst recht dumm, der ist sogar äußerst geschmacklos, schon weil die Lachtauben so ziemlich die dümmsten Viecher sein sollen, die es in der ganzen Vogelwelt gibt. Sagen wir also lieber —“

„Garnichts,“ beendet sie rasch für ihn den Satz.

Mit ganz erstaunten Augen sah er sie an: „Viel Talent zum Gedankenlesen haben Sie aber nicht, Baronesse, dieses zarte Geständnis will ich Ihnen nur unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertrauen, denn daran, meinen Satz so zu vollenden wie Sie es taten, dachte ich ganz bestimmt nicht. Aber da Sie es nun einmal taten, will ich es aufgeben, weiter den richtigen Vergleich zu suchen, zumal das Ihren Wünschen zu entsprechen scheint. Statt dessen müssen Sie mir aber verraten, wo Ihre Gedanken weilten, als ich vorhin Ihnen zuliebe den nach meiner Ansicht besten Witz meines bisherigen Lebens fertig brachte.“

„Sollten Sie sich da nicht absichtlich einer Selbsttäuschung hingeben, Graf Mehnert?“ widersprach sie ihm, nur um nicht zugeben zu müssen, daß sie garnicht auf das hingehört hatte, was er sagte, um nun fortzufahren: „Offen gestanden habe ich schon viel bessere Scherzworte aus Ihrem Munde gehört und ich glaubte, Ihre Bemerkung sei, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch nicht ganz fertig. Ich dachte, der allerletzte und der allerbeste Schluß würde noch kommen und deshalb, einzig und allein deshalb, wartete ich noch mit dem Lachen.“

„Ach so nur deshalb, Baronesse, da habe ich Ihnen bitter unrecht getan, denn ich glaubte, Sie hätten meine Worte ganz überhört und wären mit Ihren Gedanken Gott weiß wo gewesen. Da muß ich Sie also we-

gen dieser meiner unhöflichen Vermutung um Verzeihung bitten und nicht wahr, sie wird mir auch gewährt?"

Ja, die wurde ihm auch gewährt, wenngleich erst nach einigem Zögern und Überlegen, aber gerade dieses Zögern glaubte Baroness Benita sich schuldig zu sein, um durch ein zu schnelles Verzeihen nicht zu verraten, daß sie die eigentliche Schuldige sei. Aber auf den Gedanken schien er nun garnicht zu kommen, sondern fing von neuem an, frisch darauflos zu plaudern, aber kaum hatte er damit begonnen, als einer der Gäste, der General z. D. Von Bärmann, ein unter-setzter etwas starker hoher Sechziger an sein Glas schlug. Da wußten es alle, nun kommt die Rede auf das Geburtstagskind und nun wußten auch alle, was sie aber eigentlich alle schon vorher gewußt hatten, daß der General v. Bärmann den Toast ausbringen würde, denn eher geschah sonst etwas Unmögliches oder ganz Unglaubliches, als daß der General sich eine Gelegenheit zum Reden entgehen ließ, ganz besonders in der jetzigen Zeit, in der er, wenn auch mit blutendem Herzen, den Vorsitz des konservativen und des alldeutschen Vereins hatte niederlegen müssen und statt dessen lediglich der Vorsitzende der hiesigen Ortsgruppe der deutschnationalen Partei geworden war. Das aber war nur ein Verein und ohne viele Vereine konnte der General nun einmal nicht leben. Seine Spezialität war es deshalb auch, immer neue Vereine zu gründen. Aber wenn man den General deshalb auch verlachte und verspottete, eins mußte man ihm lassen,

er war ein guter Redner und heute sprach er besonders gut. Er machte es wenigstens zu Anfang äußerst geschickt, wie er den alten Grafen feierte und es die Eingeweihten doch aus jedem Wort heraushören ließ, daß er in Wirklichkeit das herzogliche Geburtstagskind meine, bis er dann plötzlich anfang, in seiner Rede vor dem abwesenden Herzog derartig zu schweifwedeln und den Grafen und dessen vielseitige Talente, dessen Interesse für Kunst und Literatur, dessen warmes Herz für alle wohltätigen Institute des Landes und manches andere, das dem alten Grafen gar nicht lag, in einer so kriecherischen Weise zu verherrlichen, daß nur der verflossene Herzog, dem keine Lobhudelei hatte zu dick werden können, das mit angehört hätte, ohne speiübel zu werden. Der General vergaß immer mehr und mehr, daß er doch nur den Stellvertreter Seiner Durchlaucht feiern wollte und feiern sollte, und diese dem zwar gezollte, aber ihm doch absolut nicht zukommende devote Schmeichelei machte schließlich den alten Grafen derartig nervös, daß er sich ein paarmal sehr vernehmlich räusperte, um den General wieder in das richtige Geleise zu bringen. Endlich gelang ihm das auch, aber trotzdem war er mehr als froh, als die Rede nun mit einem dreifachen Hurra auf das Geburtstagskind geendet hatte. Der Sohn des Hauses aber atmete erst recht erleichtert auf, als der General sich wieder hingesetzt hatte und meinte, sich an die Baronesse wendend: „Gott sei Dank, daß die Rede zu Ende ist, denn etwas derartig Widerwärtiges habe ich lange nicht anhören müssen.“

Und wissen Sie, was ich an Stelle meines Vaters getan hätte, Baronesse, wenn die Rede mir gegolten hätte? Da Sie die Antwort darauf doch nicht finden, will ich Ihnen das Suchen erleichtern und Ihnen die Antwort nur gleich selber geben, die da kurz und bündig lautet: ich hätte dem General eine Sektflasche an den Kopf geworfen."

„Und wissen Sie, was der General dann sicher getan hätte?“ gab die Baronesse belustigt zurück und ohne seine Antwort, die sicher doch falsch geworden wäre abzuwarten, setzte sie hinzu: „Der Herr General hätte einen neuen Verein gegründet und zwar den der mit Sektflaschen Beworfenen und sich selbst auf Lebenszeit zum ersten Vorsitzenden dieses neuen Vereins ernennen lassen.“

„Das sähe dem weiß Gott ähnlich,“ knurrte Graf Hasso vor sich hin, aber gerade weil er knurrte, bekam die Baronesse das Lachen und ihr Lachen steckte auch ihn an. So plauderten sie denn gleich darauf in fröhlichster Stimmung weiter miteinander, Graf Hasso machte ihr dabei den Hof und die Baronesse ließ sich auch heute wieder gern den Hof machen, aber zwischendurch sah sie doch zuweilen nach dem Hauptmann von Frankenberg und zu Maria-Ursula hinüber, schon weil sie den beiden wünschte, daß die sich nun endlich ebenso gut miteinander unterhalten möchten, wie sie selbst es schon seit Beginn der Tafel mit dem Grafen Hasso tat.

Und allmählich war zwischen den beiden anderen auch wirklich eine lebhaftere Unterhaltung in Fluß ge-

kommen und das lag daran, daß Hauptmann von Franckenberg, ein etwas mehr als mittelgroßer, schlanker Mensch von achtundzwanzig Jahren, mit einem sehr sympathischen Gesicht und sehr hübschen ehrlichen und treuen dunkelblauen Augen, durch den Wein, den er, wenn auch nur in sehr mäßigen Grenzen getrunken hatte, nun einen Teil seines einstigen Humors, der allerdings, wie er es selbst nannte, verdammt nach dem Galgen roch, wiedergefunden hatte. Aber Maria-Ursula tat ihm den Gefallen, über seine Bemerkungen zu lachen oder sich wenigstens zu amüsieren, wenn sie auch den bitteren Ernst heraushörte, der aus allem hervorklang, was er sagte, so auch jetzt, als er satirisch meinte: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß ich mir an dieser festlichen Tafel umso deplacierter vorkomme, je länger wir an der sitzen? Was war ein königlich preußischer Offizier früher und was ist er jetzt? Nichts ist von uns übrig geblieben und das ist auch schon im Interesse des festlichen Glanzes auf den Gesellschaften sehr zu bedauern. Wir waren bisher die Tafel- und die Saaldekoration und davon, daß wir die Träume so vieler jungen Mädchen bildeten, will ich garnicht erst reden. Aber trotzdem, was sollten die jungen Damen jetzt noch träumen? Was sind deren Träume, wenn in denen nicht wenigstens ein Leutnant vorkommt? Was ist die einsame Pappel auf dem Tempelhofer Felde, wenn unter der kein oberster Kriegsherr mehr stundenlang unbeweglich auf seinem mächtigen Gaul hält und die Parade über seine Truppen abnimmt?“

In diesem Sinne sprach er halb sarkastisch und halb belustigt auf sie ein und wenn sie auch so tat, als fasse sie das nur humoristisch auf, wenn sie auch lachte, um ihm dadurch zu zeigen, daß er nicht alles gar so tragisch nehmen dürfe, wieweil sie ihm seine Verbitterung vollständig nachfühlte, so wünschte sie sich doch, daß er ein anderes Unterhaltungsthema finden möchte und deshalb fragte sie ihn endlich, um schon seinetwillen dieses Gespräch zu beenden: „Sagen Sie bitte, Herr von Frankenberg, wenn Sie immer noch so unter den Neuerungen leiden, warum wollen Sie denn da Offizier bleiben? Es steht doch auch Ihnen wie jedem frei, sich einen anderen Beruf zu wählen.“

„Ja, gewiß, das könnte ich,“ stimmte er ihr bei, „aber vorläufig bin ich doch noch hier durch einen mir befohlenen Demobilisierungsauftrag festgehalten und dann bin ich nun einmal Soldat mit Leib und Seele. Ich bin es auch trotz der gänzlich veränderten Verhältnisse heute noch. Habe ich dem Vaterlande gedient als es ihm und damit auch uns gut ging, da muß ich auch jetzt dem Vaterlande dienen, da es ihm schlecht geht. Ich habe auch der neuen Regierung den Treueeid geleistet, aber ich kann nichts dafür, daß trotzdem die Erinnerungen an das Einst oft in mir wach werden und daraus kann man mir keinen Vorwurf machen, denn wie sagt doch das alte Wort, „an alles kann man sich gewöhnen, nur an das Einsame nicht.“ Und das ist jetzt gerade das Schlimmste, gnädiges Fräulein, man ist jetzt so einsam. Man hat die alten Kameraden

nicht mehr, in deren Kreise man sich aussprechen konnte, es fehlen die Kameraden, die einem früher alles ersetzten, die Eltern, die Geschwister und das Elternhaus. Ja das ist es, man ist jetzt mit allem, was einen beschäftigt, so ganz auf sich allein angewiesen, man hat keinen Menschen mehr, der Anteil an einem nimmt, man hat sogar vorläufig nicht einmal mehr einen Burschen, der früher oft mit geradezu rührender Liebe an einem hing und der unsereins versorgte, wie eine Mutter ihr Kind."

Das klang so traurig, daß nun wieder aufrichtiges Mitleid mit ihm in ihr wach wurde und daß sie sich plötzlich sagt: der Ärmste müßte heiraten, er müßte eine Frau finden, die mit ihren Anschauungen der Gegenwart angehört und unwillkürlich ertappte sie sich auf der Frage, ob sie ihm wohl diese Frau sein könne? Aber darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken und sie kam auch nicht dazu, denn in diesem Augenblick klang das helle frohe Lachen des Herrn von Ratzfeld, der sich an der Seite seiner Tischdame ausgezeichnet zu unterhalten schien, zu ihr herüber, sodaß sie die beiden beinahe beneidete. Warum nahm Herr von Frankenberg nur alles so schwer, warum konnte nicht auch er lachen und fröhlich sein wie Herr von Ratzfeld, der sich doch auch darein gefunden hatte, jetzt lediglich einer der vielen Offiziere a. D. zu sein. Allerdings, das wußten sie alle, Herr von Ratzfeld war mehr als froh gewesen, als er damals bei Ausbruch des Krieges seinen Adjutantenposten aufgeben und wieder aktiv in die Armee eintreten

konnte. Er hatte das Adjutantenspielen bei Hofe mehr als satt gehabt und damit hing es auch wohl zusammen, daß er bis jetzt allen Bitten Seiner Durchlaucht, zu ihm in die Verbannung zu kommen und bei ihm die Stellung eines sehr gut bezahlten Kabinettsekretärs anzunehmen, abgelehnt hatte. Aber trotz alledem, Herr von Ratzfeld war fröhlich und guter Dinge, allerdings hatte auch dem der traurige Ausgang des Krieges keine Enttäuschung bereitet, denn er hatte den, obgleich er gar kein Pessimist war, immer vorausgesagt.

Maria-Ursulas Gedanken weilten mehr bei Herrn von Ratzfeld als bei Herrn von Frankenberg und das blieb auch so, als ihr Tischherr nun endlich damit anfing, sie in anderer Weise zu unterhalten. Er plauderte mit ihr über dieses und jenes und war anscheinend ernstlich bemüht, sie vergessen zu lassen, daß er vorhin wieder einmal seinem bedrückten Herzen Luft machte. Aber das nicht allein, er sah sie nun zuweilen heimlich von der Seite an, so wie er sie, solange sie sich auch schon kannten, noch nie angesehen hatte, sodaß der Gedanke in ihr wach wurde: sollte auch ihm die Erkenntnis gekommen sein, daß es für ihn nur einen Ausweg gibt, um über alles, was ihn bedrückt, hinweg zu kommen und zwar den, sich zu verheiraten und sollte er dabei an dich denken? Das machte sie nun unruhig und verwirrt, schon weil der erste Gedanke in dieser Hinsicht von ihr ausgegangen war und weil sie sich sagte: vielleicht wäre er selbst nie darauf verfallen, wenn du ihm

damit nicht vorangegangen wärest. Vielleicht, nein sicher, hat er dir angemerkt, was dich, wenn auch nur flüchtig, im stillen beschäftigte. So war und blieb sie etwas unruhig und verwirrt, obgleich sie sich die größte Mühe gab, das zu verheimlichen und deshalb war sie froh, als man endlich vom Tisch aufstand und sich in die anderen Gesellschaftsräume begab, in denen der Kaffee, die Liköre, die Zigarren und Zigaretten herumgereicht wurden. Man saß und stand in zwangslosen Gruppen herum und nun, da nicht mehr die fremden Lohndiener servierten, sondern nur die eigenen Diener des Hauses, deren treue Gesinnung erwiesen war, sprach man eigentlich zum erstenmal von dem wirklichen Geburtstagskind, der alten Durchlaucht, der am frühen Morgen mit dem Grafen Mehnert ein Glückwunschtelegramm ausgetauscht hatte. Man sprach auch darüber, wie es ihm und seiner hohen Gemahlin wohl gehen möge, denn es war schon ein paar Wochen her, daß man zuletzt etwas von ihnen gehört hatte, bis sich nun Herr von Ratzfeld mit den Worten in die Unterhaltung mischte: „Die Herrschaften brauchen sich wegen des Herzogs-paares in keiner Weise zu beunruhigen. Ich hatte erst gestern einen Brief von der Frau Herzogin, die sich im Namen des Herzogs bei mir für eine kleine Gefälligkeit, die ich ihnen von hier aus erweisen konnte, bedankt. Der Brief enthält zwar keinerlei irgendwelche interessante Neuigkeiten, aber ich habe ihn für alle Fälle mitgebracht und bin gern bereit, ihn vorzulesen.“

Das tat Herr von Ratzfeld auf allgemeinen Wunsch denn auch und der Brief erregte allgemeines Interesse, obgleich der nur von sehr gleichgültigen Dingen handelte, bis das ziemlich weitläufige Schreiben mit den Worten schloß: „Mein Mann und ich senden Ihnen und allen unseren treuen Freunden unsere herzlichsten Grüße.“

Wenn der Brief nicht von der Frau Herzogin gewesen wäre, hätte man sich den sicher nicht bis zu Ende vorlesen lassen, so langweilig war der, aber mit Rücksicht auf die hohe Schreiberin hörte man dem Adjutanten voller Spannung zu, ja als Herr von Ratzfeld den Brief nun wieder in die Brusttasche seines Fracks gesteckt hatte, wollte man über das Schreiben sogar in einen allgemeinen Meinungs-
tausch eintreten, als plötzlich die beinahe tränen-
erstickte Stimme der Frau von Willberg erklang: „Das denke ich mir furchtbar, das denke ich mir das Furchtbarste von allem, was das schwergeprüfte Herzogspaar hat durchmachen müssen.“

Alle blickten die ebenso hübsche wie elegante Witwe mehr als erstaunt und verwundert an, denn niemand begriff im Augenblick, worauf sich dieser Ausruf bezog, aber diese Worte bewiesen den anderen doch, daß Frau von Willberg etwas aus dem Brief herausgehört haben mußte, was sie im Interesse der hohen Herrschaften besonders schmerzlich berührte und das ärgerte die anderen, denn ihnen war an dem Schreiben, abgesehen davon, daß es langweilig war, nichts Besonderes aufgefallen und daß gerade Frau

von Willberg sich als so zartfühlend erwies, ausgerechnet die, das wollte den anderen absolut nicht in den Sinn, denn Frau von Willberg hatte, nachdem sie vor Jahren hierher übersiedelt war, es lange vergebens versucht, in die Hofgesellschaft Eingang zu finden und das wäre ihr auch sicher niemals gelungen, wenn ihre beiden wundervollen Rappen nicht kurz vor Ausbruch des Krieges das Interesse des Herzogs erweckt und wenn dieser nicht den inzwischen verstorbenen Oberstallmeister zu ihr geschickt hätte, um mit ihr wegen des Ankaufes der Pferde für den herzoglichen Marstall zu unterhandeln. Durch den Oberstallmeister hatte sie dessen Frau kennen gelernt, durch diese war sie wieder einigen Damen vorgestellt worden und so hatte es sich nach und nach doch gemacht, daß sie mit ihrer Tochter in die Hofgesellschaft hinein kam. Allerdings, ihr sehnlichster Wunsch, bei Hofe vorgestellt zu werden, war nicht in Erfüllung gegangen, denn gerade an dem Tage, für den die Frau Herzogin sich bereit erklärt hatte, Frau von Willberg in Audienz zu empfangen und dieser höchst-eigenhändig die Rotekreuzmedaille in Anerkennung der großen Summen, die diese während des Krieges für das unter dem hohen Protektorat der Frau Herzogin stehende Rote Kreuz zur Verfügung gestellt hatte, zu überreichen, gerade an dem Tage, an dem die Audienz stattfinden sollte, brach die Revolution aus. Mit der Audienz war es ein- für allemal vorbei und daß Frau von Willberg, die es nach Ansicht aller nur darauf angelegt hatte, eines Tages bei Hofe

vorgestellt zu werden, ja, die nach der ehrlichsten Überzeugung aller mit ihrer Tochter Maria-Ursula nur deshalb vor Jahren hierher übersiedelte, um bei Hofe zu verkehren, daß Frau von Willberg nun nicht zur Audienz gelangte, das war nach der Ansicht einiger scharfzüngiger Damen das Einzige, was wenigstens etwas mit dem Ausbruch der Revolution aussöhnen konnte. Deshalb hatte man die schöne Witwe, deren brennendster Wunsch so jäh scheiterte, auch nicht bemitleidet, sondern man hatte sie nur verlacht und verspottet und das Mitleid war auch dann nicht wach geworden, als man erfuhr, daß Frau von Willberg einen heftigen Nervenchock erlitt, als sie einsehen mußte, daß es mit ihren Hoffnungen, zu Hofe zu kommen, nun für immer vorbei war.

Na, Gott sei Dank, bei Hofe war die schöne und gesellschaftlich so ehrgeizige Frau nicht vorgestellt worden und eigentlich gehörte sie trotz ihres Adels als Fremde auch nicht in die hiesige Hofgesellschaft hinein, aber da sie nun einmal in die hineingekommen war, duldeten man sie auch in der weiter, da man persönlich weder an ihr, noch an ihrer Tochter etwas auszusetzen hatte. Aber trotzdem, daß die schöne Witwe im Gegensatz zu den übrigen Gästen von dem Brief der Frau Herzogin derartig gerührt wurde, ohne daß die anderen wußten warum und weshalb, das war durchaus ungehörig. Niemand verstand sie, selbst Maria-Ursula blickte ganz verwundert auf ihre Mutter, die jetzt ihr dünnes Battisttuch an die wunderbar schönen dunklen Augen führte und Maria-

Ursula war es denn auch, die endlich fragte: „Aber Muttchen, was hast Du denn nur?“

„Kind, das verstehst Du nicht, dafür bist Du noch zu jung,“ gab die Mutter mit gramerfüllter Stimme zur Antwort, um nach einer kleinen Pause fortzufahren: „Was ahnst Du davon, wie der armen Frau Herzogin zumute sein muß, wenn sie in dem vorhin vorgelesenen Briefe ganz einfach schreibt: mein Mann und ich, anstatt wie früher, wie noch in den Briefen, in denen die Frau Herzogin sich bei mir persönlich für die geringen Summen bedankte, die ich der hohen Frau für ihre Kriegssammlungen zur Verfügung stellen konnte: „Seine Durchlaucht der Herzog, mein hoher Gemahl und ich“ und statt dessen nun ganz einfach „mein Mann und ich“. Das finde ich furchtbar, das finde ich das Furchtbarste von allem.“

Das also war es. Nun wußten die anderen Bescheid, aber eins wußten sie doch noch nicht. War der Kummer, den Frau von Willberg da zur Schau trug, echt oder heuchelte sie den nur, um bei der Gelegenheit einmal wieder die Briefe erwähnen zu können, die die Frau Herzogin ihr sandte und die die schöne Witwe von Zeit zu Zeit anzuführen pflegte, um damit gleichsam zu sagen: ich bin zwar nicht bei Hofe vorgestellt, höhere Gewalten haben das im letzten Augenblick verhindert, aber trotzdem auf Grund der beiden Briefe, die die Frau Herzogin mir schrieb, gehöre ich dennoch zu Euch.

War Frau von Willbergs Kummer, den sie zur Schau trug, echt, oder nicht? Das versuchte einer und

namentlich eine in den Blicken der anderen zu lesen, aber allzu weit kam man mit dieser Lektüre nicht, denn in die allgemeine Stille, die plötzlich herrschte, erklang nun die Stimme des Kammerherrn von Lüscho: „Es hat keinen Zweck, daß ich weiter darüber nachdenke, ich muß mein Gedächtnis wieder zu Hause auf dem Schreibtisch haben liegen lassen, obgleich meine Wirtschafterin mich vor dem Fortgehen noch ganz besonders ermahnte, es gerade heute nicht zu vergessen.“

Der Zwischenfall Frau von Willberg war erledigt und unwillkürlich lachten alle, die die letzten Worte hörten, lustig auf, denn der Kammerherr von Lüscho, ein alter eingefleischter Junggeselle, war allgemein dafür bekannt, daß er sein Gedächtnis stets vergaß. Und dabei wußte gerade er immer angeblich die interessantesten Neuigkeiten zu erzählen, aber er kam nie dazu, die zum besten zu geben, weil er die längst wieder vergessen hatte, wenn er die an seinem Stammtisch oder wie jetzt in einer Gesellschaft erzählen wollte. Alle lachten und wie immer wurde der alte Kammerherr auch heute wieder geneckt und gefoppt, der Herr General von Bärmann aber, der Festredner des Abends, der wie ein geschwollener Pfau herumstand, benutzte, eitel wie er war, die Gelegenheit, um es der Gesellschaft gründlich unter die Nase zu reiben, daß sie ihm bisher zu seiner Rede noch nicht gratulierte und meinte nun mit erhobener Stimme: „Sicher vermissen Sie Ihr Gedächtnis in diesem Augenblick nur deshalb, Herr von Lüscho, weil Ihnen,

wenn auch nur unklar und gewissermaßen unbewußt eingefallen ist, daß Sie mir immer noch nicht gesagt haben, wie sehr Ihnen mein Toast, den ich auf das hochverehrte Geburtstagskind ausbrachte, gefallen hat."

Aber der Herr General erreichte mit diesen Worten, die ob der Eitelkeit, die daraus hervorklang, ein allgemeines mißbilligendes Schütteln des Kopfes hervorriefen, bei Herrn von Lüschoff weiter nichts, als daß dieser ihm ganz erstaunt zurief: „Sie haben bei Tisch eine Rede gehalten, Herr General? Nehmen Sie es mir nicht übel, aber davon weiß ich garnichts. Entweder habe ich nicht auf die hingehört, weil ich schon da im stillen über das nachdachte, was ich nach aufgehobener Tafel selbst zum besten geben wollte, oder wenn ich auf Ihre Rede achtete, habe ich die längst wieder vergessen, ebenso wie das andere und dabei hätte gerade die Neuigkeit, die ich heute in petto hatte, alle Anwesenden ganz außerordentlich interessiert."

Das sagte Herr von Lüschoff zwar stets, wenn er etwas vergessen hatte und auch deshalb wollte man ihn wieder erneut auslachen und sich über ihn lustig machen, aber man tat es doch nicht, denn seine Stimme klang heute viel verzweifelter als sonst, sodaß alle sich unwillkürlich fragten: „Sollte er heute ausnahmsweise einmal wirklich eine interessante Neuigkeit gehabt haben, dann wäre es ein Jammer, daß er die vergaß."

So redete man ihm plötzlich gut zu, er möge sich

ein bißchen Mühe geben, damit ihm das Entfallene wieder einfalle und Herr von Lüschow befolgte den Rat, den man ihm gab. Er zog sich in ein Nebenzimmer zurück, setzte sich dort in einen bequemen Sessel und dachte derartig nach, daß ihm bald sämtliche Nerven im Kopfe weh taten und daß er sich fortwährend mit dem seidenen Tuch die Stirn trocknen mußte. Er dachte nach und zu seinem eigenen grenzenlosen Erstaunen nicht ohne Erfolg und dieser Erfolg kam sogar verhältnismäßig sehr schnell. Er hatte kaum eine Stunde in dem stillen Zimmer gegessen, als er mit einem ganz verklärten Gesicht wieder unter die anderen Gäste trat und diesen zurufen konnte: „Ich hab's, ich hab's und jetzt vergesse ich es auch nicht wieder. Allerdings möchte ich die verehrten Herrschaften gleich bitten, mich in meiner Erzählung nicht zu oft zu unterbrechen, mit der ich, wenn es den Herrschaften recht ist, gleich beginnen möchte.“ Und nachdem man ihn darum gebeten hatte, begann er: „Dann also hören Sie, meine Herrschaften. Ich war heute nachmittag in der Stadt und da ich bei dem Verlassen meiner Wohnung vergessen hatte, meiner Wirtschafterin einen sehr wichtigen Auftrag zu erteilen, ging ich in das Hotel zum Weißen Falken, um dort nach Hause zu telefonieren und als ich aus der Telephonzelle wieder in die Halle trat —“

„Da hatten Sie nicht telefoniert, Herr von Lüschow, sondern da hatten Sie vergessen, was Sie telefonieren wollten,“ rief der General von Bärmann

dazwischen, der die Abfuhr, die er sich vorhin bei Herrn von Lüschoff holte, noch nicht vergessen hatte und der sich nun dafür, soweit er es konnte, rächen wollte. Aber seine Bemerkung fiel auf keinen dankbaren Boden, der General mußte es voller Ingrimmschmerz sehen, daß seine Worte auch nicht das leiseste Lächeln hervorriefen, ja man rief ihm sogar von verschiedenen Seiten ein ziemlich energisches „Pst pst“ zu, Herr von Lüschoff selbst aber richtete sich stolz auf und meinte siegesgewiß: „O nein, so vergeßlich bin ich nun denn doch nicht und zum Überfluß hatte ich mir, bevor ich die Telephonzelle betrat, das, was ich meiner Wirtschafterin sagen wollte, auf ein Blatt meines Notizblocks notiert, den ich zu Hause nie vergesse, da meine Wirtschafterin ihn mir, bevor ich fortgehe, regelmäßig in die Rocktasche steckt. Aber es handelt sich hier nicht um das, was in der Telephonzelle geschah, sondern um das, was ich erlebte, als ich wieder in die Hotelhalle trat, noch richtiger gesagt um das, was ich dort sah und da sah ich sie, die neuen Besitzer des Schloßes Geisau, das unser lieber einstiger Freund, Herr von Ricknitz, zum Verkauf stellte, nachdem er das große Unglück gehabt hatte, der höchsten Ungnade zu verfallen und nachdem es dadurch selbstverständlich auch uns unmöglich geworden war, weiter mit ihm und seiner Gemahlin zu verkehren, wenn nicht auch wir uns der Gefahr aussetzen wollten, die höchste Ungnade auf uns zu laden, na und das ging natürlich nicht, das waren wir uns selbst schuldig.“

Ja, das waren sie sich selbst schuldig gewesen, das sahen auch jetzt alle wieder ein, als sie an den Tag zurückdachten, an dem es plötzlich hieß: Herr von Ricknitz ist in Ungnade gefallen und zwar derartig, daß Seine Durchlaucht den Wunsch geäußert hat, es möge in seiner Gegenwart nie wieder dessen Name genannt werden. Und das Schlimmste war, diese Ungnade war nicht einmal ganz unverdient gewesen. Herr von Ricknitz, der kaum zwei Stunden von der Residenz entfernt ein zwar nicht allzu großes, aber sehr schön gelegenes Gut mit herrlichen Waldungen und einer sehr guten Jagd besaß, hatte Seine Durchlaucht, obgleich der absolut kein Jäger war, zweimal zu bewegen gewußt, bei ihm zu jagen. Das erstemal hatte er ihm einen ganz besonders kapitalen Rehbock, das zweitemal, zur Zeit der Balz, einen prachtvollen Auerhahn in totensichere Aussicht gestellt, aber beidemale war der Herzog unverrichteter Sache nach Hause gekommen. Auf den Rehbock hatte er vorbeigeschossen, und auf den Auerhahn war er überhaupt nicht zu Schuß gekommen, weil der Hahn im letzten Augenblick seinen Balzbaum gewechselt hatte. Und von dem letzten mißglückten Jagdausflug war der Herzog nicht nur in der schlechtesten Stimmung, sondern auch mit einer fürchterlichen Erkältung zurückgekommen. Seine Durchlaucht mußte ein paar Tage lang das Bett hüten und das nahm der hohe Herr dem Jagdherrn, bei dem er zu Gast gewesen war, ganz außerordentlich übel. Es dauerte beinahe eine ganze Woche, bis das höchste Befinden des Landesherrn

ganz wieder dessen höchsteigenen Wünschen entsprach, aber als er dann genesen war, da war Herr von Ricknitz für immer für ihn erledigt. Wie hatte der ihn, den Herzog, dem aussetzen können, zweimal un-
verrichteter Sache von einem Jagdausflug zurück zu kehren? Was sollte das Volk von seinem Herrscher denken, wenn es in der Zeitung las, daß höchstderselbe von höchstseinem Jagdausflug nicht ganz höchstbefriedigt zurückgekehrt sei? Die Schuld an allem aber trug nur der Jagdherr, nur der allein. Herr von Ricknitz fiel in Ungnade und die übrige Hofgesellschaft mußte ihn und seine Frau natürlich auch fallen lassen, obgleich das allen aufrichtig leid tat, denn Herr und Frau von Ricknitz waren beide sehr beliebt gewesen und man hatte auf dem schönen Gut, das man mit der Sekundärbahn in anderthalb Stunden bequem erreichte, sehr vergnügte und schöne Stunden verlebt. Herr von Ricknitz war nach Verlust der herzoglichen Gnade nach Westpreußen übersiedelt, wo er sich ein neues großes Gut kaufte. Seine Besitzung Geisau aber hatte er gleich zum Verkauf gestellt und die weitere Bewirtschaftung einstweilen seinem bewährten Inspektor übergeben, bis sich ein Käufer gefunden hätte, was voraussichtlich lange dauern würde, da Herr von Ricknitz auf das Bestimmteste erklärte, von dem hohen Preis, den er forderte, auch nicht fünf Pfennige ablassen zu wollen. Und bis sich ein Käufer fand, hatte es tatsächlich solange gedauert, daß man inzwischen fast jedes Interesse daran verlor, ob und in welche andere Hände das Gut übergehen würde.

Selbst als man vor einigen Wochen in dem Stadtblatt las, Geisau sei nun endlich verkauft worden, hatte die Nachricht das erloschene Interesse nicht sonderlich zu beleben vermocht, schon weil der neue Besitzer ein Bürgerlicher war. Deshalb begriff man jetzt auch nicht recht, warum diese Neuigkeit, die Herr von Lüschow nun zum besten gab, für sie irgendwie von besonderem Interesse sein sollte. Um ihnen zu erzählen, daß die neuen Leute angekommen seien, hätte er es wirklich nicht nötig gehabt, sein Gedächtnis derartig anzustrengen, daß er auch jetzt noch ganz blaß und angegriffen aussah. So klang denn auch eine leise Ironie aus der Frage hervor, als man sich eigentlich nur aus Höflichkeit gegen den Kammerherrn erkundigte: „Nun, Herr von Lüschow, was ist mit diesen Leuten? Haben Sie an denen etwas Besonderes bemerkt oder sind die Ihnen durch irgend etwas aufgefallen?“

„Das ist es ja gerade, was ich den Herrschaften erzählen wollte,“ nahm Herr von Lüschow jetzt wieder das Wort, „das, was mir in erster Linie auffiel, war eine immerhin nur flüchtige, aber trotzdem vorhandene Ähnlichkeit, die dieser Herr Flämmer, denn so heißt er, mit unserem hochverehrten Geburtstagskinde hat.“

„Mit Seiner Durchlaucht, dem Herzog?“ riefen verschiedene Stimmen ebenso erstaunt wie erschrocken.

Aber Herr von Lüschow winkte ab: „Nein, das selbstverständlich nicht, meine Herrschaften, denn

das käme wohl selbst in der jetzigen Zeit noch einer Fürstenbeleidigung gleich, wenn man einem ehemaligen regierenden Herrn so ähnlich sähe, daß unter Umständen vielleicht sogar eine, wenn auch nur vorübergehende Verwechslung der beiden Herren stattfinden könne. Nein, Seiner Hoheit sieht dieser Herr Flämmer nicht ähnlich, wohl aber unserem sehr verehrten Herrn Grafen."

„Na, seien Sie so freundlich, mein lieber Herr von Lüschoff," warf dieser keineswegs angenehm berührt ein.

Der Kammerherr zuckte bedauernd die Achseln: „Es tut mir ja selbst außerordentlich leid, Herr Graf, daß ich diese Ähnlichkeit auf den ersten Blick feststellen mußte und doch blieb mir nichts anderes übrig. Dieser Herr Flämmer hat dieselbe hohe Figur, dieselbe Haltung, denselben Bart, ebenfalls dunkle Augen, aber trotzdem ist diese Ähnlichkeit natürlich nur eine geringe und vor allen Dingen ist sie nur eine äußerliche."

„Das möchte ich mir aber auch wirklich sehr ausgebeten haben," knurrte der Hausherr ziemlich erregt vor sich hin.

„Bitte machen Sie sich nur keine unnötigen Sorgen," beeilte Herr von Lüschoff sich, den Grafen zu beruhigen, ich wiederhole nochmals, die Ähnlichkeit ist nur äußerlich, denn innerlich oder richtiger gesagt, in bezug auf Ihre Anschauungen sind Sie beide grundverschieden, denn wie mir der Wirt des Hotels, mit dem ich mich über Herrn Flämmer und seine

Angehörigen unterhielt, als diese mit dem Lift in ihre Zimmer gefahren waren, erzählte, hat Herr Flämning dem Wirt gegenüber geäußert, er hätte bei der Wahl zur Nationalversammlung seine Stimme der demokratischen Partei gegeben und er würde diese sogar den Mehrheitssozialisten gegeben haben, wenn diese es rechtzeitig verstanden hätten, den Spartakusleuten gegenüber ihre Autorität zu bewahren. Wie Herr Flämning dazugekommen ist, mit dem Wirt so schnell über seine politischen Anschauungen zu sprechen, das weiß ich allerdings nicht."

„Und das interessiert uns wohl auch nicht,“ fiel Graf Mehnert dem Kammerherrn in das Wort, um gleich darauf erregt fortzufahren: „Und mit einem solchen Menschen, der demokratisch gewählt hat, habe ich eine wenn auch nur flüchtige Ähnlichkeit! Das ist ja beinahe eine Beleidigung für mich. Aber das nicht allein, wie konnte Herr von Ricknitz seinen Besitz, der doch schon viele Jahrhunderte hindurch in seiner Familie war, an einen Demokraten, der beinahe ein Mehrheitssozialist ist, verkaufen? Herr von Ricknitz ist doch reich genug, als daß er es nötig gehabt hätte, sein Gut lediglich des Geldes wegen an den ersten besten zu veräußern. Er hätte sich nach der politischen Überzeugung seines Nachfolgers beizeiten erkundigen müssen. Daß der das nicht tat, kann und werde ich ihm nie verzeihen.“ Und mehr als erregt schloß er: „Das hätten Sie mir nicht erzählen dürfen, mein lieber Herr von Lüscho, gründlicher hätten Sie mir meine Geburtstagsfeier nicht verderben können.“

Der einstige Kammerherr bekam einen dunkelroten Kopf und schnappte eine ganze Weile nach Luft, bis er endlich meinte: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Graf, jede derartige Absicht lag mir natürlich vollständig fern und wenn ich das hätte vorausahnen können, hätte ich selbstverständlich geschwiegen. Aber das, was ich bisher erzählte, sollte eigentlich nur die Einleitung, gewissermaßen der Übergang zu dem sein, was ich sonst noch erzählen wollte, nämlich daß dieser Herr Flämning einen etwa siebenundzwanzigjährigen geradezu auffallend hübschen Sohn hat, der den Krieg als Offizier mitmachte und sich hohe Orden verdiente. Ferner, daß er fast eine ebenso hübsche und ungefähr zweiundzwanzigjährige Tochter besitzt und schließlich, daß sich in der Begleitung der Familie Flämning noch ein, fast hätte ich gesagt, geradezu blendend hübsches junges Mädchen in der Mitte der Zwanzig befindet, das, wie mir der Wirt erzählte, bei Herrn Flämning die Stellung einer Privatsekretärin bekleidet. Ich weiß das alles nur, weil ich offen gestehen muß, daß ich noch nie oder seitens drei so auffallend hübsche junge Menschen nebeneinander gesehen habe.“

„Dann freuen Sie sich, mein lieber Herr von Lüschoff,“ meinte Graf Mehnert, der mit diesen Worten den höflichen Versuch machte, das Gespräch über diese ihm im höchsten Grade unsympathische Familie Flämning für immer zu beenden, aber das gelang ihm nicht, denn eine der Damen erkundigte

sich: „Und die Frau Flämning? Der Mann wird doch auch eine Frau haben?“

„Er ha sie gehabt,“ gab Herr von Lüschow weitere Auskunft, „wie der Wirt mir erzählte, ist Herr Flämning bereits seit langen Jahren Witwer.“

„Da wird er also sicher eines Tages seine Sekretärin heiraten,“ warf da eine andere Dame ein und als die anderen sie wegen ihrer Kombinationsgabe etwas verwundert ansahen, fuhr sie fort: „Aber ich bitte Sie, meine Herrschaften, das kennt man doch aus dem Kientopp. Auch da sind diese Sekretärinnen immer sehr hübsch und sehr schick. Sie verstehen es, sich bei ihrem Brotherrn beliebt und unentbehrlich zu machen, sie intrigieren gegen die Kinder ihres Chefs, sie ruhen nicht eher, bis sie die zum Hause hinausgegrault haben und wenn sie das glücklich erreichten, heiraten sie den ehemaligen Chef, der dann selbstverständlich mit seiner einstigen Angestellten sehr unglücklich wird und der sich eines Tages das Leben nimmt, weil er seine Kinder, die ihn vor dieser Heirat warnten, voreilig verstieß.“ Und triumphierend schloß sie: „Passen Sie auf, meine Herrschaften, diese Kientopptragödie wird sich sehr bald auf Schloß Geisau abspielen und ich fürchte, wir werden das sogar sehr bald miterleben.“

„Was, mit—er—le—ben?“ fragte eine andere Dame die Sprecherin mehr als verwundert und wiederholte nun noch einmal: „Was miterleben? Ja, meine sehr verehrte gnädige Frau, existieren denn die neuen Leute auf Schloß Geisau irgendwie für Sie? Daß die

Leute bürgerlich sind, ist ja noch nicht der schlimmste Vorwurf, den man ihnen machen könnte und schließlich, wo blieben wir selbst, wenn alle Menschen von Geburt aus adlig wären? Nein, es muß auch Bürgerliche geben. Aber eine Familie, in der vielleicht selbst der Sohn und die Tochter und selbstverständlich auch die Sekretärin ihre Stimmen den Demokraten gaben, existierten für mich nicht, und wenn die Leute es wagen sollten, eines Tages bei mir ihren Besuch zu machen, i c h bin jedenfalls für die nicht zu Hause und ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß wir alle nicht zu Hause sein werden, wenn diese Familie Flämning bei uns in der Hofgesellschaft Eingang zu finden versuchen sollte."

„Bravo, meine sehr verehrte gnädige Frau," rief der alte Graf Mehnert der Sprecherin zu, „was Sie da eben sagten, gnädigste Frau, ist mir und ich bin dessen sicher, wohl uns allen aus der Seele gesprochen. Ein Umgang mit Demokraten wäre doch für uns, die wir die Ehre hatten, bei Hofe zu verkehren, einfach ein Ding der Unmöglichkeit und wenn ich mir vorstellen sollte, ich müßte in diesen Räumen, in denen meine Frau und ich so oft das durchlauchtigste Herzogspaar bei uns sahen, diese demokratische Gesellschaft empfangen, aber nein, das vermag ich mir ganz einfach nicht vorzustellen, das geht über meine geistige Kraft."

„Aber Vater, errege Dich doch nicht so," meinte Graf Hasso, neben seinen Vater tretend und diesem seine Hand auf die Schulter legend. Und am liebstem hätte er, um seinen alten Herrn zu beruhigen, weiter

hinzugesetzt: „Vater, warte es nur erst mal ab, wie sich alles entwickelt. Vielleicht ist dieser Herr Fläm-
ming trotz seiner politischen Gesinnung, die auch ich selbstverständlich nicht teile, ein wirklicher Herr,
dessen Umgang man garnicht so ängstlich zu meiden braucht.“ Aber er sah es voraus, daß er mit diesen
Worten vielleicht nur Oel in das Feuer gießen würde und er befürchtete, daß er dadurch wenigstens sei-
nem Vater, der ihn durch und durch kannte, etwas von dem verraten könne, was ihn im stillen beschäftigte.
Und das war die Hoffnung und der Gedanke, so oder so bald einmal die angeblich auffallend hübsche Pri-
vatsekretärin dieses Herrn Fläm-
ming kennen zu lernen. Die Erinnerung an ein anderes süßes kleines Mäd-
chen, mit dem er vor Jahren in seiner alten Garnison selige Zeiten der Liebe verlebte, wurde plötzlich in
ihm wach. Olly hieß sie und war die erste Maschinenschreiberin in dem Büro eines Rechtsanwaltes gewe-
sen. Die Olly war nicht nur ein süßes Geschöpf, son-
dern für ihre Verhältnisse auch sehr gebildet, sodaß man sich mit ihr über alle möglichen Dinge ausge-
zeichnet unterhalten konnte. Nur einen Fehler hatte die Olly gehabt, sie wünschte sich fast jeden Tag
etwas anderes und noch dazu meistens etwas sehr kostspieliges. Na, sein guter Vater, der ja auch einmal
jung gewesen war, hatte ihm immer geholfen, diese ihre Wünsche zu erfüllen. Aber davon abgesehen, war
Olly wirklich ein süßes Geschöpf gewesen und wenn sich nun mit der Sekretärin dieses Herrn Fläm-
ming ein ähnliches Tachtel-Mechteln anbandeln ließ, ihm

sollte und konnte das nur recht sein. Dafür, daß die Sache, wenn sie erst gediehen war, nicht an die große Glocke käme, würde er schon zu sorgen wissen. Er hatte eine äußerst glückliche Hand darin, solche Affären derartig diskret zu behandeln, daß kein Mensch etwas davon erfuhr, selbst in seiner alten Garnison hatte nicht einer der Kameraden auch nur das leiseste davon geahnt, wie es um ihn und die Olly stand. Und hier durfte natürlich erst recht nichts davon bekannt werden, das war er schon dem Mädchel schuldig, aber das schuldete er auch der Baronesse Benita, die da wohl mit Sicherheit darauf rechnete, dereinst seine Frau zu werden, wie er ja selbst schon zuweilen daran gedacht hatte, ernstlich um sie zu werben. Aber war er denn schon zur Ehe reif? Hatten sich solche soliden Gedanken seiner nicht nur deshalb bemächtigt, weil er hier untätig herumsaß und weil es seinem Empfinden widersprach, sich hier in der Stadt mit einer kleinen gefälligen Verkäuferin oder einem ähnlichen Mädchen einzulassen? War er wirklich schon zur Ehe reif? Bisher hatte er sich zuweilen das ganz ernsthaft eingeredet, aber nun, da er, wenn auch noch in weiter und sehr ungewisser Ferne die Möglichkeit eines neuen Liebesabenteuers sah, gestand er sich offen ein, daß er immer noch ein Saulus und noch lange kein Paulus war. Aber die Erkenntnis stimmte ihn nicht traurig, die machte ihn froh und glücklich, das Leben erschien ihm plötzlich trotz allem doch wieder lebenswert, ja, kam es ihm nur so vor, oder fröstelte ihn jetzt wirklich nicht mehr? Floß das Blut tatsäch-

lich wie einst warm und heiß durch seine Adern? Er dachte an seine Olly, er sehnte sich nach der hübschen Unbekannten, vor allen Dingen aber sehnte er sich jetzt plötzlich danach, ein junges Mädchen, wenn auch nur in allen Ehren, im Arm zu halten und deshalb bat er nun, immer noch neben seinem Vater stehend und immer noch seine Hand auf dessen Schulter haltend: „Weißt Du, Vater, wenn es Dir recht ist, lasse ich jetzt schon mit dem Tanzen anfangen,“ und sich an seine Gäste wendend, bat er: „Meine sehr verehrten Herrschaften, wenn Sie mit mir derselben Ansicht sein sollten, dann bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: der erste Walzer soll leben und alle folgenden daneben!“

Und nicht nur die beiden jungen Damen, sondern auch die tanzlustigen jüngeren verheirateten stimmten lebhaft in den Ruf ein. Und nachdem Graf Hasso sich persönlich davon überzeugt hatte, daß in dem großen Speisesaal von den Lohndienern alle Möbel beiseite gerückt waren und daß die Musiker sich bereits eingefunden hatten, begann der erste Walzer, bei dem Graf Hasso die Baronesse Benita, zuweilen anscheinend allerdings ganz unbeabsichtigt, so fest und so dicht an sich preßte, daß diese ihren Tänzer kaum wiedererkannt und daß die sich ein paarmal im stillen fragte: was ist denn nur plötzlich in den Grafen gefahren? Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, wie mäßig er bei Tisch mit dem Trinken war, möchte ich glauben, er hätte des Guten ein klein wenig zuviel getan, denn so wie er es tut, tanzt man doch

eigentlich nicht mit einer jungen Dame der Gesellschaft. Aber wenn sie das auch dachte, so leistete sie doch keinen Widerstand, als er jetzt erneut seine Arme fester um ihre schlanke Taille legte, ja das nicht allein, der Rausch, den er zu empfinden schien, während er sie im Arm hielt, übertrug sich auch plötzlich auf sie, sodaß sie sich nun mit geschlossenen Augen willenlos von ihm dahinführen ließ.

Dem ersten Walzer folgten noch viele andere und wenn selbstverständlich auch die verheirateten Damen fleißig zum Tanz aufgefordert wurden, so waren die beiden jungen Mädchen naturgemäß die begehrtesten Tänzerinnen, wenigstens von seiten der unverheirateten jungen Herren. So kam Baronesse Benita, aber auch Maria-Ursula kaum zum Ausruhen und die letztere freute sich immer aufs neue, so oft Herr von Ratzfeld sich ihr näherte, um einen Tanz von ihr zu erbitten, das schon deshalb, weil er ein glänzender Tänzer war und weil er für gewöhnlich mit frischen lustigen Augen in die Welt blickte. Jetzt aber während des Tanzens schien er etwas verärgert und als sie sich voller Teilnahme, keineswegs lediglich aus Neugierde bei ihm erkundigte, was ihm nach Tisch plötzlich die Laune verdorben habe, da erzählte er ihr kurz, was ihn beschäftigte: „Sie werden es vielleicht bemerkt haben, gnädiges Fräulein, daß ich in dem Brief etwas übersprang und zwar war das, unter uns gesagt, eine Stelle, in der die Frau Herzogin der bestimmten Erwartung Ausdruck gibt, ich möchte doch noch eines Tages die mir angebotene Stellung bei dem Herzog

annehmen. Ich weiß, der alte Herr hat nun einmal einen Narren an mir gefressen, wengleich es mir ganz unklar ist, wie ich zu dieser Auszeichnung komme, denn ich habe nie etwas getan, um mich bei Hofe beliebt zu machen. Aber trotzdem, der Herzog läßt mir keine Ruhe und wenn ich auch felsenfest entschlossen bin, seinem Ruf nicht zu folgen, so fühle ich doch, daß ich trotz alledem eines Tages nachgeben werde, weil ich auf die Dauer nicht weiß, unter welchem Vorwande ich immer aufs neue wieder nein sagen kann. Und daß ich das nicht weiß, daß ich mir darüber immer vergebens den Kopf zerbreche, das ärgert und verstimmt mich, so oft ich daran denke und das verstimmt mich auch jetzt, weil ich, da ich den Brief vorlesen mußte, abermals daran denke."

Das fühlte sie ihm zwar nach, aber sie begriff und verstand ihn dennoch nicht ganz, denn wenn auch nicht in dem Maße, wie ihre Mutter das tat, hatte doch auch sie früher alle beneidet, die bei Hofe verkehrten und auch sie hatte davon geträumt, wenn ihre Mutter erst bei Hofe vorgestellt worden war, dann auch ihrerseits eines Tages dort präsentiert zu werden. Auch ihr hatte die Revolution einen dicken Strich durch diesen ihren Jungen-Mädchen-Traum gemacht, aber wenn der Herzog auch vorläufig abgesetzt war, für sie war und blieb er doch der Herzog und ihre Liebe und Verehrung für die Frau Herzogin waren, seitdem diese nicht mehr in der Stadt weilte, eher gestiegen, als daß die nachgelassen hätte. Und da wurde mit einemmal ganz plötzlich, während sie weiter

mit Herrn von Ratzfeld plauderte, der Gedanke in ihr wach: Was dann, wenn es dir vielleicht gelingen sollte, doch noch seine Liebe zu gewinnen? Dann als seine Frau kämst du doch noch an den Hof, wenigstens in die allernächste Nähe der hohen Herrschaften, denn da würdest du nicht eher Ruhe geben, als bis dein Verlobter oder dein Mann sich bereit erklärt hat, dem ehrenden Ruf des Herzogs zu folgen. Und mit einemmal wurden gesellschaftliche ehrgeizige Pläne in ihr wach. Wie würde ihre Mutter sich freuen, wenn es ihr gelingen sollte, diese ihre Pläne durchzusetzen, ja, wie würde gerade ihre Mutter stolz, froh und glücklich sein, wenn sie, ihr einziges Kind, als die Frau des Herrn von Ratzfeld in die nächste Umgebung der einstigen Frau Herzogin käme. Und der Gedanke daran, ihrer Mutter vielleicht diese gesellschaftliche Genugtuung bereiten zu können, erfüllte sie je länger umso mehr mit einem solchen Glücksgefühl, daß sie darüber fast das eigene Glück vergaß, das sie später als Frau von Ratzfeld genießen würde, wenn es ihr doch noch gelang, seine Liebe zu gewinnen, nach der sie sich schon seit Jahren sehnte, obgleich sie sich namentlich in der letzten Zeit zuweilen einredete, Hauptmann von Frankenberg gefiele ihr eigentlich besser als Herr von Ratzfeld, aber das lag wohl nur daran, daß sie mit dem ein so warmes aufrichtiges Mitleid empfand. Aber dieses Mitleid wollte sie nun verjagen, an Herrn von Frankenberg wollte sie in Zukunft möglichst wenig denken, seitdem sie nun wußte, mit welcher Ungeduld Herr von Ratzfeld von dem Herzog erwartet wurde.

Und wie würde der Herzog es ihr danken, wenn ihr späterer Mann dem eines Tages erklären würde: „Ja, Durchlaucht, daß ich nun wider alles Erwarten doch noch zu Eurer Durchlaucht gekommen bin, das verdanken Eure Durchlaucht nur meiner Frau, denn wenn die mir nicht gut zugeredet hätte wie einem störrischen Pferd, dann hätte ich mich weiter auf meine Hinterbeine gesetzt.“ Na und dafür, daß ihr späterer Mann dem Herzog die Wahrheit eingestand, wollte sie schon sorgen und wenn ihr Mann erst gesprochen hatte, dann würde der Herzog ihr sicherlich dankbar die Hand küssen und die Frau Herzogin zog sie sicher sogar voller Rührung an die Brust, küßte sie auf beide Wangen, auf die Stirn oder vielleicht sogar auf den Mund und sagte zu ihr: „Meine liebe Frau von Ratzfeld, das haben Sie sehr gut gemacht und wenn mein Mann noch Orden verleihen könnte, würde ich dafür sorgen, daß Sie einen besonders schönen bekämen. Da es aber keine Orden mehr gibt, schenke ich Ihnen einen Schmuck, oder was Sie sich sonst wünschen, denn wünschen müssen Sie sich etwas von mir.“

Maria-Ursula verstand sich selbst nicht recht, sie war doch sonst immer ein sehr vernünftiges natürliches junges Mädchen gewesen, wie wurden da jetzt mit einemmal nur derartige Pläne in ihr wach? Das wußte sie so schnell nicht, wie sollte sie wohl auch in Ruhe darüber nachdenken können, während sie einen Walzer nach dem andern tanzte. Sie wußte nur

eins: Du darfst fortan nicht mehr so freundlich gegen Herrn von Frankenberg sein, wie du es bisher warst, ganz besonders nicht, seitdem du ihm bei Tisch angemerkt zu haben glaubst, daß auch er die einzige Rettung aus seiner pessimistischen Stimmung in einer Heirat mit dir zu erblicken scheint. Und um gegen ihn nicht freundlich zu sein war sie, wenn auch sehr gegen ihren Willen, direkt unfreundlich, als er sie jetzt nach einer langen Pause einmal wieder um einen Tanz bat, den sie ihm zwar nicht abschlug, den sie aber, wie auch er empfinden mußte, sehr unlustig und fast widerstrebend mit ihm tanzte, sodaß er ihr nun plötzlich zurief: „Ich fühle es, gnädiges Fräulein, daß Sie mir zürnen, weil ich Sie in der letzten halben Stunde arg vernachlässigte, aber ich konnte mich bei dem besten Willen nicht eher für Sie freimachen, die Höflichkeit verlangte es, daß ich mich auch den verheirateten Damen widmete. Nun aber habe ich die Pflichttänze hinter mir und wenn ich darf, tanze ich jetzt nur noch mit Ihnen. Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, das erlauben Sie mir, denn was die anderen Herren auf diesem Gebiet leisten, das leiste ich auch heute noch, obgleich es viele Wochen und Monate gab, in denen ich allen Ernstes befürchtete, die Zeiten wären für immer für mich vorbei, in denen die Walzerklänge auch meine Beine wieder rebellisch machen könnten.“

Ja, er war auch wirklich heute noch ein sehr guter Tänzer, aber daß er nur noch mit ihr tanzen wollte, das ging natürlich nicht, das wäre zu sehr aufge-

fallen und hätte sie beide miteinander in das *Gerede* gebracht. Das aber mußte sie um ihrer selbst willen vermeiden und deshalb meinte sie nun schnell: „Nein, Herr von Frankenberg, Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich zürnte Ihnen, weil Sie mich solange nicht zum Tanz holten. Da wäre ja kindisch und kleinlich von mir, denn ich weiß doch selbstverständlich, daß sie auch gegen die anderen Damen Verpflichtungen haben. Aber so gern ich auch mit Ihnen tanze, ich will unter keinen Umständen, daß Sie sich für den Rest des Abends nur mir widmen, das könnten, von der Baronesse ganz abgesehen, auch die anderen tanzlustigen Damen Ihnen mit vollstem Recht verdenken.“

Das klang so oder sollte wenigstens so klingen, als glaube sie selbst an das, was sie sagte, aber er hörte trotzdem aus ihren Worten heraus, daß sie ihm etwas verschwie, und sie mit seinen hübschen ernstesten Augen beinahe traurig ansehend, fragte er: „Habe ich unwissentlich etwas getan, gnädiges Fräulein, daß Sie mir zürnen?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, setzte er schnell hinzu: „Ich weiß, ich bin vorhin bei Tisch kein übertrieben amüsanter Gesellschafter gewesen, ich vergaß die einfachste Höflichkeitsregel, die da heißt: sprich andern gegenüber nie von deinen eigenen Sachen und von dem, was dich beschäftigt, sondern lasse dir von den anderen erzählen, was die auf dem Herzen haben. Je mehr du deinen Nachbarn Gelegenheit gibst, selbst zu erzählen, desto mehr behaupten die hinterher, sich gut unterhalten zu haben. Und ich unhöflicher und

ungebildeter Mensch habe bei Tisch eigentlich nur von mir gesprochen."

„Und infolgedessen haben Sie sich auch sicher sehr gut unterhalten,“ entschlüpfte es ihr fast gegen ihren Willen, sodaß sie sich jetzt im stillen sagte: „Höflich war deine Antwort ja gerade nicht, aber wenn er sie dir übel nehmen sollte, dann ist es auch noch so.“

Doch er dachte nicht daran, ihr zu zürnen, sondern meine lediglich: „Ja, gnädiges Fräulein, ich habe mich an Ihrer Seite sehr gut unterhalten, aber nicht, weil ich soviel von mir sprach, sondern schon deshalb, weil ich neben Ihnen sitzen durfte. Das genügte mir vollständig und wenn Sie mir eines Tages, wenn ich Sie wieder einmal zu Tisch führen darf, erklären: Herr von Frankenberg, ich habe heute Kopfschmerzen und Migräne, tun Sie mir den einzigen Gefallen und sprechen sie garnichts, dann würde kein Buchstabe über meine Lippen kommen, aber trotzdem, und wenn ich sieben Stunden und noch länger bei Tisch neben Ihnen sitzen dürfte, ich würde mich an Ihrer Seite nicht eine Stunde langweilen.“

Maria-Ursula bekam unwillkürlich einen Schrecken. Was er ihr da eben sagte, war deutlich genug, das hörte sich beinahe wie eine Liebeserklärung an, sollte vielleicht sogar eine sein. Aber gerade deshalb durfte sie seine Worte nicht ernst nehmen, durfte ihm auch nicht verraten, daß die sie erschreckt hatten, sondern sie mußte die nur humoristisch nehmen, sodaß sie jetzt hell auflachte und ihm dann

zurief: „Unbescheiden sind Sie zwar nie gewesen, Herr von Frankenberg, das Zeugnis muß ich Ihnen ausstellen, aber daß Sie so bescheiden und genügsam sind, oder es wenigstens sein könnten, das hätte ich denn doch nicht geglaubt.“

Das hatte ihrerseits wirklich nur ein Scherz sein sollen, aber da er ihr nicht recht von Herzen kam, klang er nicht echt, sondern gegen ihren Willen sehr satirisch. Das erkannte sie daran, daß seine Wangen sich etwas röteten, als habe er über sich einen Spott ergehen lassen müssen, gegen den er sich nicht verteidigen konnte und durfte. Und da, als sie das sah, tat er ihr nun doch wieder leid und sie war drauf und dran, ihn durch einen freundlichen Zuruf wieder zu versöhnen, aber in demselben Augenblick trat Graf Hasso an sie heran, um sie um einen Tanz zu bitten und das eben unausgesprochene Wort blieb auch im weiteren Verlauf des Abends unausgesprochen, denn sie sagte es selbst dann nicht, als Herr von Frankenberg noch ein paarmal mit ihr tanzte, obgleich sie ihm da anzumerken glaubte, daß er ein klein wenig verletzt war und daß er sie in der Hauptsache nur aufforderte, um gerade gegen sie die Pflicht der Höflichkeit in keiner Weise zu vernachlässigen.

Es war schon kurz nach Mitternacht, als der alte Graf mit den älteren Herrschaften sich im Nebenzimmer von den Spieltischen erhob, und mit dem Kartenspiel erreichte auch der Tanz ein Ende. Der allgemeine Aufbruch begann und eine gute Viertelstunde später war der Gastgeber mit seiner

Frau und mit seinem Sohn allein. Man plauderte noch einen Augenblick über den Verlauf des Abends, aber als die Gräfin dann meinte: „Darüber können wir ja morgen noch weitersprechen, ich glaube, es wird jetzt für uns Zeit, uns schlafen zu legen,“ gab der alte Graf zur Antwort: „Wenn Du müde bist, Anna-Gabriele, und ich glaube es Dir, daß Du es bist, dann suche nur Dein Schlafzimmer auf, ich selbst möchte noch in Ruhe eine Zigarre rauchen,“ und sich an seinen Sohn wendend, setzte er hinzu: „Es wäre mir lieb, Hasso, wenn Du mir bei der etwas Gesellschaft leisten wolltest, vielleicht trinken wir auch noch eine Flasche Wein.“

„Aber gewiß, Vater,“ stimmte Graf Hasso bereitwilligst bei, obgleich die Wort „es wäre mir lieb, wenn Du mir Gesellschaft leisten wolltest“ ihn unwillkürlich etwas erstaunt aufhorchen ließen. Was bedeutete das „es wäre mir lieb“? Das hörte sich beinahe so an, als ob der Vater etwas Unangenehmes oder wenigstens etwas Wichtiges auf dem Herzen habe, das er gern noch vor dem Schlafengehen mit ihm zu besprechen wünschte. Was konnte das nur sein? Und als er dann bald darauf seinem Vater in dessen großem, mit prächtiger Behaglichkeit eingerichtetem Zimmer in dem bequemen Lederklubsessel gegenüber saß und zuweilen einen Schluck des schweren alten Bordeaux schlürfte, der auf einem Tisch zwischen ihnen stand, da kam Graf Hasso sehr bald zu der Erkenntnis, daß sein alter Herr garnichts besonderes auf dem Herzen haben

müsse, sondern daß es ihm lediglich darum zu tun gewesen sei, noch etwas Gesellschaft zu haben, denn sein Vater plauderte bei seiner Zigarre in amüsanter, lustiger Form über dieses und jenes, bis er dann doch ganz plötzlich und unvermittelt fragte: „Sag mal, Hasso, mein Sohn, erinnerst Du Dich vielleicht noch zufällig wieviel die Perlenohrringe kosteten, die ich Dir damals auf Deine Bitten hin für Deine Olly schickte?“

„Ob ich noch weiß, wieviel die Ohrringe kosteten?“ wiederholte Graf Hasso ganz erstaunt, da er sich bei dem besten Willen nicht zu erklären vermochte, wie sein Vater gerade heute zu dieser Frage käme, aber er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß seine Stimme etwas unsicher klang. War es denn möglich, daß sein Vater es erraten haben sollte, welche Gedanken und Wünsche in ihm wach wurden, als der vergeßliche Kammerherr das auffallend hübsche Tippelfräulein erwähnte, das dieser Herr Flämmer sich mitgebracht haben sollte? War es möglich, daß sein Vater seine geheimsten Gedanken erraten hatte? Das mußte doch wohl der Fall gewesen sein und im Zusammenhang damit befürchtete sein alter Herr, er könne zum zweitenmal eines Tages den Wunsch haben, seiner Freundin, falls das hübsche Tippelfräulein die werden sollte, ein Paar Perlenohrringe zu schenken.

So saß er denn nun seinem Vater gegenüber und wußte nicht recht, was er auf dessen Worte erwidern sollte. Daß seine Wünsche dem hübschen jungen Mädchen galten, wollte er nicht eingestehen, es

ableugnen wollte er aber auch nicht, weil er dann, was er wesentlich bisher noch nie tat, seinen Vater hätte belügen müssen. Um aber wenigstens etwas zu sagen, meinte er jetzt, nachdem er sich, wie vorhin sein Vater, den Rauch der Zigarre zugewedelt hatte: „Wirklich eine wundervolle Zigarre, Vater, von wem hast Du die eigentlich bezogen?“

„Wie alle meine Zigarren von Gustav Geber, Hamburg,¹“ gab der alte Graf zur Antwort, dann aber meinte er: „Hasso, mein Sohn, ich kenne Dich doch und da wußte ich heute abend sofort, daß Du den Wunsch haben würdest, diese angeblich so hübsche Privatsekretärin nahe, näher, am nächsten kennen zu lernen und ich will Dir zu Deiner Beruhigung gleich sagen, daß ich Dir daraus nicht den leisesten Vorwurf mache. Ich finde Deine Gedanken sogar sehr erklärlich und begreiflich, denn Du bist, wie Du mir erzählt hast, mit Deiner Olly so glücklich gewesen wie mit keiner Deiner anderen jungen Freundinnen.“

„Ja, das bin ich, Vater,“ stimmte Graf Hasso ihm lebhaft und leidenschaftlich bei.

„Und weil Du das gewesen bist, Hasso, mein Sohn,“ fuhr der alte Graf fort, „hast Du Dir heute abend gleich im stillen gesagt: diese dir vorläufig noch ganz unbekannte Fremde soll nicht nur sehr hübsch sein, sondern sie ist auch wahrscheinlich für ihre Verhältnisse sehr gebildet, warum soll ich da mit der nicht ebenso glücklich werden können, wie ich es mit meiner Olly war. Das finde ich vollständig begreiflich,

1 Gustav Geber, Hamburg, Hoflieferant, 2002 Insolvenz

schon weil es mir in meinen jungen Jahren ebenso ergangen ist. Meine erste Freundin, wenigstens meine erste, an der ich nicht nur mit den Sinnen, sondern auch mit meinem Herzen hing, war eine junge Tänzerin und als wir uns dann eines Tages trennen mußten, da gelobte ich mir: auch deine neue kleine Freundin wird eine Tänzerin. Ich bin den Tänzerinnen treu geblieben, nur unter diesen habe ich fortan meine Freundinnen gesucht, aber keine glich in ihrem Wesen der ersten, jeden neue Bekanntschaft enttäuschte mich, ich fand nie wieder bei einer anderen das, was die erste mir gewesen war, bis ich dann endlich nach langem langem Suchen —

„Doch noch ganz zufällig wieder eine fandest, die der ersten glich, mit der Du vielleicht sogar noch viel viel glücklicher warst,“ warf Graf Hasso schnell ein, der aus den Worten seines Vaters erriet, daß dieser ihn davon abhalten wollte, sich der Sekretärin, die in der Nachbarschaft aufgetaucht war, irgendwie zu nähern. Aber das entsprach nicht seinen eigenen Wünschen und deshalb fragte er jetzt noch einmal: „Nicht wahr, Vater, Du suchtest solange, bis Du dann wider aller Erwarten doch eines Tages die Richtige fandest?“ Und um seinem Vater anzudeuten, daß der ihn noch nicht überzeugt habe, setzte er übermütig hinzu: „Der eine hat eben bei dem Finden mehr Glück als der andere, bei dem einen geht es schnell, bei dem anderen dauert es desto länger.“

„Und mancher findet trotzdem nicht das, was er sucht,“ warf der alte Graf ein, „zu diesen gehörte

auch ich, denn ich suchte und suchte, bis ich eines Tages das Suchen aufgab."

„Armer Vater,“ meinte Graf Hasso voll ehrlichster Anteilnahme, um gleich darauf zu fragen: „Und was tatest Du dann?“

„Dann?“ Der alte Graf sah seinen Sohn voller Liebe und Zärtlichkeit an, bis er zur Antwort gab: „Dann heiratete ich und wurde Dein Vater und kam zu der Erkenntnis, daß das wahre Glück nur in der Ehe begründet ist.“

„Na ja, Vater,“ stimmte Graf Hasso, der schon in seinem eigenen Interesse der kleinen Erzählung einen anderen Schluß gewünscht hatte, diesem etwas kleinlaut bei, „na ja, Vater, Du hast mit dem, was Du sagst, sicher recht, aber Du hattest auch das Glück, in meiner Mutter eine seltene Frau zu finden und in mir einen Sohn zu bekommen, mit dem Du, ohne mich deswegen irgendwie rühmen zu wollen, außerordentlich zufrieden sein kannst. Aber trotzdem, Vater, wie alt warst Du eigentlich, als Du heiratetest?“

„Drei Monate jünger als Du es heute schon bist, mein Sohn.“

Graf Hasso hörte es heraus, dieses Wort „schon“ bedeutete einen leisen Vorwurf, der ihm zu verstehen geben sollte: es wird nun wohl nachgerade Zeit, daß Du damit aufhörst, der Baronesse nur den Hof zu machen und daß Du endlich, wenn auch nur langsam, damit anfängst, Dich mit der, oder wenn Du die nicht willst, mit einer anderen zu verloben. Für einen Augenblick war er auch drauf und dran, seinen

Vater zu fragen, ob er das Wort „schon“ wirklich so gemeint habe, wie er selbst sich das deutete, aber er hielt es dann doch für besser, diesen kitzlichen Punkt nicht weiter zu berühren, schon um sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß sein Vater ihm vielleicht ernstlich das Versprechen abnahm, sehr bald an das Heiraten zu denken, und damit er garnicht erst den Versuch mache, irgendwie mit der hübschen Sekretärin auf Schloß Geisau anzubandeln.

Und als erriete der Vater jetzt seine Gedanken, meinte er: „Glaube es mir, der ich viel älter bin als Du, mein Sohn, jede Wiederholung bedeutet eine Enttäuschung, namentlich auf dem Gebiet der Liebe. Das Allerfalscheste aber, Hasso, mein Sohn, ist es, wenn man seine kleine Freundin immer in demselben Kreise oder aus demselben Beruf wählt. Das ist eine alte Weisheit, die Du mir heute selbstverständlich noch nicht glaubst, die Du mir aber eines Tages glauben wirst, wenn Du erst so alt bist wie ich und wenn Du eines Abends selbst zu Deinem Sohn sprechen wirst, wie ich es heute zu Dir tat. Ich sage absichtlich „tat“, Hasso, mein Sohn, denn mehr wüßte ich Dir nicht zu sagen, außerdem ist die Flasche leer und es dürfte nun auch wohl für uns Zeit werden, uns nieder zu legen.“

Das taten Graf Vater und Graf Sohn denn auch, nachdem sie sich herzlich von einander verabschiedet und sich gegenseitig eine gute Nacht gewünscht hatten. Aber während der alte Graf auch gleich, nachdem er sein Lager aufgesucht hatte, fest einschlief, lag

Graf Hasso noch lange, lange wach und dachte über die Worte seines Vaters nach, bis er zu der Erkenntnis kam: ob dein alter Herr recht hatte, oder nicht, das kann nur die Zukunft entscheiden. Die Hauptsache ist vorläufig, daß du die auf dem benachbarten Gut neu aufgetauchte Sekretärin baldmöglichst so oder so kennen lernst, das Weitere wird sich dann schon ganz von selbst historisch entwickeln.

Und mit dem Wunsch, das angeblich so hübsche junge Mädchen bald kennen zu lernen, schlief er auch endlich ein und träumte die ganze Nacht von seiner einstmaligen kleinen Freundin Olly.

* * *

Die einstige kleine Residenz war von jeher im ganzen deutschen Reich dafür bekannt gewesen, daß in ihr außerordentlich viel und gehässig geklatscht wurde. Man scheute sich nicht, an seinem lieben Nächsten und selbst an seinen besten Freunden, sobald die nur den Rücken kehrten, kein gutes Haar zu lassen, man machte sich nicht die allerleisesten Gewissensbisse daraus, jedem, nur um etwas erzählen zu können, die größten Schandtaten nachzusagen; man schämte sich nicht, von jedem jungen Mädchen, das einen besonders hübschen Hut oder ein neues Kleid trug, sofort zu behaupten, es habe sich für Geld verkauft, um sich solche Sachen anschaffen zu können. Und es war allgemein bekannt, daß namentlich die Hofgesellschaft, obgleich die sich sonst um die Bürger-

lichen garnicht kümmerte, trotzdem oder gerade deshalb nicht müde wurde, die gesellschaftlich unter ihnen Stehenden zu beklatschen und zu verleumden, um die eigene Nase dafür desto höher über die anderen rümpfen zu können. Aber wenn der Klatsch auch sonst meistens frei erfunden war, so frei daß er für gewöhnlich schon von Anfang an den Stempel der Lüge in sich trug, daran, daß der Baron Fink und seine Gattin sich scheiden lassen wollten, war ausnahmsweise doch etwas Wahres. Ja, es war sogar mehr Wahres daran, als selbst die intimsten Freunde des Hauses wußten, denn so offen und ausführlich die beiden Hauptpersonen dieses Scheidungsthema auch besprachen, sie hüteten sich davor, etwas davon gegen andere verlauten zu lassen, das schon, damit ihre Tochter Benita nichts von dem Entschluß der Eltern erführe, bevor die nicht unbedingt etwas erfahren mußte. So kam es auch, daß der Baron und die Baronin keine Ahnung davon hatten, daß trotz aller Vorsicht, die sie anwandten, bereits etwas von ihren Scheidungsabsichten in die Öffentlichkeit gedrungen war und wenn sie etwas davon gewußt hätten, würden sie schon mit Rücksicht auf ihr Kind allen derartigen Gerüchten mit dem Brustton tiefinnerster Entrüstung und Empörung gegenüber getreten sein. Und doch stand der Entschluß, sich scheiden zu lassen, für beide nicht nur felsenfest, sondern beide Teile waren auch sehr glücklich darüber, daß sie sich endlich zu diesem Entschluß durchgerungen, nachdem sie sich eingestanden hatten, daß ihre Ehe von Anfang an eine

Lüge gewesen war. So kam es, daß sie beide mit der Zeit in ihrer Ehe immer unglücklicher wurden, wenn sie auch nach außen hin stets den Schein des Glückes zur Schau trugen und wenn es auch zu Hause zwischen ihnen nie zu einem Streit oder auch nur zu einer Streitfrage kam. Sie spielten schon ihres Kindes wegen Komödie, hauptsächlich aber mit Rücksicht auf den Hof, denn was würden die höchsten Herrschaften wohl gesagt haben, wenn die eines Tages erfahren hätten, daß sie nicht glücklich miteinander lebten? Das würde vielleicht, nein sicher ihre Stellung bei Hofe erschüttert haben, vielleicht wären sie dadurch sogar in Ungnade gefallen, denn die höchsten Herrschaften hatten, fromm und strenggläubig wie sie waren, über die sogenannte Heiligkeit der Ehe die veraltetsten Anschauungen und man wußte, daß namentlich die Frau Herzogin in ihrem Urteil über Ehen, die nicht ganz nach dem Wort der Bibel verliefen, unerbittlich streng urteilte.

Es blieb für beide Teile nichts weiter übrig, sie mußten weiterhin anscheinend sehr glücklich zusammen leben, obgleich sie beide sich oft im stillen fragten: wie lange soll das noch dauern, gibt es für diese Ehe und für dieses Lügen in der Ehe denn wirklich kein anderes Ende als nur den Tod? Aber dann kam doch ein Ende, wenigstens der Anfang eines solchen und den brachte die Revolution. Gewiß auch sie beide waren aus ehrlichster Überzeugung außer sich, als der Herzog zur Abdankung gezwungen wurde, aber dennoch gedachten sie des alten Wortes: kein Unglück

ist so groß, daß es nicht den Keim zu einem neuen Glück in sich trägt. Und das Glück, das ihnen nun winkte, hieß: Befreiung und Erlösung aus ihrer Ehe. Und in der Vorfreude auf die bevorstehende Scheidung lebten sie beide jetzt so glücklich miteinander wie bisher noch nie und wenn es trotzdem zuweilen etwas gab, das ihr neuentstandenes Glück trübte, so war es die Sorge um ihr Kind, denn das stand für sie beide fest: ehe sie sich scheiden ließen, mußte ihre Benita verheiratet oder wenigstens verlobt sein, schon damit die nicht vor die schwere Frage gestellt zu werden brauchte: willst Du in Zukunft bei Deiner Mutter oder bei Deinem Vater leben?

Aber erst mußte ihre Tochter sich verloben und zwar je eher desto besser, aber mit der Erfüllung des elterlichen Wunsches ging es nicht so schnell, wie diese es allabendlich in einem zum Himmel entsandten Gebet erfluchten. Aber das nicht allein, es mußte, wie die Baronin das nannte, irgendwie plötzlich eine Verlobungsstockung eingetreten sein, wirklich ganz plötzlich, denn die Aussichten, daß ihre Benita in kürzester Zeit den Grafen Hasso erhören würde, waren doch die denkbar günstigsten gewesen. Gewiß, daß sie den Grafen Hasso leidenschaftlich liebe, hatte ihre Benita nie zugegeben, aber sie hatte doch immer sehr freundlich und sehr nett über ihn gesprochen und war auch nach der Geburtstagsfeier des alten Grafen von dem Grafen Hasso als einem sehr liebenswürdigen Gesellschafter und einem glänzenden Tänzer wie schon so oft entzückt gewesen. Dann aber war am

nächsten Tage ganz plötzlich ein Umschwung gekommen. Das Liebesbarometer war gefallen und es wollte auch anscheinend nicht wieder steigen, denn so oft sie, die Mutter, das Gespräch auf den jungen Grafen brachte, erhielt sie die Antwort: „Ach laß doch, Mama, das hat ja noch Zeit, das eilt ja doch nicht.“

Da stimmte etwas nicht, das sah die Mutter natürlich sofort, aber was stimmte da nicht? Darauf fand die Baronin trotz allen Nachdenkens keine Antwort und Benita blieb ihr die schuldig, als sie die mit Bitten bestürmte, doch Vertrauen zu ihr, ihrer Mutter, zu haben und der zu sagen, was vorläge. Nur soviel gestand Benita schließlich ein und sie beteuerte hoch und heilig, damit die Wahrheit zu sprechen: es hätte zwischen ihr und dem Grafen Hasso nicht den allerleisesten Streit oder die allergeringste Verstimmung gegeben, der Graf habe nichts getan und nichts gesagt, was sie veranlassen könne, ihre bisherige gute Meinung über ihn auch nur im geringsten zu seinen Ungunsten zu ändern. Aber trotzdem —

Und damit war das Geständnis ihres Kindes zu Ende, obgleich die Mutter bei den Worten „aber trotzdem“ die Ohren spitzte, weil sie sich sagte: aha, nun kommt's.

Aber es kam nicht und die Baronin mußte sich damit zufrieden geben, daß zwischen Graf Hasso und ihrer Benita auch heute noch alles so war wie bisher, denn daß ihr Kind nicht log, das wußte sie. Deshalb hielt sie es auch schließlich für besser, gar nicht

weiter in ihre Tochter zu dringen, sondern diese sich selbst zu überlassen, denn auf diese Art würde ihre Benita das, was sie jetzt beschäftigte, am schnellsten überwinden.

Aber so schnell wie die Mutter hoffte, ging es doch nicht damit, ihr Kind wurde eigentlich von Tag zu Tag nervöser und launischer und wenn die Mutter ihre Tochter immer weniger verstand, dann verstand Benita sich selbst erst recht nicht, denn daß sie sich allen Ernstes auf den ersten Blick in den allerdings auffallend hübschen Leutnant d. R. Flämning verliebt haben sollte, als sie den am Tage nach der Geburtstagsfeier des alten Grafen in Begleitung zweier jungen Damen zufällig aus dem Hotel Zum weißen Falken auf die Straße treten sah, das war natürlich ein hirnerverbrannter Unsinn, denn sie war doch schließlich kein siebzehnjähriger Backfisch mehr, der sich sofort nur deshalb in einen Herrn verliebte, weil der so hübsch war und außerdem sehr gut angezogen ging.

Und doch hatte sich der äußerlich so vorteilhafte Eindruck, den er auf sie machte, noch bestärkt, als sie ihn im weiteren Verlauf des Vormittags noch zweimal auf der Hauptstraße traf. Beidemal hatte sie auf ihrem Besorgungsgang ihn und seine Begleiterinnen aus ziemlich weiter Entfernung auf sich zukommen sehen, sodaß sie, während sie den dreien entgegensritt, Zeit und Gelegenheit genug hatte, den jungen Flämning mit ihren scharfen Augen zu mustern. Und da konnte sie es nur von neuem feststellen, er gefiel ihr in seiner äußeren Erschei-

nung ganz außerordentlich, sogar so gut, daß ihr bei der zweiten Begegnung so war, als müsse er es ihr irgendwie anmerken, wie sie über ihn dachte. Aber das hatte er glücklicherweise doch nicht bemerkt, denn das war ja gerade das empörende an der ganzen Sache, er selbst hatte von ihr nicht die geringste Notiz genommen, nicht die allergeringste, er hatte sie nicht einmal angesehen. Nein, das war nicht wahr, angesehen hatte er sie schon, aber es wäre ihr viel lieber gewesen, er hätte sie nicht angesehen, denn mit einer so absoluten Gleichgültigkeit, wie seine Augen es taten, hatten noch nie die Augen eines Mannes auf ihr geruht. Und dabei hatte sie sich gerade an jenem Morgen, durch das schöne Wetter verlockt, besonders hübsch und geschmackvoll angezogen.

Darüber, daß der Leutnant d. R. achtlos an ihr vorüber ging, kam sie nicht hinweg, obgleich sie sich selbst deshalb kindisch und albern schalt, denn wer war dieser Herr Flämmer? Ein junger Herr von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren, den sie voraussichtlich nie kennen lernen würde und der, wenn sie ihn trotzdem eines Tages durch einen Zufall kennen lernen sollte, weder als Kurmacher, noch überhaupt als gesellschaftlich Gleichstehender irgendwie für sie in Frage kam. Aber wie dem auch immer sein mochte, soviel wußte sie, wenn sie diesen Herrn Flämmer doch einmal kennen lernen würde, dann sollte er es büßen, daß er sie an dem Tage ihrer ersten Begegnung so schnitt, dann wollte sie ihn so schlecht wie nur irgend möglich behandeln, nein das

doch nicht, denn dann würde er vielleicht auf den Gedanken kommen, sie habe seine Unart bemerkt und wolle ihn für die bestrafen. Nein, schlecht behandeln durfte sie ihn auf keinen Fall, im Gegenteil, sie mußte ganz besonders freundlich mit ihm sein und sie mußte es so oder so dahin bringen, daß er ihr möglichst bald den Hof machte und daß er sich vielleicht sogar in sie verliebte. Und dann, wenn er ernstlich Feuer gefangen haben sollte, dann wollte sie ihn abblitzen lassen, wie er, der schon durch sein Äußeres sicher bei den jungen Damen viel Glück hatte, noch nie abgeblitzt war. Und dann, wenn sie ihn hatte abblitzen lassen, aber erst dann, wollte sie sich mit dem Grafen Hasso verloben und damit der das auch sicher täte, wollte sie, so oft sie in Zukunft mit dem zusammentraf, ganz besonders nett gegen ihn sein.

Aber erst wollte sie den jungen Herrn Flämning kennen lernen und bis es dahin kam, konnte es nach ihrer Ansicht nicht lange dauern, denn sie hielt es für ganz ausgeschlossen, daß der neue Schloßherr, sobald er sich auf seinem Besitz erst etwas eingelebt hätte, nicht wenigstens den Versuch machen würde, in der Hofgesellschaft Eingang zu finden und sie glaubte auch nicht, daß Herr Flämning es sich so ohne weiteres gefallen lassen würde, überall an den verschlossenen Türen abgewiesen zu werden. Daß der Mann den Mut seiner Überzeugung hatte, bewies er ja von Anfang an dadurch, daß er offen bekannte, ein Demokrat zu sein und wenn der alte Herr Flämning sich vielleicht auch mit Rücksicht auf sein Alter bei

seinen Besuchen ruhig abweisen lassen würde, der Sohn, von dem man wußte, daß er Offizier gewesen und jetzt noch Leutnant d. R. war, sah nicht danach aus, als ob er eine gesellschaftliche Zurücksetzung ruhig hinnähme. Ja im stillen hoffte und wünschte sie es, sie möge sich in dieser Hinsicht nicht in ihm irren und sie freute sich sogar schon auf die Aufregung, die es in der Hofgesellschaft geben würde, wenn der junge Herr Flämning sich energisch dagegen wehren sollte, von der Hofgesellschaft ausgeschlossen zu werden und wenn er vielleicht eines Tages sogar vor den alten Grafen Mehnert hintreten und von diesem als dem Leithammel der ganzen Hofgesellschaft Aufklärung und unter Umständen sogar Genugtuung fordern sollte. Das konnte famos werden, das brachte einmal etwas Abwechslung in das sonst so stille Nest, aber trotzdem, als sie den alten Grafen eben in Gedanken einen Leithammel genannt hatte, erschrak sie auf den Tod. Wie hatte sie ihren zukünftigen Schwiegervater nur einen Leithammel nennen können? Und verriet die Tatsache, daß sie der Hofgesellschaft eben einen Leithammel gegeben hatte, nicht eine schon beinahe demokratische Gesinnung? Wie kam sie, ausgerechnet sie, die Baronesse Benita Fink, die spätere Gräfin Mehnert dazu, so respektlos über den Kreis zudenken, dem sie selbst nicht nur der Geburt nach, sondern aus ehrlichster Überzeugung angehörte? Sollte schon jetzt, lediglich weil sie sich wünschte, den jungen Herrn Flämning kennen zu lernen, etwas von dem demokratischen Geist, der in

dem Hause seines Vaters herrschte, auf sie übergegangen sein? Aber nein, das war natürlich vollständig ausgeschlossen, das war nur eine vorübergehende Augenblicksaufwallung gewesen, die lediglich der Frage entsprang, ob, wann und wie sie den jungen Herrn Flämning wohl einmal persönlich kennen lernen und wann der neue Schloßherr mit seinen Kindern bei ihnen allen den Besuch machen würde, denn daß der das eines Tages täte, unterlag für sie, schon weil sie es sich wünschte, keinem Zweifel.

Aber nicht nur Tage, sondern auch Wochen gingen dahin, ohne daß der alte Herr Flämning mit den Seinen Besuch machte. Anfang März hatte man den sechzigsten Geburtstag des Herzogs und des alten Grafen gefeiert, jetzt ging es auf den Mai zu und der Schloßherr, wie man ihn, wenn auch widerstrebend, allgemein nannte, weil das Herrenhaus des Gutes Geisau nun einmal ein kleiner schloßartiger Bau war, machte und machte keinen Besuch und daß der das nicht tat, erfüllte alle mit Wut, denn das brachte sie um das größte Vergnügen, das es für viele gibt, um das Vergnügen, seinen Mitmenschen zu zeigen: ich bin viel mehr als Du. Aber das nicht allein, wie stand man jetzt vor seinen Dienstboten da? Denen hatte man erklärt: „Wenn in den nächsten Tagen eine Familie Flämning, Vater, Tochter und Sohn, bei uns Besuch machen sollte, dann sind wir, ohne nähere Angabe von Gründen, für diese Leute selbstverständlich nicht zu sprechen.“ Aber die Flämmings machten keinen

Besuch, und noch eins nahm sie gegen diesen Herrn Flämning nebst Anhang ein. Der Mann war sehr reich und er führte in den Geschäften der Stadt eine Unsitte ein, die man bisher nicht gekannt hatte: er bezahlte alles bar. Er hatte in einem Geschäft das Wort gesprochen: „Rechnungen liebe ich nicht und kenne ich auch nicht.“ Und dabei waren es die Geschäftsinhaber hier garnicht anders gewöhnt, als daß sie drei- oder viermal ihre Rechnungen schicken mußten, bevor sie endlich ihr Geld erhielten. Wohin sollte das führen, wenn es nun unter dem schlechten Einfluß, den die Familie Flämning in dieser Hinsicht auf die Geschäftswelt ausübte, vielleicht eines Tages Sitte und Brauch wurde, daß die Geschäfte keinen Kredit mehr gewährten, zumal die Ladeninhaber bei Ausbruch der Revolution unter der Drohung des Mobs ihre Hoflieferantenschilder draußen von den Türen hatten abnehmen müssen. Gewiß, viele Geschäftsleute waren so anständig gewesen, die bisher draußen oberhalb der Schaufenster angebrachten Schilder drinnen im Laden wieder anzubringen, um dadurch zu zeigen, daß sie sich auch heute noch als Hoflieferanten fühlten und daß sie demgemäß wie bisher so auch in Zukunft die Hofgesellschaft ganz besonders gut bedienen und der auch fernerhin einen besonders langen Kredit gewähren würden. Aber wer konnte wissen, ob das dauernd so blieb, wenn diese Familie Flämning immer alles bar bezahlte. Und das nicht allein, hatte man sich nicht schon ein paarmal sagen lassen müssen: „Die jetzigen

Herrschaften auf Schloß Geisau handeln nie und wenn Ihnen dieses oder jenes zu teuer ist, gnädige Frau, dann kauft Fräulein Flämning es und zwar zu dem vollen preise, den ich verlange und an dem ich bei den jetzigen schweren Zeiten auch festhalten muß.

Ja ja, die Zeiten waren wirklich schwer, nicht einmal mehr handeln konnte man in den Geschäften und deshalb wurden nach und nach in manchen adligen Familien stille Bedenken wach, ob es wohl ganz richtig gewesen sei, von Anfang an erklärt zu haben, sich vollständig ablehnend gegen die neuen Bewohner von Schloß Geisau verhalten zu wollen. Natürlich verkehren hätte man nicht mit ihnen können, aber vielleicht hätte sich doch irgendwie Gelegenheit geboten, die Leute zu bitten: „Verderben Sie hier die Preise nicht, verwöhnen Sie die Geschäftsleute nicht und führen Sie in den Geschäften durch sofortige Bezahlung keine Neuerungen ein.“

Hierüber und über manches andere hätte man sich mit den Flämmings gern einmal ausgesprochen und das zu tun, war man auch in den meisten Fällen fest entschlossen, für den Fall, daß Flämmings doch noch eines Tages Besuch machen sollten. Offiziell konnte man die natürlich nicht empfangen, das war man nicht nur sich, sondern auch dem alten Grafen Mehnert schuldig, aber wenn die Dienstboten durch ihre Ungeschicklichkeit die Flämmings, ohne sie erst weiter anzumelden, in den verschiedenen Häusern in den Empfangsalon geführt haben sollten, dann konnte sie, die Hofgesellschaft, nichts dafür, denn selbst der alte Graf

konnte unmöglich von ihnen verlangen, daß sie dann den Herrschaften mit den Worten gegenüber traten: „Entweder verlassen Sie drei sofort meine Wohnung, oder ich lasse die Polizei holen und Sie wegen Hausfriedensbruch verhaften.“ Nein, das ging nicht, waren die Besucher erst einmal da, mußte man sie auch auffordern, Platz zu nehmen und saß man erst miteinander im Gespräch zusammen, dann fand sich das Weitere schon von allein.

Aber es fand sich nicht, weil Flämmings, obwohl man sie jetzt beinahe täglich mit einiger Ungeduld erwartete, immer noch nicht kamen und dafür gab es nur eine Erklärung: Flämmings mußten durch irgend eine anonyme Mitteilung davon Kunde erhalten haben, daß die Hofgesellschaft anfangs fest entschlossen gewesen sei, sie nicht zu empfangen und obgleich es doch nur Bürgerliche waren, hielten die sich für zu gut, um sich vor den adligen Türen abweisen zu lassen. Es mußte von dem Entschluß der Hofgesellschaft irgendwie etwas in die Öffentlichkeit durchgesickert sein und daß das tatsächlich der Fall war, bewies ein Artikel, der plötzlich und unerwartet in der wöchentlichen sozialdemokratischen Rundschau, einem sogenannten Schundblatt, erschien, das jeden Mittwoch in seiner neuesten Nummer den neuesten Klatsch in gehässigster Form breit trat. Als Seine Durchlaucht noch regierte, wurde das Blatt Gott sei Dank fast allwöchentlich gleich nach dem Erscheinen konfisziert und der damalige verantwortliche Redakteur kam wegen Beleidigung eigentlich kaum noch aus dem Gefäng-

nis heraus, aber seitdem es unter der neuen Regierung nun die Freiheit der Presse gab, konnte dieses Blatt ja alles bringen, was es wollte, obgleich die Hofgesellschaft der Ansicht war, die Rundschau müsse nun, da sie kein Blatt mehr vor die Feder nähme, erst recht fortwährend verboten werden, wenngleich sie allerdings nicht wußte, von wem bei den jetzigen Zuständen ein Verbot ausgehen solle. Aber das Blatt wurde nicht verboten, sondern erschien nach dem Sturz der alten Regierung in stark erhöhter Auflage weiter und brachte in seiner neuesten Nummer unter dem dick und fett gedruckten Titel „Die ehemalige Hofgesellschaft von den neuen bürgerlichen Besitzern des Gutes und Schlosses Geisau gesellschaftlich boykottiert“ einen Artikel, der einfach bodenlos gemein war, denn er enthielt die volle Wahrheit. Er schilderte, wie man von Anfang an fest entschlossen gewesen sei, den Schloßherrn und seine Familie zu schneiden, wie dieser Ehrenmann aber, der von Anfang an den Mut gehabt hätte, offen und ehrlich seine demokratische Gesinnung zu bekennen, den Spieß umgekehrt habe und die hiesige, noch immer unglaublich eingebilddete und adelsstolze Hofgesellschaft in einer Art und Weise schnitte, die einfach köstlich sei. Und im Zusammenhang damit wurden die heutzutage völlig veralteten und nicht mehr angebrachten Anschauungen der Hofgesellschaft, für die auch jetzt der Mensch erst dann anfinge, ein Mensch zu sein, wenn er wenigstens mit einem eingestickten „von“ auf dem Sabbellätzchen auf die Welt gekommen

sei, in einer keineswegs gehässigen, aber gerade deshalb außerordentlich humoristisch und satirischen Weise glossiert.

Dieser Artikel war einfach gemein, von allem anderen abgesehen schon deshalb, weil der Entschluß der Hofgesellschaft nur durch eine bodenlose Indiskretion bekannt geworden sein konnte. Sicher hatte bei der Geburtstagsfeier des alten Grafen einer der fremden Lohndiener etwas von der Unterhaltung über die Familie Flämning aufgefangen und das für schnödes Geld dem Redakteur der Rundschau verkauft. Aber wie dem auch sein mochte, alle Mitglieder der Hofgesellschaft, die diesen Artikel lasen, und sie lasen ihn alle, obgleich sie das Schmutzblatt offiziell natürlich nie in die Hand nahmen, waren mehr als empört. Die meisten aber waren auch, feige, wie sie es von Hause aus waren, auf den Tod erschrocken, weil sie sich gleich fragten: Was wird die Familie Flämning sagen und tun, wenn auch die den Artikel liest und lesen wird sie den sicher, denn der Verfasser wird diese Nummer natürlich nach Schloß Geisau schicken und den Aufsatz mit einem sozialdemokratischen Rotstift ganz besonders rot anstreichen.

Das hatte der Verfasser auch getan, aber als der Schloßherr von Geisau unter seinen vielen Postsachen die neuste Nummer der Rundschau fand und den Artikel gelesen hatte, war er der einzige, der sich über den nicht ärgerte, sondern über den zuerst hell auflachte, bis er dann doch nachdenklich wurde und schließlich auf den Knopf der elektrischen Glocke

drückte, die von seinem Schreibtisch in das Arbeitszimmer seiner Sekretärin führte. Und es dauerte auch nur kurze Zeit, bis diese, Fräulein Helene-Hildegard Brinken², groß und schlank gewachsen, das schöne Haar auf dem Hinterkopf in einem dichten Knoten frisiert, mit ihren vierundzwanzig Jahren, ihrem etwas dunklen Teint und ihren großen braunen Augen wirklich auffallend hübsch aussehend, bei ihm eintrat, um sich sofort an ihren Tisch zu setzen, der an der Rückseite des großen Diplomatenschreibtisches stand, um dann, nachdem sie ihr Stenogrammheft vor sich ausgebreitet und die Bleifeder zur Hand genommen hatte, ihrem Chef mit einer vollen, energischen, aber trotzdem sehr sympathischen Stimme zuzurufen: „Wollen Sie bitte mit dem Diktat anfangen, Herr Flämming!“

Aber anstatt wie sonst gleich zu tun, reichte er ihr nun den rotangestrichenen Artikel und sagte: „Bitte lesen Sie sich das mal durch, Fräulein Brinken, und dann raten Sie mir, was ich darauf antworten soll. Ohne jede Entgegnung möchte ich das Geschreibsel nicht lassen, denn sonst könnten die Leute vielleicht glauben, ich hätte es bereits vor Wochen erfahren, daß man meinen Besuch nicht annehmen würde und hätte mich dafür dadurch gerächt, daß ich selbst diesen Aufsatz verfaßt, oder daß ich wenigstens von dem gewußt und dessen Erscheinen nicht verhindert hätte. Das möchte ich aber vermeiden, denn für so kleinlich und gehässig soll man mich nicht halten. Ihnen brau-

2 Schlicht's eigene Sekretärin hieß auch Helene und war zur Zeit der Niederschrift auch 24 Jahre alt.

che ich es ja nicht erst zu sagen, daß ich nie die Absicht gehabt habe, in der Hofgesellschaft zu verkehren, das hätte ich für meine Person selbst dann nicht getan, wenn man mich aufgefordert hätte, in diesen Kreisen, die mir nicht nur ihrer politischen Gesinnung nach vollständig fremd sind, Besuch zu machen. Deshalb habe ich unseren Verkehr von Anfang an auch nicht in der Stadt, sondern lediglich auf den benachbarten Gütern gesucht, denn ganz ohne Umgang kann ja schließlich kein Mensch leben, obgleich gerade ich in meinen sechzig Jahren mehr als genug Gelegenheit hatte, die Menschen in ihrer ganzen Gemeinheit und Niedertracht kennen zu lernen, aber trotzdem, ich habe ja auch Kinder und für den Carl-Georg und für die Viola tut es mir manchmal leid, daß sie hier nicht soviel Verkehr mit Gleichaltrigen haben, wie ich es beiden wohl wünschte. So, Fräulein Brinken, und nun geben Sie mir, wie schon so oft, einen guten Rat."

Während Herr Flämning an seinem Schreibtisch sitzend zu seiner Sekretärin sprach, hatte diese, ohne dadurch ein Wort zu verlieren, den ihr gereichten Zeitungsausschnitt mit schnellen, aber trotzdem sehr genauen Augen überflogen und meinte jetzt: „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr Flämning, dann lassen wir den Artikel vorläufig, sagen wir mal die nächsten vierzehn Tage, gänzlich unbeantwortet und das deshalb, weil man jetzt eine Entgegnung Ihrerseits erwartet. Aber wie die auch immer ausfällt, man würde Ihnen jetzt nicht glauben, Herr Flämning. Anders liegt die Sache ein paar Wochen später und

selbst dann würde ich an Ihrer Stelle mich mit meiner Antwort nicht an die Redaktion der Rundschau und auch nicht an die Redaktion des städtischen Lokalblattes wenden, weil dann die ganze Geschichte nochmals durch die Öffentlichkeit gezerrt wird, sondern ich würde mich mit dem alten Grafen Mehnert, der, wie Sie letzthin erzählten, das älteste Mitglied der Hofgesellschaft sein soll, entweder mündlich oder schriftlich in Verbindung setzen und dem das, was Sie eben mir erklärten, in ausführlicher und etwas mehr begründeter Form auseinandersetzen. Dann wird man Ihnen glauben, Herr Flämning, daß Sie von Anfang an keinen Umgang mit der Hofgesellschaft suchten. Man wird die Gründe achten, die Sie davon abhielten und wer kann es wissen, vielleicht entspinnt sich dann doch noch so etwas Ähnliches wie ein wenn auch nur offizieller Verkehr zwischen den beiden sich augenblicklich durch diese Zeitungsnotiz schroff gegenüberstehenden Parteien. Und wenn Ihnen persönlich an diesem Umgang auch absolut nichts gelegen ist, Herr Flämning, vielleicht denken Ihr Herr Sohn und Ihr Fräulein Tochter über den Punkt anders, wengleich das lediglich meine Vermutung ist, denn mit mir darüber gesprochen haben die beiden noch nie."

Herr Flämning hatte den Ausführungen seiner Sekretärin sehr aufmerksam zugehört, und nachdem er sich deren Worte einen Augenblick überlegt hatte, stimmte er ihr vollständig bei: „Sie haben recht, Fräulein Brinken, so und nicht anders wollen wir es

machen. Schließlich kann mir ja auch kein Mensch beweisen, daß ich die Zeitung schon heute las und selbst wenn, dann bin ich ja auch nicht verpflichtet, den Aufsatz gleich zu beantworten, sondern kann mir damit Zeit lassen bis es mir paßt, obgleich ich offen gestanden ohne Ihren Rat dem Artikelschreiber mit wendender Post eine saugrohe Antwort an den Kopf geworfen hätte, denn wenn mir auch garnichts daran liegt, mit der Hofgesellschaft Freundschaft zu schließen, weil die Leute mir vollständig gleichgültig sind, so meine ich trotzdem, daß in der heutigen Zeit, wenigstens nach außen hin, alle Menschen miteinander in Frieden leben und alle privaten Streitigkeiten vermeiden sollen." Bis er nach einer kleinen Pause hinzusetzte: „Und Sie persönlich glauben, daß mein Sohn und mein Fräulein Tochter, wie Sie meine Viola eben so feierlich nannten —“

Fräulein Brinken war ihm dankbar dafür, daß er den Satz aus irgendeinem Grunde nicht zu Ende sprach, da konnte sie seiner indirekten Frage ausweichen und deshalb gab sie jetzt nur zur Antwort: „Ich habe Ihr Fräulein Tochter garnicht so feierlich „Ihr Fräulein Tochter“ genannt, Herr Flämning, sondern ich habe mich nur an unsere Abmachung gehalten, daß ich in den Stunden, während denen ich bei Ihnen arbeite, lediglich Ihre Privatsekretärin bin und nicht die intimste Freundin Ihrer Tochter Viola, der ich in erster Linie zu verdanken habe, daß ich damals die Stellung bei Ihnen fand. Als Ihre Angestellte aber steht es mir nicht zu,

Ihnen von „Viola“ zu sprechen. Das wird die erst am Abend wieder für mich, wenn es Feierabend geschlagen hat.“

„Weiß ich, weiß ich,“ knurrte der alte Herr Fläm-
ming teils belustigt, aber auch ein klein wenig ver-
stimmt vor sich hin, weil Fräulein Brinken es, wie schon
so manchesmal, auch heute wieder für ihre Pflicht
hielt, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sie in
erster Linie seine Sekretärin sei und daß sie als
solche sehr genau wisse, was sie sich erlauben und was
sie sich nicht erlauben dürfe. Bis er ihr jetzt zurief:
„Dann wollen wir also sehen, Fräulein Brinken, daß es
für Sie baldmöglichst Feierabend wird, damit Sie sich
Ihrer Freundin widmen können, allerdings hat die Post
mir gerade heute scheußlich viel Sachen gebracht, na,
vielleicht geht es mit der Erledigung doch schneller
als ich fürchte.“

Aber so schnell Fräulein Brinkens Bleistift auch
die Stenogramme aufnahm, es vergingen doch beinahe
anderthalb Stunden, bis sie sich von ihrem Platz erhe-
ben und bis sie ihr hübsches großes geräumiges Zim-
mer, von dem aus sie einen herrlichen Blick in den Park
hatte, aufsuchen konnte, aber nicht, um sich dort dem
süßen Nichtstun hinzugeben, sondern um die verschie-
denen Briefe sofort aus dem Stenogramm in die Ma-
schinenschrift zu übertragen. Doch auch da ging ihr
die Arbeit sehr schnell von der Hand, denn mit einer
beinahe unglaublichen Geschwindigkeit glitten die Fin-
ger über die Tasten, aber wenn sie auch mit allen
ihren Gedanken bei der Arbeit war, so konnte sie es

auch heute nicht verhindern, daß ihr plötzlich wieder so war, als stände ihr Vetter Carl aus Hamburg neben ihr um ihr zuzurufen: „Donnerwetter, Mädels, das hätte ich nie von dir geglaubt, daß Du als einzige Tochter Deiner einst so reichen Eltern noch einmal so ein perfektes Tippelfräulein werden würdest, ganz abgesehen davon, daß ich darauf geschworen hätte, es würde Dir sehr schnell verdammt langweilig werden, mir beweisen zu wollen, daß Du Dir aus eigener Kraft Dein Brot verdienen könntest und nicht darauf angewiesen wärest, mich zu heiraten, um vor der Not des Lebens geschützt zu sein. Alle Hochachtung vor Dir, Mädels, Du imponierst mir mächtig und ich sehe es ein, als ich damals um Deine Hand anhielt, habe ich es in der Form versehen. Ich hätte es nicht so stark betonen dürfen, daß Deine lieben Eltern durch diesen unglückseligen Krieg wie so viele in Hamburg alles verloren, während die Firma meines Vaters, die kurz oder lang die meine sein wird, ihren Besitz vermehrte. Aber trotzdem, Helene-Hildegard, so übel hättest Du meine Worte auch nicht zu nehmen brauchen und nun höre schon bald mal wieder mit Deiner Tippelei auf. Daß Du in jeder Hinsicht mit Deiner Stellung zufrieden bist, das schon deshalb, weil, Du die Deiner besten Freundin Viola verdankst, mit der Du vor Jahren in der Schweiz zusammen in Pension warst und die sich Dir als wirklich treue Freundin erwies, als nach dem Tode Deiner Eltern die Not an Dich herantrat, das und vieles andere weiß ich ja. Aber Helene-Hildegard, als meine Frau hättest Du

finanziell und erst recht gesellschaftlich auch eine gute Stellung und bis an Dein Lebensende wirst selbst Du doch wohl nicht tippen wollen. Das wäre schade um Deine Jugend, um Deine Schönheit, namentlich aber für den Goldfinger der linken Hand, auf den ich immer noch hoffe, bald den Verlobungsring stecken zu dürfen."

Bums, da hatte sie sich nun doch vertippt, allerdings war es nur ein winziger Schreibfehler, der mit dem Gummi sofort zu beseitigen war, ohne daß selbst das schärfste Auge die kleine Korrektur hätte bemerken können, aber trotzdem ärgerte sie sich darüber, denn sie setzte nun einmal ihren Ehrgeiz darein, ihre Arbeiten stets vollkommen einwandfrei abzuliefern und ihrem Chef fehlerfrei zur Unterschrift vorzulegen, daß der es sich schon längst abgewöhnt hatte, die Briefe und die sonstigen Schriftstücke erst noch einmal durchzulesen, bevor er unter die seinen Namen setzte. Ja, sie ärgerte sich wirklich, daß ihr dieser wenn auch noch so kleine Tippfehler hatte unterlaufen können, aber sie selbst war an dem schuldlos, der kam von dem Brief, den ihr der allerdings sehr weitläufige Hamburger Vetter gestern sandte. Oder nein, der war eigentlich auch nicht schuld daran, daß sie bei dem Schreiben heute nicht ganz so aufmerksam gewesen war wie sonst. Ihre Gedanken weilten bei dem Gespräch, das sie vorhin mit Herrn Flämning über die Hofgesellschaft führte und in dessen Verlauf sie äußerte, vielleicht würden die Tochter und der Sohn des Hauses froh

sein, wenn diese einen Verkehr mit den Familien in der Stadt fänden. War da nach berühmtem Beispiel aber nicht der eigene Wunsch der Vater des Gedankens gewesen? Natürlich, für sich wünschte sie sich diesen Umgang nicht, denn ihr, der Tochter eines einst sehr angesehenen Hamburger Großkaufmanns hatte der Adel nie imponiert. Ja, in Hamburg wußte man eigentlich kaum, was Adel war und selbst wenn sich ein Verkehr zwischen der Familie Flämning und den Familien der Hofgesellschaft doch noch anbahnen sollte, sie selbst würde draußen bleiben, denn sie würde man natürlich nicht mit einladen und selbst wenn man das tun sollte, nein, ehe sie sich dem aussetzte, daß man sie nicht für voll ansah, weil sie sich jetzt ihr sehr gutes Brot verdiente, nein, ehe sie sich über die Schultern ansehen und sich womöglich gnädig und herablassend „mein liebes Fräulein“ oder so ähnlich nennen ließ, nein, eher tat sie sonst was, eher heiratete sie doch noch lieber den Vetter Carl, obgleich der Gedanke daran, jemals dessen Frau zu werden, für sie absolut nichts Verlockendes hatte. Gewiß, er war ein netter lieber Mensch und sah auch ganz gut aus, er war auch sehr reich, aber sie empfand für ihn keine Spur von Liebe und sie wußte auch nicht, ob sie die je für ihn empfinden würde. Dazu kam, daß sie mit dem Heiraten noch warten konnte, denn obgleich sie von mütterlicher Seite her etwas spanisches Blut in den Adern hatte, war sie absolut keine leidenschaftliche Natur, wenigstens

hatte bisher die Natur noch kaum zu ihr gesprochen.

Und daß sie nicht nur kalt und leidenschaftslos sei, sondern daß sie sogar kaum ein Herz in der Brust haben müsse, das fand sie nicht nur zuweilen selbst, es war sogar einer da, der ihr das schon verschiedentlich mit klaren Worten gesagt hatte und das war der Sohn des Hauses, Carl-Georg. Und dabei hatte sie die Stellung bei Flämmings doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, daß Violas Bruder, Carl-Georg, ihr niemals und unter gar keinen Umständen und auch nicht für die kleinste Viertelstunde auch nur halbwegs ernstlich den Hof machen würde, denn sie wollte es unbedingt vermeiden, daß Viola oder gar deren Vater jemals auf den Gedanken kommen könne, sie habe diese Stellung in erster Linie nur deshalb angenommen, um mit heimlicher kluger Berechnung von der Privatsekretärin zur Schwiegertochter zu avancieren. Ach nein, derartige Pläne lagen ihr von Anfang an vollständig fern und deshalb hatte sie auch erleichtert aufgeatmet, als Viola sich bei ihr für ihren Bruder verbürgte. Aber diese Bürgschaft hatte nur solange einen praktischen Wert gehabt, solange Violas Bruder noch im Felde stand, denn als er nach Kriegsende wieder nach Hause kam, da hatte er sich, wie sie es leider feststellen mußte, sehr bald in sie verliebt und wenn sie auch nicht das Geringste tat, um ihn in seiner Liebe zu ihr zu bestärken, ja wenn sie ihn auch manchmal geradezu schlecht behandelte, allzu viel half das nichts, er liebte sie weiter, besonders

seitdem sein Vater davon gesprochen hatte, sich auf sein Altenteil zurückzuziehen und seinem Sohn den neuen Besitz zu übergeben, sobald er, der Vater zu der Erkenntnis gekommen sei, daß Carl-Georg das Gut selbständig werde verwalten können. Aber wenn Carl-Georg sie auch noch so sehr zu lieben schien, sie selbst liebte ihn nicht wieder. Auch sie fand ihn sehr sehr hübsch und konnte sich sehr gut vorstellen, daß jedes junge Mädchen sich in ihn verliebte, aber sie selbst liebte ihn nun einmal nicht und sie wußte, daß sie sich nicht belog, wenn sie sich immer eingestand, daß sie ihn auch nie lieben würde, obgleich sie es dem alten Herrn Flämning und auch ihrer Freundin Viola längst angemerkt hatte, daß die beiden sich herzlich freuen würden, wenn sie doch noch eines Tages ihr Herz für Carl-Georg entdecken und dessen Frau werden sollte. Aber nein, sie liebte ihn wirklich nicht und weil seine Liebe zu ihr sie ganz kalt ließ, störte die sie eigentlich auch nicht, wohl aber langweilte die sie und deshalb wünschte sie sich zuweilen, er möge sich, wenn auch nur vorübergehend, mal in eine andere verlieben, oder wenigstens mal einer anderen als nur ihr den Hof machen. Und damit er das täte, hatte sie an ihn, allerdings auch ein ganz klein wenig an sich selbst gedacht, als sie vorhin, wenn auch nach bestem Wissen und nach ehrlichster Überzeugung, ihrem Chef den Rat gab, vorläufig den Zeitungsartikel unbeantwortet zu lassen, sich aber später an den alten Grafen Mehnert zu wenden. Der Brief würde schon seine Schuldigkeit tun, er würde zum mindesten

eine äußere Annäherung zwischen der Familie Flämning und den adligen Familien der Stadt herbeiführen und wenn dann der Sohn des Hauses, Carl-Georg, erst das eine oder andere junge Mädchen der Gesellschaft kennen gelernt hatte, würde er sich hoffentlich um sie selbst bald nicht mehr viel kümmern und in ihr nichts mehr sehen, als das, was sie war und was sie auch lediglich sein wollte, die Sekretärin seines Vaters und in ihren freien Stunden die Freundin seiner Schwester.

Das waren im Anschluß an das Gespräch, das sie mit Herrn Flämning führte, die Gedanken, die sie während der Arbeit und auch jetzt noch beschäftigten, als sie nun, nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig war, ihre Papiere aufräumte, bevor sie die Briefe ihrem Chef zur Unterschrift hinüber trug.

Und das alles beschäftigte sie auch noch, als sie Feierabend gemacht und als sie vor dem Abendessen noch für eine Stunde in den Park hinunterging, um den schönen Frühlingstag zu genießen. Sie hatte sich, bevor sie ihr Zimmer verließ, über den weißen Rock und die weiße Bluse ihre rosaseidene Jacke gezogen, ohne im Augenblick daran zu denken, daß Carl-Georg ihr schon wiederholt erklärt hatte, gerade diese Jacke stände ihr zu ihren Augen und zu ihrem Haar ganz besonders gut. Nun wollte sie sich beinahe etwas darüber ärgern, daß sie auch heute gerade diese Jacke gewählt hatte, denn das konnte so aussehen, als ob sie sich für die entschieden habe, um ihm gefallen zu wollen. Aber

nein, das würde er denn doch wohl nicht glauben, und wenn er es sich trotzdem einbildete, war es auch noch so. Dennoch aber wünschte sie sich im stillen, er möge ihr nicht zufällig irgendwie begegnen, aber sie traf ihn dann doch, als sie durch den großen Park dahinschritt und das nicht allein, es war offensichtlich, daß er auf sie gewartet hatte, denn er saß auf ihrer Lieblingsbank und eilte ihr entgegen, um sie zu begrüßen, als er sie kommen sah. Und als er ihr entgegen kam, da mußte sie, wenn auch ganz gegen ihren Willen, wieder denken: er sieht eigentlich unerhört gut aus, und das war auch der Fall, denn der Reitanzug, den er trug, da er erst vor kurzem von einem langen Ritt über die Felder zurückgekehrt war, die weiche Mütze auf dem Kopf, die von dem Ritt leicht geröteten Wangen, das alles stand ihm ausgezeichnet und nun, da sie es hoffentlich heute eingeleitet hatte, daß er bald eine der jungen Damen kennen lerne, da fragte sie sich: wie kommt es eigentlich, daß du ihn nicht liebst, daß du für ihn nicht das Geringste empfindest, das irgend etwas mit der Liebe zu tun hat? Und die Frage drängte sich ihr so plötzlich, aber auch so lebhaft auf, daß sie zum erstenmal in seiner Gegenwart etwas verlegen werden wollte, aber schnell hatte sie sich wieder in der Gewalt und reichte ihm völlig unbefangen die Hand, während er ihr fröhlich zurief: „Na, Fräulein Brinken, hat endlich für Sie die Feierabendstunde geschlagen? Ist meine Sehnsucht nach Ihnen daran schuld, oder kommt es mir nur so vor, als sei es damit heute später

geworden als sonst? Auf jeden Fall warte ich schon eine Viertelewigkeit auf Sie."

„Hoffentlich in keiner besonderen Veranlassung?“ fiel sie ihm in das Wort und sie tat es in einer kühlen, ablehnenden Art, um ihm dadurch gleich zu verstehen zu geben, daß sie nicht willens sei, aufs neue ein, wenn auch nur verstecktes Geständnis seiner Liebe anzuhören.

Und er mußte das aus ihrem Zuruf heraushören, das merkte sie daran, wie seine Wangen sich etwas dunkler färbten, wie er sich etwas nervös und verlegen auf die Lippen biß, bis er nun anscheinend mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt fragte: „Was sollte denn wohl für eine besondere Veranlassung vorliegen, Fräulein Brinken? Ich habe lediglich den Wunsch, etwas mit Ihnen zu plaudern und daß ich die Hoffnung hatte, Sie hier zu treffen, darf ich Ihnen wohl sagen, ohne Sie dadurch zu erzürnen?“

„Eigentlich hätten Sie auch das nicht sagen dürfen, Herr Flämning, denn auch das ist eine, wenn auch nur versteckte halbe Liebeserklärung,“ hätte sie ihm am liebsten zugerufen, aber er sah sie so bittend an, daß sie die Worte nicht über die Lippen brachte und daß sie sich nun an seiner Seite niederließ, allerdings mit dem festen Entschluß, ihm jedes weitere, wenn auch noch so verblühte Geständnis seiner Empfindungen für sie von vorn herein durch ein energisches Verbot abzuschneiden. Aber sie kam garnicht in Versuchung, ihm, während er neben ihr saß, irgendwie die Bremse anlegen zu müssen,

damit er nichts mehr und nichts anderes sage, als sie von ihm anzuhören gesonnen war, denn er war heute weiter nichts als ein amüsanter lustiger Gesellschafter. Er sagte ihr weder die kleinste Schmeichelei über ihr Aussehen, noch bedauerte er wie sonst ihre hübschen schlanken Hände, daß die auch heute sicher wieder soviel hätten tippen müssen, ja er schien es sogar nicht einmal zu bemerken, daß sie die rosaseidene Jacke trug, die er doch sonst so an ihr liebte. Überhaupt, er war heute so ganz anders und wenn sie sich auch herzlich darüber freuen wollte, daß er es nun endlich definitiv aufgegeben zu haben schien, ihre Gunst zu erringen, fehlten tat trotzdem etwas, als er nun an ihrer Seite lediglich den Liebenswürdigen spielte. Aber davon ganz abgesehen, wie konnte sich ein erwachsener Mensch innerhalb von vierundzwanzig Stunden in seinem Wesen und in seiner Redeweise so verändern, wie er das getan hatte. Da stimmte nach ihre felsenfesten Überzeugung irgend etwas nicht, deshalb wurde nun plötzlich die Neugierde in ihr immer stärker und stärker und so kam nun mit einemmal fast gegen ihren Willen die Frage über ihre Lippen: „Sagen Sie bitte, Herr Flämning, was ist Ihnen denn nur widerfahren, daß Sie heute ein so ganz anderer sind? Daß Sie sich in meinen Augen über Nacht sehr zu Ihrem Vorteil verändert haben, brauche ich Ihnen wohl allerdings nicht erst zu sagen,“ setzte sie vorsichtshalber schnell hinzu, denn nie und nimmer durfte er auf den Gedanken kommen, daß sie es beinahe, aber auch nur beinahe wie eine kleine

Kränkung empfand, daß er heute auch nicht das leiseste anerkennende oder auch nur das kleinste schmeichelnde Wort für sie hatte. Und noch einmal fragte sie: „Was haben Sie denn nur?“

Er lachte fröhlich auf: „Was ich habe, Fräulein Brinken? Wäre ich ein junges Mädchen, dann würde ich, wie ein solches immer tut, zur Antwort geben: was sollte ich wohl haben, ich habe nichts. Aber da ich Gott sei Dank, oder wie Sie es vielleicht nennen, leider Gottes, als Mann auf die Welt gekommen bin, will ich Ihnen verraten, was ich habe, aber erst müssen Sie mir versprechen, daß Sie meine Worte nicht übel nehmen wollen.“ Und ohne ihre Zustimmung abzuwarten, sagte er plötzlich und unvermittelt: „Als ich heute nachmittag auf meinem Ritt über die Felder mit meiner Lady ein an und für sich nicht sehr bedeutendes Hindernis nehmen wollte, da wäre ich beinahe aus dem Sattel gekommen und da habe ich an Sie denken müssen, Fräulein Brinken.“

„An mich?“ fragte sie, ihn erstaunt und verständnislos ansehend. „Was hatte denn dieses Hindernis oder Ihr Wanken im Sattel mit mir zu tun?“

„Da Sie mich danach fragen, will ich Ihnen auch das erklären, Fräulein Brinken,“ gab er zur Antwort, „und da möchte ich zunächst betonen, daß ich mir einbilde, ein guter Reiter zu sein. Aber trotzdem passierte es mir heute nachmittag, daß ich das Hindernis, das ich nehmen wollte, unterschätzte und unbegreiflicherweise passierte es mir erst recht, daß ich meiner Lady für den Sprung nicht die richtige

Hilfe gab, sodaß ich tatsächlich um ein Haar aus dem Sattel gekommen wäre. Daß mir, dem früheren Kavalleristen, so etwas auch nur beinahe hätte widerfahren können, das machte mich, als ich wieder fest im Sattel saß, sehr nachdenklich und da dachte ich, wie schon erwähnt, an Sie, Fräulein Brinken," und nach einer kleinen Pause fragte er: „Verstehen Sie mich nun?“

Aber wenn Helene-Hildegard auch zu wissen glaubte, was er meinte, so schüttelte sie dennoch, sich verstellend, den Kopf: „Nein, Herr Flämmer, das ist mir immer noch zu hoch.“

„Da muß ich also noch deutlicher werden,“ meinte er nach kurzem Besinnen, um gleich darauf fortzufahren: „Als ich wieder im Sattel saß, sagte ich mir: wie du es eben falsch angestellt hast, um deine Lady über das Hindernis zu bringen, so hast du es bisher sicher falsch angefangen, um Fräulein Brinken dahin zu bringen, daß sie nicht nur nicht mehr böse wird, wenn du ihr von deiner Liebe sprichst, sondern daß sie dich eines Tages sogar wiederliebt. Nein bitte ausreden lassen, Fräulein Brinken,“ rief er ihr zu, als sie ihn nun unterbrechen wollte, um gleich darauf hinzu setzen: „Viel habe ich allerdings nicht mehr zu sagen, die Hauptsache ist wenigstens für mich, daß ich zu der Erkenntnis gekommen bin, Ihnen bisher die falschen Hilfen gegeben zu haben, damit Sie sich Ihrerseits auch in mich verlieben. Denn ohne daß man die richtige Hilfe gibt, gewinnt man nur in den aller-seltensten Fällen die Liebe eines jungen Mädchens.“

Bisher gab ich Ihnen die falschen, nun werde ich Ihnen aber hoffentlich die richtigen geben. Ich will Ihnen viel weniger als bisher, nein garnicht mehr von meiner Zuneigung zu Ihnen sprechen, ich will mich Ihnen gegenüber so stellen, als wären Sie für mich nichts weiter als jedes andere junge Mädchen, ich will Ihnen nie mehr verraten, wie hübsch und begehrenswert ich Sie finde, ich will alles das tun, was ich bisher nicht tat, " bis er nun, im Sprechen innehaltend, sich plötzlich mit der Hand vor den Mund schlug, um gleich darauf halb belustigt, halb ärgerlich sich selbst zuzurufen: „Sagen Sie bitte, Fräulein Brinken, halten Sie das eigentlich von mir für sehr schlau, daß ich Ihnen meinen geheimsten Feldzugsplan verrate, den ich, um Sie für mich zu gewinnen, heute nachmittag entworfen habe? Ich persönlich halte das offen gestanden für ziemlich dumm.“

„Dann wird es das auch wohl sein,“ stimmte sie ihm fröhlich auflachend bei, obgleich ihr das Lachen nicht so recht von Herzen kam, denn wenn er fortan in ganz anderer Weise als bisher um sie werben wollte, bestand da für sie nicht vielleicht doch die Gefahr, sich in ihn zu verlieben, wenn er ihr in Zukunft dazu wirklich die richtige Hilfe gab, wie er das nannte? Die richtige Hilfe! Der Ausdruck kam ihr garnicht mehr aus dem Sinn, den kannte sie von früher her aus der Zeit, da ihr guter Vater ihr ein eigenes Reitpferd hielt. Wie oft hatte sie da aus dem Munde des Reitlehrers nicht die Worte von der richtigen Hilfe gehört und wie wußte sie nicht aus Erfahrung, daß

selbst das störrischste Pferd hatte gehorchen müssen, wenn man ihm nur die richtige Hilfe gab, um seinen Trotz und seinen Eigensinn zu brechen. Aber trotzdem, nein, sie wollte ihn nicht lieben und sie würde es auch nicht und aus diesem Gedankengang heraus geschah es nun, daß sie, sich selbst kaum bewußt, den Kopf schüttelte, während sie sich im stillen dabei sagte: Nein, nein und zum drittenmal nein.

Helene-Hildegard schüttelte den Kopf, ohne es kaum zu wissen, aber Carl-Georg hatte es doch bemerkt und sich das auch gleich richtig gedeutet. Daß selbst seine neue Taktik ihm bei einem so selbständigen und zielbewußten jungen Mädchen wie Helene-Hildegard es war, nicht zu einem schnellen Sieg verhelfen würde, wußte er. Das hatte er heute nachmittag von Anfang an gesagt, ja, er hatte sich auf einen neuen Widerstand ihrerseits gefaßt gemacht, aber trotzdem oder gerade deshalb wollte er den Kampf um sie nicht aufgeben. Eines Tages fiel ihm doch wohl der Kampfpfeil zu und deshalb fragte er jetzt mehr übermütig und lustig als verzagt und mutlos: „Sagen Sie bitte, Fräulein Brinkens, wie müßte eigentlich der Mann aussehen, an den Sie ihr Herz verlieren könnten? Welchen Charakter oder welche sonstigen Eigenschaften müßte der haben, damit Sie ihn lieb gewinnen? Welche Tugenden oder welche Untugenden verlangen Sie von einem Mann in erster Linie, denn es ist ja eine alte Geschichte, daß die jungen Damen sich

häufiger in die Fehler eines Mannes verlieben als in seine sogenannten Vorzüge."

Das war eine Frage, auf die sie bei dem besten Willen keine Antwort hätte geben können, aber sie wurde der auch enthoben, denn plötzlich ertönte aus einem weiblichen Munde der wiederholte Ruf: „Helene-Hildegard — Helene-Hildegard!“ und fast gleichzeitig tauchte die Ruferin selbst auf, Carl-Georgs zweiundzwanzigjährige Schwester Viola, groß und schlank, aber dabei doch ein klein wenig voll, ihrem Bruder sehr ähnlich sehend, aber doch nicht ganz so hübsch, wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung auf den ersten Blick ein klein wenig derber wirkend, mehr frische gesunde Natur ausströmend und verratend, als gesellschaftliche Saloneleganz, aber trotzdem ein in seiner Frische und Natürlichkeit sehr hübsches junges Mädchen.

„Hier also finde ich Dich endlich, Helene-Hildegard,“ begrüßte sie die Freundin sehr herzlich, aber trotzdem ein klein wenig ärgerlich, „hier finde ich Dich, ich habe Dich schon überall gesucht. Dabei hattest Du mir doch versprochen, in Deinem Zimmer auf mich zu warten, bis ich aus der Stadt zurückkäme, damit wir gleich zusammen die Einkäufe —“

„Richtig, richtig, Viola, Du warst in der Stadt,“ fiel ihr Helene-Hildegard in das Wort, „wie hatte ich das nur vergessen können. Sei mir um Gottes willen nicht böse, Viola, daß ich mich erst suchen ließ und erzähle mir, was hast Du mir in der Stadt besorgt? Hast Du mir die schöne Bluse mitgebracht, die ich

letzthin in dem Schaufenster liegen sah oder war die schon verkauft? Und hatten die Leute nun endlich wieder seidene Strümpfe bekommen, oder haben die uns wieder auf die nächsten Wochen vertröstet?"

„Das alles erzähle ich Dir in meinem Zimmer, komme nur mit, ich denke, Du wirst mit dem, was ich besorgt habe, zufrieden sein,“ gab die Freundin zur Antwort, und ungeduldig drauf, die eingekauften Sachen gleich bewundern zu können, lief Helene-Hildegard, nachdem sie sich zwar sehr freundlich, aber trotzdem doch nur etwas flüchtig von Carl-Georg verabschiedet hatte und Viola bei der Hand ergriffen, mit dieser davon, während Carl-Georg ihrer schlanken geschmeidigen Gestalt voll ehrlichster Bewunderung, aber auch mit heißen begehrlischen Blicken nachsah, während er sich dabei im stillen sagte: Warte es nur ab, schöne Helene-Hildegard, kommen wird schon noch der Tag, an dem ich Dich erobert habe, warte es nur ab, Helene-Hildegard.

Und sich eine Zigarette anzündend, schritt er nun dem Schloß entgegen, um sich langsam zum Abendessen umzukleiden.

Es wurde wie gewöhnlich auch heute nicht sehr spät, bevor sich die Bewohner des Schlosses Geisau zur Ruhe begaben, aber nachdem das geschehen war, lag Helene-Hildegard noch lange in ihrem Bett wach und dachte über die Frage nach, die Carl-Georg am Nachmittag im Garten an sie richtete. Ja, wie mußte der Mann eigentlich aussehen, oder welche Eigenschaften mußte der haben, in den sie sich eines Tages

würde verlieben können? Aber soviel sie sich auch den Kopf darüber zerbrach, sie fand darauf keine Antwort, sodaß sie endlich mit dem Gedanken einschlief: ich bin wohl überhaupt nicht für die Ehe und wohl erst recht nicht für die Liebe geschaffen, denn das von meiner Mutter ererbte südländische Blut scheint bei mir wenigstens mit neunundneunzig Prozent Wasser verdünnt durch meine Adern zu laufen. Bis jetzt habe ich noch keinen Mann kennen gelernt, der mir so oder so jemals irgendwie gefährlich werden könnte und fast fürchte ich, ich werde auch nie einen solchen kennen lernen, ich sage, fast fürchte ich das, denn mein ganzes Leben hindurch möchte ich ja nun auch nicht gerade Privatsekretärin bleiben, schon weil ich damit rechnen muß, daß ich es in einer etwaigen späteren Stellung nicht annähernd so gut finde wie hier.

Aber als sie dann drei Tage später des Abends wieder wach in ihrem Bett liegend über dieselbe Frage nachgrübelte, da dachte sie über denselben Punkt wesentlich anders und beständig wiederholte sie die Vorgänge am Nachmittag. Sie war mit Viola zur Stadt gefahren, um einige der Sachen, die die Freundin letzthin für sie besorgte, umzutauschen und bei der Schneiderin vorzusprechen. Viola hatte wie immer ihr Ponygespann selbst kutschiert, das sie im Hotel zum weißen Falken unterstellten, und war dann mit ihr zu Fuß durch die Straßen gegangen. Als letztes hatte Viola ihren Schuhmacher aufgesucht und da sie selbst bei dem nichts zu tun hatte, war sie draußen vor dem

Laden stehen geblieben und war dort schließlich, die Rückkehr der Freundin erwartend, etwas auf und ab gegangen und da war „Er“ ihr begegnet, er, von dem sie weder wußte, wie er hieß, noch wer er war. Er, dem sie lediglich sofort auf den ersten Blick den früheren Offizier angemerkt hatte. Groß und schlank und elegant war er gewesen, ob er aber auch hübsch war, das hatte sie nicht feststellen können, denn noch bevor sie ihn sich daraufhin hätte ansehen können, da hatte er sie angesehen und zwar so sinnlich, so keck und herausfordernd, daß sie fühlte, wie ihr Blut heiß in die Wangen schoß. Wer war er, daß er sich erlaubte, ihr einen derartigen Blick zuzuwerfen und wie kam er dazu? Wußte er zufällig, wer sie war und hielt er sie auf Grund der Stellung, die sie im Hause Flämning bekleidete, für ein gewöhnliches kleines Toppelfräulein, das teils zum Zeitvertreib, teils aus materiellen Gründen einem kleinen Liebesabenteuer nicht abgeneigt war, wenn ein Herr mit Worten oder mit Blicken die Frage an sie richtete: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, Arm und Geleit Euch anzutragen?“ Sie aber hatte ihm das selbstverständlich nicht erlaubt, sondern ihn nun ihrerseits angesehen, wie nur eine stolze, steife, kalte und unnahbare Hamburgerin einen Herrn ansehen kann. Und ihr Blick hatte seine Schuldigkeit getan, wie vorhin sie, so war jetzt er vor Verlegenheit dunkelrot angelaufen, dann hatte er mit einem mehr gestotterten als gesprochenen „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine Gnädigste,“ den Hut vor ihr

gelüftet und war an ihr vorübergegangen. Gleich darauf war die Freundin aus dem Laden zurückkommend wieder zu ihr getreten und da hatte sie sich mit aller Gewalt beherrschen müssen, um Viola das kleine Abenteuer, das sie eben erlebte, nicht zu erzählen, obgleich sie es selbst nicht recht verstand, warum sie das Viola verschwieg. Schämte sie sich, das der Freundin einzugestehen? Hielt sie sich durch den Blick, den der Fremde ihr zuwarf, für beschmutzt und für beschimpft und wollte sie diese ihr angetane Schmach für sich behalten, weil sie sich fürchtete, darüber zu sprechen? Oder warum schwieg sie sonst, obgleich Viola sie erstaunt fragte: „Sag' mal, Helene-Hildegard, kommt es mir nur so vor, oder bist Du in den paar Minuten, die ich Dich allein ließ, eine andere geworden? Hast Du plötzlich Kopfschmerzen bekommen oder fühlst Du Dich sonst nicht wohl?“

Lachend hatte sie der Freundin widersprochen, aber sie war trotzdem froh gewesen, als sie wieder nach Hause fuhren, schon weil sie auf dem weiteren kleinen Bummel durch die Straßen befürchtet hatte, sie könne ihm noch einmal begegnen und erst recht war sie froh, als sie bald nach dem Abendessen, das sie wie alle Mahlzeiten, mit der Familie Flämning zusammen einnahm, sich in ihr Zimmer begeben und sich dort gleich niederlegen konnte. Nun lag sie wach in ihrem Bett und dachte immer: Wie kam der Herr dazu, mich derartig anzusehen? Aber sie dachte auch noch eins: wie gut mußte sie ihm gefallen, daß er sie so ansah.

Das söhnte sie nun beinahe mit seiner maßlosen Keckheit etwas aus, obgleich sie sich selbst eingestand, daß das, was sie als Entschuldigung für ihn anführte, eigentlich gar keine war. Aber trotzdem, je länger sie an ihn dachte, desto weniger zürnte sie ihm und daß sie das tat, mußte doch einen Grund haben. Aber welchen? Darüber zerbrach sie sich schon deshalb lange den Kopf, weil sie sich vor sich selbst schämte, sich die Wahrheit einzugestehen, die Wahrheit, daß die Leidenschaft, die aus seinen Blicken sprach, sowie der deutliche Wunsch, den seine Augen ihr verrieten, der Wunsch: Dich möchte ich besitzen, auch ihre Sinne und ihre Leidenschaften erweckt hatten. Nicht, als ob sie sich nun nach ihm sehnte, wie er sich sicher heute abend nach ihr, nein, ihre Sinne und ihre Leidenschaften waren ganz im allgemeinen erweckt. Zum erstenmal sprachen die Natur und das Verlangen des Weibes aus ihr, zum erstenmal empfand sie, daß sie doch wohl mehr südländisch heißes Blut in ihren Adern haben müsse, als sie es bisher annahm und daß er, der Fremde, diese Stimme der Natur in ihr erweckte, dafür war sie ihm eigentlich dankbar, obgleich sie auf der anderen Seite doch alle Ursache hatte, ihm sehr ernstlich zu zürnen.

Und als sie sich auch nun wieder die Frage vorlegte: Wie muß eigentlich der Mann beschaffen sein, in den du dich einmal verlieben könntest, welche Tugenden, oder wie Carl-Georg das nannte, welche Untugenden müßte er in erster Linie haben, da fand sie heute darauf auch die Antwort, die da lautete: in

erster Linie müßte seine Nähe und seine Gegenwart deine Sinne entflammen und dein Blut in Wallung bringen, denn dann, aber auch erst dann würdest du wissen, ob du ihn auch mit dem Herzen zu lieben vermöchtest. Und gleichsam zu ihrer Entschuldigung sagte sie sich: es führen ja so viele Wege nach Rom, warum sollen da nicht erst recht viele Wege dahin führen, daß man sich in einen Mann verliebt? Bei den meisten ergreift die Liebe wohl zuerst das Herz und dann erst die Sinne, warum soll die Liebe nicht auch einmal den umgekehrten Weg gehen, zumal selbst die reinste Herzensliebe, wenn auch sehr häufig unbewußt, doch zugleich eine Liebe der Sinne ist?

Ihr Blut war erwacht und kreiste so schnell und heiß durch ihre Adern wie noch nie. Aber als sie nun endlich wußte, was sie für ihre Person in erster Linie unter der Liebe verstand und was sie als Erstes von ihr verlangte, da dachte sie voller Mitleid an ihren Hamburger Vetter und erst recht voller Mitleid an Carl-Georg, aber in das Mitleid, das sie für den letzteren empfand, mischte sich für sie auch ein ganzer Teil Freude, denn jetzt glaubte sie sicher zu sein, daß auch die neue Art, die er anwenden wollte, um sie zu gewinnen, keinen Erfolg haben würde und daß es ihm nie gelingen könne, ihr die wirkliche richtige Hilfe zu geben, damit sie sich auch in ihn verliebe, denn bis jetzt hatten ihre Leidenschaften, selbst wenn sie zuweilen stundenlang mit ihm allein gewesen war, vollständig geschwiegen. Und wie das bisher in seiner Gegenwart gewesen war, so würde das sicher auch in

Zukunft bleiben und das freute sie, denn sie wollte und durfte sich doch aus vielen Gründen nicht in ihn verlieben.

Aber so sehr sie sich auch darüber freute, daß er ihr in Zukunft nicht gefährlich werden könne, leid tat er ihr doch und mit dem Gedanken an ihn und mit dem unausgesprochenen Wort „armer Carl-Georg“ auf ihren hübschen wie zum Küssen geschaffenen Lippen, schief sie endlich traumlos ein.

*

*

*

Hauptmann von Frankenberg kam müde, verärgert, vor allen Dingen aber über und über mit Schmutz bespritzt, aus der Kaserne zurück. Es hatte nicht nur am Abend vorher, sondern auch die ganze Nacht hindurch gegossen und auf dem aufgeweichten Lehmweg, den er hatte benutzen müssen, war ihm Schmutz beinahe um die Ohren geflogen. Schön sah er äußerlich nicht aus und nun war er mehr als neugierig, mit welchem Gesicht ihn sein moderner weiblicher Bursche, die Minna, wohl empfangen würde, die Minna, das Alleinmädchen der Witwe Karstens, bei der er zwei höchst ungemütlich eingerichtete, aber auch sehr billige Zimmer bewohnte. Allzu freundlich würde Fräulein Minnas Gesicht nicht sein, wenn er ihr gegenübertrat und das war der Fall, als er seine Wohnung erreicht und draußen auf den elektrischen Knopf gedrückt hatte, damit die Minna gleich erschiene, um erst mal den ärgsten Schmutz von seinen Stiefeln abzuwischen, bevor er mit denen in seine Zimmer trat, in denen Teppiche lagen, die nach Behauptung seiner Wirtin

auch heute noch wie neu aussahen, obgleich sie schon mehr als abgetreten waren, denn die Jahre waren an denen nicht spurlos vorübergegangen, da mit Ausnahme der Wirtin es kein Mensch glaubte, daß die Teppiche einst echt orientalisches gewesen sein sollten. Als wenn die es heute nicht mehr wären, wenn die es wirklich einst waren.

Hauptmann von Frankenberg mußte zweimal klingeln, bevor die Minna, ein leidlich sauberes und ganz hübsches Mädchen in der Mitte der Zwanzig, erschien, um ihm die Tür zu öffnen und um gleich bei seinem Anblick auszurufen: „Um Gottes willen, wie sehen Sie den heute schon wieder aus, Herr Hauptmann? Warum sind Sie denn bei dem Dreck nicht zu Hause geblieben? Jetzt kommt es doch mit dem Dienst nicht mehr so genau darauf an, den nächsten Krieg erleben wir ja beide Gott sei Dank nicht mehr und das ist auch man schön, denn ich habe von dem letzten noch mehr als genug, obgleich ich mir damals als Pulvermädchen ein schönes Stück Geld hätte ersparen können, wenn das Leben und die Kleider nur nicht so furchtbar teuer gewesen wären und wenn man sich nicht auch gehörig hätte amüsieren wollen.“

„Ja ja ich weiß, Minna, ich weiß,“ fiel Hauptmann von Frankenberg, der diesen Vers aus dem Munde des Mädchens schon seit Wochen in- und auswendig kannte, ihr in das Wort, um sie nun zu bitten: „Würden Sie wohl so freundlich sein, Fräulein Minna, mir mit einem Tuch die Stiefel etwas abzuwischen?“

Fräulein Minna machte ein etwas verstimmtes und verdrossenes Gesicht, dann meinte sie: „Von Freundlichkeit allein kann da wohl nicht die Rede sein, denn wenn es nur nach der Freundlichkeit ginge, täte ich es ganz gewiß nicht, aber es gehört mit zu meinen Pflichten, für die werde ich bezahlt und da der Herr Hauptmann außerdem immer so freundlich mit mir sind —“

Mit einem etwas koketten herausfordernden Blick sah die Minna ihn an, dann aber holte sie aus dem Korridor den für diese Fälle schon bereitliegenden Lappen und fuhr ihm mit dem über die Stiefel und namentlich über die Stiefelsohlen, bis sie mit dem Werk ihrer Hände zufrieden war und ihm zurief: „So,, Herr Hauptmann, jetzt können Sie nähertreten, nun wird das schon Ihrem Afghanistischen oder was das sonst für einer sein soll, nichts mehr schaden. Also nun können Sie hereinkommen und wenn ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein darf, dann tue ich es nicht mehr als gern, denn Sie sind immer so freundlich mit mir und danken mir meine Bereitwilligkeit immer in so netter Weise!“

Und da er aus Erfahrung wußte, welchen Dank sie auch heute von ihm erwartete, sagte er ihr auch jetzt, nachdem sich die Korridortür hinter ihnen beiden geschlossen hatte und während ihm die Minna in sein Schlafzimmer folgte, um ihm dort weiter behilflich zu sein, in paar Schmeicheleien über ihr hübsches Aeußere. Aber das nicht allein, da sie auch noch einen anderen Dank begehrte, kniff er sie

zärtlich in beide Backen, um die dann zu streicheln. Das aber gefiel der Minna, sie strahlte über dem ganzen Gesicht, um ihm, wie schon so oft, zuzurufen: „Ach wenn das doch noch meine gute Mutter miterlebt hätte, daß sich ein Herr Hauptmann in höchsteigener Person derartig um meine Gunst bemüht, während man früher damit zufrieden sein mußte, wenn sich einer der Herren Offiziersburschen um unsereins bewarb.“ Und vielleicht hätte Fräulein Minna auch diesen ihm schon längst bekannten Vers in aller Weitläufigkeit von neuem wieder aufgesagt, wenn nicht in diesem Augenblick draußen auf dem Korridor die Stimme der anscheinend eben nach Hause zurückgekehrten Frau Karstens erklingen wäre: „Minna — Minna, wo stecken Sie denn nur?“

„Ja ja, ich komme ja schon,“ knurrte Minna vor sich hin, dann aber fragte sie, sich an den Mieter wendend: „Ist das nicht einfach ekelhaft, Herr Hauptmann? Nicht fünf Minuten kann man mit seinen lieben Mitmenschen ein vernünftiges Wort reden und schon wird man gerufen und das immer nur wegen der dammligen Arbeit. Na, soviel weiß ich, von mir aus hätten sie die Arbeit bei der Revolution gleich ganz abschaffen können, denn mein Wahlspruch hat immer gelautet: lieber ganz als garnichts. Aber nun müssen Sie mich schon entschuldigen, Herr Hauptmann, wenn ich nachher ein bißchen Zeit habe, komme ich gern zu einem kleinen Schnack wieder zu Ihnen.“

Einen Augenblick später war Herr von Franken-

berg wieder allein und nachdem er sich fertig umgekleidet hatte, ging er in sein ärmlich, kalt und unfreundlich eingerichtetes Wohnzimmer, ließ sich dort in einen alten Sessel fallen, zündete sich eine ebenso teure wie schlechte Zigarre an und gedachte wieder des Bildes, das er vor Monaten in den Lustigen Blättern sah: eines aktiven Majors, der sich eigenhändig seine hohen Stiefel putzte, während er dabei das schöne Lied vor sich hinsummte: O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!"

Ja ja, das hätte er sich nicht träumen lassen, daß er einmal einen Burschen haben würde, der Minna hieß und daß er dem noch gewissermaßen den Hof machen mußte, damit er überhaupt irgendwelche Arbeit für ihn tat. Und wie schon so oft, sehnte er sich auch heute wieder danach, verheiratet zu sein. Ach, wenn er doch eine Frau hätte, die für ihn sorgte, die ihm ein behagliches Heim bereitete, die für ihn kochte oder wenigstens für ihn kochen ließ, mit der er sich unterhalten konnte, die sich vielleicht sogar des Abends an das Klavier setzte und ihm etwas vorspielte und die zum Überfluß vielleicht sogar noch etwas Geld hätte, damit er sich einen Diener halten könnte, der ihm seine Uniform und Sachen in Ordnung hielt. Ja ja, seine Heiratsgelüste wurden unter den heutigen Verhältnissen, wo er das Kasino, die alte Kameradschaft und so vieles andere entbehren mußte, immer größer und größer und so oft er an das Heiraten dachte, sah er dabei Fräulein Maria-Ursula ganz

deutlich vor sich, schon weil er letzthin auf dem Fest im Hause des alten Grafen Fräulein Maria-Ursula, als er neben ihr saß, ganz deutlich angemerkt zu haben glaubte, daß sie sich im stillen sagte: Du armer Kerl, Du tust mir leid, aber ich weiß nur einen Rat für dich, Du müßtest heiraten. Und ihm war auch so gewesen, als hätte sie sich ferner gesagt: Die Frau, die Du brauchst, will ich Dir sein. Daß sie sich aber auch das sagte, oder daß sie sich wenigstens das hätte sagen können, lag nach seiner ehrlichsten Überzeugung sehr nahe, denn daß er sie seit langem liebte, wußte sie sicher ebenso gut wie er selbst. Na und daß er auch ihr nicht gleichgültig war, das hatte er damals in ihren Augen gelesen, als er nach langer Gefangenschaft aus Feindesland hierher in die Garnison zurückkehrte. Vielleicht war es ja aber auch Mitleid gewesen, das sie für ihn empfand, Mitleid um aller der Schmerzen und seelischen Qualen willen, die er in Gefangenschaft hatte durchmachen müssen, aber das glaubte er trotzdem zu wissen, hätte er damals die Stimmung des Wiedersehens ausgenutzt, dann hätte Maria-Ursula ihm keinen Korb gegeben. Warum hatte er den günstigen Augenblick nur unbenutzt vorübergehen lassen? Einfach weil er sich sagte: du mußt erst wissen, was aus dir wird, ob du auch in Zukunft Offizier bleiben kannst. Vor allen Dingen aber hatte er unter dem Zusammenbruch der Armee und unter den neuen Verhältnissen für das Offizierkorps seelisch derartig gelitten, daß er sich sagte: so leidenschaftlich es sich die jungen Mädchen früher

wünschten, einen Offizier zu heiraten, eben so sehr werden die sich jetzt dafür bedanken, weil sie als Offiziersfrauen entweder gar keine gesellschaftliche Rolle mehr spielen, oder wenigstens nicht mehr annähernd dieselbe wie früher. Gewiß, vieles war auch heute noch ungeklärt, selbst die Reichswehr war ja nur ein vorübergehender Notbehelf, aus der erst nach und nach ein neues wenn auch nur kleines Heer entstehen sollte, aber er fühlte trotzdem wieder einen Boden unter den Füßen und das hätte ihm vielleicht auch jetzt den Mut gegeben, um Maria-Ursula zu werben, wenn er sich nicht hätte eingestehen müssen, daß seit der Geburtstagsfeier im Hause des Grafen zwischen ihnen beiden eine Entfremdung eingetreten war, die er sich nicht zu erklären vermochte, denn daß Maria-Ursula ihm seine Bemerkung, er würde sich selbst dann niemals an ihrer Seite langweilen, wenn er nicht sprechen dürfe, wenn er nur das Glück hätte, neben ihr zu sitzen und sie ansehen zu dürfen, ernstlich verdacht haben sollte, das war denn doch ausgeschlossen. Aber wie dem auch immer sein mochte, es war zwischen Maria-Ursula und ihm seit jenem Tage nicht mehr so wie es gewesen war, das merkte er an der Art, in der sie seinen Gruß erwiderte, an der Zurückhaltung, die sie sich ihm gegenüber auferlegte, wenn er auf der Straße oder sonst irgendwo Gelegenheit fand, ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Was konnte Maria-Ursula nur gegen ihn haben? Er war sich ihr gegenüber keiner Schuld bewußt, höchstens der, ihr vielleicht zu deutlich

gezeigt zuhaben, wie sehr er sie liebe.

Seine Gedanken weilten bei Maria-Ursula, die aber schritt zu derselben Stunde, da er sich nur mit ihr beschäftigte, an der Seite des Herrn von Ratzfeld durch die Straßen, obgleich sie es dem bei der Begegnung ganz deutlich angemerkt hatte, daß der mit einem höflichen Gruß an ihr vorübergehen wollte. Aber glücklicherweise trug er eine so finstere Miene zur Schau, daß sie ihm, ohne aufdringlich und ohne neugierig zu erscheinen, zurufen konnte: „Aber um Gottes willen, Herr von Ratzfeld, was ist Ihnen denn widerfahren? Sie sind ja heute kaum wiederzuerkennen, sind Sie krank, oder was haben Sie sonst?“

Da hatte er sich zu ihr gesellt, sie um die Erlaubnis gebeten, sie etwas begleiten zu dürfen und nachdem sie ihm die nur zu gern gegeben hatte, bummelte er nun mit ihr dahin, während er seinem Herzen Luft machte: „Wie Sie mich hier sehen, gnädiges Fräulein, bin ich in der denkbar schlechtesten Laune und nicht ohne Grund. Der Herzog hat mir schon wieder geschrieben. Anstandshalber mußte ich ihm ja zu seinem sechzigsten Geburtstag gratulieren und heute hat er sich nun endlich für meinen Brief bedankt, denn das Briefschreiben war nur dann seine starke Seite, wenn ich ihm das abnahm. Aber natürlich habe ich auf seinen Dankesbrief nicht gerechnet, sondern mir hat sogar vor dem gegraut, weil ich seinen Inhalt im voraus genau zu kennen glaubte. Und richtig! Schreibt Seine Durchlaucht mir

heute nicht schon wieder, ich möchte zu ihm kommen und schreibt er nicht ferner, er werde nicht damit aufhören, mich um mein Kommen zu bitten, bis ich endlich bei ihm wäre? Aber ich komme nicht, da kann Seine Durchlaucht lange warten und ich weiß auch garnicht, was er von mir will und erst recht nicht, warum er mich so entbehrt, denn ich habe tatsächlich nie etwas getan, um mich bei ihm beliebt zu machen. Im Gegenteil, ich bin ihm manchmal sogar direkt saugrob geworden und habe es nie versäumt, ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Dafür nur ein Beispiel. Als er damals den früheren Besitzer von Schloß Geisau in Ungnade fallen ließ, weil er zweimal mit einer leeren Jagdtasche wieder nach Hause kam, da habe ich ihm erklärt, den Jagdherrn träfe gar keine Schuld, denn ein Rehbock und erst recht ein balzender Auerhahn wären doch schließlich keine alten Ziegen, die man mit einem Strick an einem Baum befestigen könne, damit die darauf warten, daß jemand mit einem alten Besenstiel käme und ihnen mit dem solange was auf den Kopf gäbe, bis die endlich umfielen und mit ihrem letzten Atemzug verrieten: so, nun hast Du Deinen Zweck erreicht, nun bin ich endlich tot."

Belustigt aber erschrocken zugleich, da sie sich nicht vorzustellen vermochte, daß man so zu einem Herzog sprechen könne, hatte Maria-Ursula ihm zugehört, um ihn jetzt zu fragen:: „Das haben Sie Seiner Durchlaucht wirklich zu sagen gewagt und was hat der hohe Herr darauf geantwortet?"

„Gelacht hat er,“ gab Herr von Ratzfeld ingrimmig zur Antwort, „er hat gelacht, daß ihm die Tränen in die Augen kamen und als er dann endlich wieder sprechen konnte, erklärte er mir: „Mein lieber Ratzfeld, überzeugt haben Sie mich mit Ihren Worten selbstverständlich nicht, denn nach meiner Ansicht, die doch wohl einzig und allein die maßgebende ist, hätte der Jagdherr es unter allen Umständen so einrichten müssen, daß ich nicht nur den Rehbock, sondern auch den Auerhahn erlegte. Aber trotzdem, mein lieber Ratzfeld, ich danke Ihnen, daß ich so habe lachen dürfen und besonders danke ich Ihnen dafür, daß Sie den Mut hatten, mir Ihre persönliche Ansicht zu sagen. Das tut an meinem Hofe sonst kein Mensch, schon weil alle wissen, daß ich keinen Widerspruch dulde, aber wenn Sie das tun, lasse ich mir das immer gern gefallen, schon weil die Art, in der Sie das tun, mich amüsiert.“

„Und glauben Sie nicht, Herr von Ratzfeld, daß in Ihren letzten Worten die Antwort auf Ihre Frage liegt, warum der Herzog Ihre Gesellschaft so wünscht?“ erkundigte sich Maria-Ursula.

„Daran habe ich natürlich auch schon oft gedacht, gnädiges Fräulein, daß die Sache so zusammenhängen könnte, wie Sie eben vermuteten,“ pflichtete er ihr bei, bis er nun voller Ingrimme meinte: „Aber wenn dem so ist, wie wir beide glauben, gnädiges Fräulein, dann gehe ich erst recht nicht wieder von hier fort, denn um dem hohen Herrn gute Ratschläge zu geben, die er jetzt als Privatmann kaum

mehr nötig hat und die er doch nicht befolgen würde, nein, dafür halte ich meine Ratschläge denn doch zu gut und wenn der Herzog einen Menschen braucht, über dessen Grobheiten und Bemerkungen er lachen kann, dann soll er sich meinerwegen einen Hofnarren halten, ich selbst aber habe zu einem solchen nicht das leiseste Talent."

Alles was Maria-Ursula da zu hören bekam, war wenig nach ihrem Sinn, denn wenn Herr von Ratzfeld allen Ernstes so fest entschlossen war, unter keinen Umständen dem Rufe des Herzogs zu folgen, dann stürzten auch ihre Luftschlösser in sich zusammen, die sie sich gebaut hatte, dann war es aus mit dem Dank des Herzogspaares, mit dem Kuß auf beide Wangen und mit dem kostbaren Geschenk, das die Frau Herzogin ihr machen würde. Aber es sollte und durfte damit nicht aus sein, so schnell wollte sie die ehrgeizigen Pläne, die sie auf dem letzten Gesellschaftsabend faßte, nicht wieder aufgeben und deshalb wollte sie ihm auch jetzt irgendwie widersprechen, doch sie kam nicht dazu, denn plötzlich fuhr Herr von Ratzfeld sehr erregt fort: „Nein, ich gehe nicht wieder zu dem Herzog, obgleich ich persönlich gegen ihn nicht das Geringste einzuwenden habe, Seine Fehler hat selbstverständlich jeder Mensch und ein Herzog, der wie jeder Fürst von Jugend auf falsch erzogen wird, hat die natürlich erst recht, aber davon ganz abgesehen, ist Seine Durchlaucht auf seine Art ein ganz prächtiger Mensch. Aber was mich daran hindert, erneut zu ihm zu gehen, ist das Zeremoniell, diese ewige

Anrede „Eure Durchlaucht“, die verrückte Anrede in dritter Person, die fortwährenden tiefen Verbeugungen, in denen man zu ersterben hat, das lange Warten, das man sich gefallen lassen muß, bevor man vorgelassen wird, obgleich unsereins selbstverständlich pünktlich auf die Minute sein muß. Das und vieles andere hat mir von jeher meine Stellung bei Hofe verleidet, sodaß ich froh war, als ich frei wurde, und ehe ich mich freiwillig unter das Joch begeben, eher —“

„Na, Selbstmord werden Sie deshalb nicht begehen, Herr von Ratzfeld?“ beendete sie für ihn seinen Satz, da er es nicht selber tat, sondern nachdenklich vor sich hinblickte.

„Nein, das natürlich nicht, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr bei, „an einen Selbstmord denke ich natürlich nicht, wohl aber an etwas anderes, allerdings ohne zu wissen an was. Wenigstens weiß ich die Einzelheiten noch nicht. Nur der Grundgedanke ist mir klar. Um vor Seiner Durchlaucht Ruhe zu bekommen, muß ich irgend etwas tun, was mich bei Hofe unmöglich macht, soweit der Ausdruck „Hof“ heutzutage noch am Platze ist. Ich muß irgend etwas tun, was Seine Durchlaucht zu der Erkenntnis kommen läßt, daß ich nicht mehr würdig bin, vor höchstdessen Angesicht zu treten, mit an seinem Tisch zu sitzen und sonst in höchstseiner Nähe zu weilen. Ich muß da irgend etwas tun, aber mir fällt um das Verrecken nicht ein was, denn natürlich darf ich kein Verbrechen begehen, das gegen die Gesetze verstößt, oder das mir einen

Schaden an meiner Ehre oder an meinem Ruf zufügt. Aber tun muß ich etwas und da fällt mir eben ein, gnädiges Fräulein, vielleicht können Sie mir da einen guten Rat geben. Natürlich nicht gleich jetzt und auch nicht morgen oder übermorgen, solche Eile hat die Sache ja auch nicht, aber ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie mir bei meinem Nachdenken etwas helfen wollten. Vielleicht haben Sie gelegentlich einmal eine Stunde, in der Sie sonst mit Ihren Gedanken nichts anzufangen wissen und in der Sie sich da die Frage vorlegen: wie kann dem armen Herrn von Ratzfeld geholfen werden? Und das sage ich Ihnen gleich, gnädiges Fräulein, wenn Sie die erlösende Tat für mich finden, dann sollen Sie in mir einen dankbaren Menschen kennen lernen, wie Sie ihn sich dankbarer garnicht vorstellen können. Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, schon um sich diesen meinen Dank zu verdienen, versprechen Sie mir, daß Sie einmal darüber nachdenken wollen, wie mir zu helfen ist?"

„Versprechen kann ich Ihnen das gern, aber daß gerade ich das Versprechen nicht halten werde, darauf können Sie sich verlassen," hätte sie ihm am liebsten zur Antwort gegeben, aber das durfte sie natürlich nicht, wenn sie sich nicht verraten wollte. Aber das nicht allein, sie mußte sogar so tun, als wolle sie ernstlich für ihn nachdenken und kaum hatte sie ihm das erklärt, da ergriff er ihre Hand und drückte sie so fest, daß sie sich beherrschen mußte, um nicht einen kleinen Schmerzensschrei auszustoßen, während

er ihr zurief: „Kein Bibelwort ist so wahr wie das: Wenn die Not am größten, ist unter Umständen der Menschen Hilfe am nächsten. Sie glauben ja garnicht, gnädiges Fräulein, wie froh ich bin, daß ich mein Geschick vertrauensvoll in Ihre Hände legen durfte, denn ich weiß, gerade in denen liegt es gut. Und passen Sie nur auf, gnädiges Fräulein, bei Ihrem Denken wird schon bald das Richtige herauskommen, schon weil ich Ihnen dabei natürlich helfen werde. Ich will fortwährend an Sie denken, schon damit Sie an mich denken und ich werde dem Tag entgegenfiebern, an dem Sie mir erklären: Heureka!“

Ebenso verärgert und verstimmt wie er zu Anfang gewesen war, als sie sich trafen, ebenso lustig und ausgelassen war er jetzt, und er machte ein ganz trauriges Gesicht, als sie ihm endlich erklärte, es würde nun die höchste Zeit, daß sie nach Hause ginge, ihre Mutter, für die sie ein paar Besorgungen gemacht habe, würde sie sicher schon voller Ungeduld erwarten.

Aber als sie dann eine kleine halbe Stunde später zu Hause zu ihrer Mutter in das Zimmer trat, lag diese auf ihrer Chaiselongue und jammerte und wimmerte vor sich hin, sodaß Maria-Ursula ihr erschrocken zurief: „Um Gottes willen, Mutter, bist Du krank?“

Frau von Willberg faßte sich mit beiden Händen an den Kopf: „Maria-Ursula, ich bitte Dich, sprich nicht so laut, jeder Nerv auf dem Kopfe tut mir weh, aber das ist ja auch weiter kein Wunder, wenn man so

etwas erleben muß. Ach mein Kind, was sind das für entsetzliche Zeiten!"

Seit der mißglückten Vorstellung bei Hofe kannte Maria-Ursula diese Worte aus dem Munde ihrer Mutter in- und auswendig, trotzdem klang jetzt aus denen etwas heraus, das sie aufhorchen ließ, und so fragte sie denn weiter: „Hat sich heute irgend etwas besonders Schlimmes ereignet?"

Frau von Willberg rang in stummer Verzweiflung einen Augenblick die schönen schlanken, mit etwas zu vielen Ringen besetzten Hände, dann meinte sie: „Ob etwas besonders Schlimmes passiert ist, mein Kind? Ich will Dir sagen, was geschehen ist, aber zuerst versprich mir, daß Du Dich beherrschen und nicht laut aufschreien, sondern Rücksicht auf meinen armen Kopf nehmen willst. Nicht wahr, das versprichst Du mir? Und nun höre: der alte Graf Mehnert —"

„Um Gottes willen, Mutter, was ist mit dem?" fragte Maria-Ursula, da ihre Mutter nicht zu Ende sprach, sondern, von neuen Nervenzuständen ergriffen, in sich zusammenschauerte. „Aber Mutter, was ist mit dem Grafen?" drängte Maria-Ursula weiter. „Ist ein Unglück geschehen, oder etwas noch Schlimmeres, ein Verbrechen? Hat man ihn beraubt und im Zusammenhang damit ermordet? Vielleicht sogar sein schönes, schönes Haus ausgeplündert und das hinterher mit samt seiner Leiche womöglich gar verbrannt? Die entsetzlichsten Schandtaten sind ja leider auch heute noch gang und gäbe und deshalb

flehe ich Dich an, Mutter, sage mir endlich, was ist geschehen?"

Und da rang es sich schwer und mühselig über Frau von Willbergs Lippen: „Denke Dir, Maria-Ursula, der alte Graf hat einen Brief bekommen.“

„Einen Brief?“ wiederholte Maria-Ursula, ihre Mutter völlig verständnislos ansehend, bis sie die nun doch zu verstehen glaubte und ihr zurief: „Ach so, Mutter, der alte Graf hat einen Droh- oder Erpresserbrief erhalten, er wird mit dem Tode bedroht, wenn er nicht eine von ihm verlangte große Summe pünktlich an einer näher bezeichneten Stelle niederlegt. Aber zum Schutz gegen solche Leute gibt es doch auch heute noch eine Polizei, Mutter, warum wendet sich der Graf denn nicht an die?“

„Weil es sich um einen anderen Brief handelt,“ fiel ihr die Mutter in das Wort, „um einen anderen Brief, der zwar nicht ganz, aber beinahe doch auch von einem Spartakisten herrührt, denn wenn man es offen eingestand, daß man demokratisch fühlt und sogar beinahe sozialdemokratisch gewählt hätte, dann ist man nach meiner Meinung selbst ein halber Bolschewiste und ehe ich mit solchen Leuten verkehre —“

„Aber Mutter, das verlangt doch kein Mensch von Dir, so beruhige Dich doch nur,“ rief Maria-Ursula tröstend dazwischen.

Doch die Mutter beruhigte sich nicht, sondern klagte weiter: „Die Sache steht viel schlimmer als Du denkst, mein Kind. Noch hat Graf Mehnert zwar nicht

beschlossen, daß wir mit diesen Leuten auf Schloß Geisau verkehren sollen, aber er überlegt bereits, ob wir nicht vielleicht doch einmal mit den Leuten zusammentreffen könnten, ohne uns dadurch etwas zu vergeben. Ich weiß das alles von der Baronin Fink, die vorhin einen Augenblick bei mir vorsprach, sie ist heute mittag bei der Gräfin Mehnert gewesen und die hat ihr von dem Brief erzählt, den der alte Graf heute morgen mit der ersten Post von diesem Herrn Flämning, wie der Mensch wohl heißt, erhalten hat. Den näheren Inhalt des Schreibens kennt die Gräfin noch nicht, sie weiß nur soviel, daß dieser Herr Flämning in dem auf die Notiz bezug nimmt, die vor einiger Zeit in der Rundschau erschien und daß er betont, daß er selbstverständlich niemals die Absicht gehabt habe, uns zu schneiden oder zu boykottieren. Als wenn wir uns auch von ihm hätten schneiden und boykottieren lassen," lachte Frau von Willberg plötzlich nervös und unsagbar verächtlich auf. „Der Adel boykottiert den Plebs oder das Proletariat auch heute noch und nicht umgekehrt. Aber soviel steht bei mir fest, ehe ich für meine Person die Bekanntschaft dieser Leute mache und ehe ich es dulde, daß auch Du nur mit denen in Berührung kommst, eher führe ich meine Absicht, die ich ja schon längst hatte, von hier fortzuziehen, Hals über Kopf aus."

„Wenn Du jetzt unbedingt fortziehen willst, Mutter, dann ziehe meinerwegen, ich aber bleibe hier, denn gerade jetzt kann ich nicht von hier fort, es

steht zuviel für mich auf dem Spiele," hätte Maria-Ursula der Mutter am liebsten zur Antwort gegeben, aber sie wußte aus Erfahrung, daß ihre Mutter ihren Entschluß umso leichter änderte, je mehr man dem beistimmt und deshalb meinte sie: „Schön, Mutter, ziehen wir fort, mir soll es recht sein und wenn Du nicht weißt wohin, dann will ich Dir helfen. Warte einen Augenblick, ich hole mir den kleinen Perthes und lese Dir aus dem alle großen Städte vor, die es in Deutschland noch gibt. Da werden wir schon eine finden, die Dir zusagt.“

„Ja, tue das, mein Kind," bat die Mutter, „ich möchte wirklich baldmöglichst von hier fort und deshalb gibt es nur eins, Maria-Ursula, hole den kleinen Perthes und hole ihn sogar schnell.“

Das tat Maria-Ursula auch und während sie mit ihrer Mutter zusammen auf dem Atlas hin und her fuhr, saß der alte Graf Mehnert mit seinem Sohn Hasso zusammen und beide lasen den Brief des Herrn Flämning immer wieder, obgleich sie den, so ausführlich der auch war, schon längst auswendig kannten. Und beide gestanden sich immer wieder ein, der Brief war gut. Der hatte Hand und Fuß, auch dessen Form war durchaus korrekt, höflich wie es sich gehörte, aber trotzdem nicht devot oder gar kriecherisch. Der Brief enthielt keine Bitte, einen gegenseitigen Verkehr anzubahnen, sondern lediglich den Vorschlag, es sich einmal zu überlegen, ob es nicht mit Rücksicht auf den Zeitungsartikel angebracht sei, wenn auch nach außen hin nur einen

offiziellen Umgang ins Leben zu rufen, damit man sich fortan auf der Straße grüße. Auch sonst enthielt der Brief manches kluge und verständige Wort, ganz besonders das, auch er, Herr Flämning, empfände die Revolution mit allen ihren mehr als unerfreulichen Folgeerscheinungen als die größte nationale Schmach, aber trotzdem oder gerade deshalb halte er für einen Wiederaufbau des Reiches den Standpunkt der Demokraten für den einzig richtigen. Und im weiteren Zusammenhang damit hieß es: Sozialist sei er nie gewesen und hätte selbstverständlich auch nie daran gedacht, jemals einen Sozialdemokraten zu wählen, das habe er damals nur gesagt, weil er sich über das entsetzte Gesicht des Wirtes Zum weißen Falken amüsiert aber auch geärgert habe, als er dem gesprächsweise erklärte, der demokratischen Partei anzugehören. Da habe er sich mit seinen Worten lediglich einen Scherz erlaubt, um dem Wirt einen heillosen Schrecken einzujagen, was ihm, wie er bemerkt habe, zu seiner Freude auch glänzend gelungen sei.

Der Brief war in jeder Hinsicht sehr gut und es lag, da Herr Flämning versicherte, lediglich ein Demokrat zu sein, kaum ein ernster Grund vor, mit ihm keinen höflichen und korrekten Besuch zu wechseln, aber man durfte eins nicht vergessen, dieser Herr Flämning war bürgerlich und würde es auch Zeit seines Lebens bleiben, denn die Zeiten, in denen ein Bürgerlicher eben wegen seiner Verdienste um das Bürgertum in den Adelsstand erhoben werden

konnte, gehörten leider für immer der Vergangenheit an. Und dazu kam noch eins, bei dem gegenseitigen Austausch eines Besuches würde es nicht bleiben. Man mußte die Familie Flämning wenigstens, oder richtiger gesagt, wenn auch nur einmal einladen und zwar nicht nur zum Schein. Flämning mußten tatsächlich kommen und ebenso mußte man die Gegeneinladung annehmen. Das aber kam beinahe einer neuen Revolution gleich, denn bisher hatte noch nie ein Mitglied der Hofgesellschaft einen Bürgerlichen bei sich empfangen und noch nie hatte ein hoch- oder wenigstens hochwohlgeborener Fuß zum gesellschaftlichen Verkehr die Schwelle eines bürgerlichen Hauses überschritten. Man stand da also vor einem Entschluß, dessen Konsequenzen im Augenblick garricht zu übersehen waren und deshalb wagte es der alte Graf auch nicht, in diesem kritischen Moment allein und selbständig zu entscheiden, sondern er hatte seinen Sohn Hasso zu Rate gezogen, um mit diesem über die schwebende Frage zu konferieren. Die aber fand er aus ehrlichster Überzeugung so schwer, daß er die am liebsten nicht einfach in seinem Herrenzimmer, sondern in einem stilvoll eingerichteten Konferenzzimmer in Frack und weißer Binde mit sämtlichen Orden auf der Brust, erörtert hätte, wenn es in seinem Hause nur ein Konferenzzimmer gegeben hätte. Da er das aber nicht hatte, mußte es auch so gehen, aber er, der alte Graf, fand, es ginge sehr schlecht. Sein Sohn Hasso aber war der Ansicht, es ginge sogar noch schlechter, das aber nur deshalb,

weil er vorläufig trotz allen Nachdenkens immer noch nicht wußte, wie er sich zu diesem Brief verhalten und was er seinem Vater raten sollte, denn dieser Brief war gerade ihm im höchsten Grade fatal. Nicht, als ob er es für seine Person so energisch abgelehnt hätte, mit der Familie Flämning in eine doch nur sicher sehr flüchtige Berührung zu kommen, o nein, das nicht, aber er mußte immer an die Art und Weise zurückdenken, in der Fräulein Brinken ihn damals, als er auf der Straße seine begehrlischen Augen zu ihr erhob, hatte abblitzen lassen. Als er sie sah, hatten sein Herz und seine Sinne ihm gleich gesagt, das ist sie, nur sie kann es sein., Und ein paar Tage später hatte er dann ganz zufällig erfahren, daß die schöne Unbekannte tatsächlich die Privatsekretärin auf Schloß Geisau, Fräulein Helene-Hildegard Brinken, gewesen sei. Und trotzdem sie es gewesen war, hatte sie ihn derartig abfallen lassen, daß sich ihm fast wider Willen eine Entschuldigung über seine Lippen drängte, weil er sich sagte: das war sie nicht, die du schon so lange suchst, das war totensicher irgend eine fremde Dame der ersten Gesellschaft, die sich hier auf der Durchreise aufhält. Aber sie war es doch gewesen und hatte ihn abblitzen lassen, als wäre sie eine junge Gräfin und er ein irgendwo angestellter Stenotypist. Das war stark, aber trotzdem, das gefiel und imponierte ihm und ließ den Wunsch, sie näher kennen zu lernen, erst recht in ihm wach werden und in ihm wach bleiben.

Ja wahrhaftig, das Mädels lockte und reizte ihn wie noch keine andere zuvor. Und hübsch war die und die hatte eine Art, sich zu tragen, daß keine andere dagegen aufkam, keine, die Baroness Benita nicht und erst recht nicht seine verflossene Olly. Er hatte nur den einen brennenden und zehrenden Wunsch, baldmöglichst irgendwie mit ihr zusammen zu treffen und dazu bot sich nun die Möglichkeit, wenn er dem Vater riet, den Brief im bejahenden Sinne zu beantworten. Aber konnte dann Fräulein Brinken, wenn sie auch ihn irgendwie kennen gelernt hatte, nicht auf den Gedanken kommen, er stecke dahinter, daß sein Vater sich so entgegenkommend zeigte und er habe nur ihretwegen seinem Vater zugeredet? Diesen Verdacht durfte er nicht aufkommen lassen, schon weil der nicht ganz unbegründet war, aber wenn er nun im ablehnenden Sinne auf seinen Vater einwirkte, konnte Fräulein Brinken sich da nicht erst recht sagen: aha, ich merke es aus dem Brief heraus, der Sohn will keinen Verkehr, der hat Angst, er könnte sich eines Tages mir gegenüber in Grund und Boden schämen müssen, weil er nicht weiß, wie er mir seinen unqualifizierbaren Blick, den er mir auf der Straße zuwarf, erklären soll. Aber auch so sollte Fräulein Brinken nicht denken, sie sollte überhaupt nichts von ihm denken, denn er war doch der Graf und sie war und blieb trotz alledem doch nur das Tippelfräulein. Und er hatte sich in seinem

reichbewegten Leben schon aus ganz anderen Situationen herausgeredet, als aus der, in der er sich Fräulein Brinken gegenüber befand.

Aber trotzdem, er wußte nicht, was sollte er dem Vater raten, ja oder nein? Deshalb nahm er sich den Brief nun noch einmal vor, um die drei langen Tippelseiten erneut durchzulesen.. Und während des Lesens sah er nun plötzlich ganz deutlich das hübsche Fräulein Brinken an der Schreibmaschine sitzen, um tipp-tipp immer einen Buchstaben nach dem anderen zu schreiben und er glaubte es ganz deutlich zu hören, wie sie dabei vor sich hin sagte: Na, hoffentlich erreicht dieser lange Brief nun auch seinen Zweck, damit ich an dem nicht umsonst meine Finger lahm und krumm geschrieben habe. Und noch eins hörte er plötzlich ganz deutlich, die Worte, die seine Olly ihm einmal zurief: „Ach Graf, Du mein süßer Graf, der Stumpfsinn ist ganz besonders stumpfsinnig, aber das Tippen ist es erst recht und soviel ich weiß, wenn ich es geahnt hätte, daß ich mir einmal auf der Schreibmaschine meine Stullen verdienen müßte, dann hätte ich mich schon beizeiten in der Wiege umgebracht.“

Da packte ihn das Mitleid mit Fräulein Brinken, die hatte sich sicher in der Wiege auch nicht das Lied vorsingen lassen:

Tipp, Kindchen, tipp,
Dein Vater fährt zu Schipp,
Tipps, Kindchen, tipp's,
soweit reicht wohl dein Grippls!

Nein, die Helene-Hildegard sah nicht danach aus, als ob sie schon von Kindheit an von einer Schreibmaschine als dem idealsten Lebenszweck geträumt hätte. Die hatte vielleicht sogar ganz, ganz andere Träume gehabt, aber für den Augenblick handelte es sich darum, daß Fräulein Brinken den langen Brief nicht umsonst getippt haben durfte, das war er ihr schuldig, das konnte sie wenigstens als Entschuldigung von ihm dafür verlangen, daß er sie auf der Straße, wie er sich selbst eingestehen mußte, ungeheuer schamlos angesehen hatte. Und noch eins konnte sie, die sich so fleißig auf der Schreibmaschine ihren Lebensunterhalt verdiente, von ihm verlangen, daß er sich in ritterlichster und höflichster Weise bei ihr entschuldigte und daß er den reumütig Zerknirschten spielte, ganz abgesehen davon, daß sie es ihm sicher hoch anrechnen würde, wenn er sie plötzlich wie eine wirkliche junge Dame behandelte. Das war ein uralter Trick, auf den schon so viele hineingefallen waren und warum sollte da gerade sie nicht auch fallen? Und wenn sie erst gefallen war — aber nein, danach sah sie eigentlich nicht aus, als ob sie jemals zu den gefallenen Mädchen gehören würde und bei dem Gedanken, daß er vielleicht eines Tages die Schuld daran tragen könnte, sie verführt zu haben, wurde das Gefühl in ihm wach, als wenn er sich vor sich selbst fürchterlich schämen müsse. Aber das war natürlich nur eine momentane Aufwallung, die schon vorübergehen würde, wenn er sie erst in seinen

Armen hielt und wenn er sie küßte und erst recht, wenn sie ihn wiederküßte. Ach und wie lange war es her, daß ein hübsches Mädchen ihn küßte!

Aber so viele Gedanken auch auf ihn einströmten, während er den außerordentlich sauber und korrekt geschriebenen Tittelbrief durchlas, der Hauptgedanke war doch das Mitleid, das er mit dem auffallend hübschen jungen Mädchen an der Schreibmaschine empfand und deshalb sagte er endlich: „Vater, ich habe mir die Sache reiflich nach allen Richtungen hin überlegt und da meine ich, Du kannst garnicht anders, als das Schreiben dahin beantworten, daß wir uns freuen würden, Herrn Flämning nebst Tochter und Sohn bald kennen zu lernen und daß wir seinen Besuch selbstverständlich sehr bald erwidern. Eine ablehnende Antwort wäre eine direkte Beleidigung und die dürfen wir den Leuten nicht zufügen. Daß Dein Entschluß, Flämmings zu empfangen, in der Hofgesellschaft zuerst einen kleinen Sturm der Entrüstung hervorrufen wird, ist selbstverständlich, aber das darf Dich nicht abhalten, das allein Richtige zu tun und außerdem hast Du die Gewißheit, daß die Gesellschaft sich Deiner Entschließung fügen wird, da sie Dich nun einmal als ihr Oberhaupt anerkannt hat und da sie weiß, daß Du in allen Fragen stets das Richtige triffst.“

„Ganz meine Ansicht, Hasso, mein Sohn,“ pflichtete der alte Graf ihm bei. „Was Du da eben sagtest, ist mir aus der Seele gesprochen, wengleich

ich trotzdem immer noch schwere Bedenken habe, oder wenn ich die wenigstens noch vor einer Minute hatte. Aber Deine Worte nehmen mir den letzten Zweifel daran, daß ich diesen meinen Bedenken nicht die Oberhand gewinnen lassen darf. Ich werde also gleich heute noch in dem von uns gemeinsam beschlossenen Sinne an Herrn Flämning schreiben."

Das geschah denn auch und als der Brief in den Kasten geworfen worden war, atmete Graf Hasso mehrfach erleichtert auf, denn bis zum letzten Augenblick hatte er befürchtet, sein Vater könne ihn fragen: „Sage mal, Hasso, mein Sohn, ich habe es seit meinem Geburtstag absichtlich vermieden, das Gespräch auf die Sekretärin des Schlosses Geisau zu bringen und auch du hast mir nie wieder von der gesprochen, hast mir sogar nicht einmal erzählt, ob Du ihr inzwischen irgendwie begegnet bist. Daß auch Du Dich über sie so ausschweigst, könnte ich beinahe als ein gutes Zeichen dafür nehmen, als hätten meine Worte, die ich nach meiner Geburtstagsfeier an Dich richtete, auf Dich irgendwelchen Eindruck gemacht. Aber wie dem auch immer sei, Hasso, mein Sohn, hast Du die zur Entscheidung vorliegende Frage lediglich ganz unpersönlich und ganz objektiv beurteilt, oder hast Du dabei in erster Linie oder wenigstens dabei mit auch an die hübsche Sekretärin gedacht?"

Ja, es war wirklich ein Glück, daß der Vater es ganz vergessen hatte, diese so naheliegende Frage an ihn zu richten, denn sonst hätte er, Graf Hasso, seinen alten Herrn heute zum erstenmal in seinem

Leben wissentlich belügen müssen und das wäre ihm beinahe noch schwerer gefallen, als auf die ihm nun so oder so bevorstehende Bekanntschaft mit Fräulein Brinken zu verzichten.

*

*

*

Die kleine Entrüstung, die Graf Hasso voraussagte, war ein fürchterlicher Orkan geworden, als man von der Antwort erfuhr, die der alte Graf nach Schloß Geisau gesandt hatte. Trotzdem hatte man sich dem alten Graf gefügt, einige Damen sogar gern und freudig, noch lieber und freudiger, als sie es laut werden zu lassen wagten, aber es wurde wirklich die höchste Zeit, daß man der Familie Flämning einmal unter dem Deckmantel des gesellschaftlichen Verkehrs zu verstehen gab, es ginge ganz einfach nicht, daß diese die Preise in der Stadt weiter so verdürben. Und vielleicht konnte man auch unter dem Deckmantel des gesellschaftlichen Verkehrs von Schloß Geisau gelegentlich das eine oder das andere an Lebensmittel erhalten, denn gerade in diesen Wochen ließ hier in der Stadt die Verpflegung sehr viel zu wünschen übrig. Vor allem aber hatte man ja die Gewißheit, daß die Familie Flämning selbst einen näheren intimeren Verkehr garnicht erstrebe und daß Graf Mehnert ihnen, den Mitgliedern der Hofgesellschaft, einen solchen näheren Verkehr auch garnicht zumute. Lediglich die äußere Form sollte der jetzigen Zeit entspre-

chend gewahrt werden und so sah man denn der bevorstehenden Besuchsfahrt der Familie Flämning, nachdem man sich von dem ersten Schrecken und Entsetzen erholt hatte, mit einigem Interesse entgegen, das schon deshalb, weil Flämmings die ersten Bürgerlichen waren, die man bei sich empfangen und denen man erlauben würde, den Haupteingang und nicht den für die Lieferanten bestimmten bei ihrem Kommen zu benutzen. Und als die Familie Flämning dann ein paar Tage später ihre Besuche gemacht hatte, mußte man denen das Zeugnis ausstellen, daß die sich bei dieser Gelegenheit für Bürgerliche wirklich merkwürdig Taktvoll benommen hatten, ja Flämmings waren die Besuche sogar streng nach den Gesetzen der ehemaligen Hof- und Rangordnung gefahren und das war um so mehr anzuerkennen, als neben dem Kutscher nicht der stadtbekannteste Lohndiener Mebes saß, der aus langjähriger Praxis selbst im Schlaf wußte, in welcher Reihenfolge die Besuche zu machen waren, sondern der Diener des Herrn Flämning. Der mußte sich also vorher sehr genau darüber orientiert haben, wie die Besuche zu fahren wären und das rechnete man ihnen hoch an. Auf der Fahrt selbst aber waren Flämmings überall angenommen worden, ja selbst Frau von Willberg hatte sich, wenn auch noch so sehr widerstrebend, dem Wunsch des alten Grafen fügen müssen und hatte die Besucher nicht abweisen lassen. Und dann war das Wunder geschehen, man hatte an der Familie, abgesehen davon, daß sie bür

gerlich und demokratisch gesonnen war, nichts auszusetzen gefunden. Vater, Tochter und Sohn besaßen die denkbar besten gesellschaftlichen Manieren, selbst der alte Flämmer hatte sehr schöne manikurte Hände, denen man es ansah, daß sie nicht extra für diese Besuche zurecht gemacht worden waren und nirgends waren die drei länger sitzen geblieben, als der Anstand und die gute Sitte es erforderten. Das hatte zwar allen die Möglichkeit genommen, mit ihren Gästen gerade über das zu sprechen, was ihnen am meisten auf dem Herzen lag, über die Verteuerung der Preise durch sofortige Barzahlung ohne jede versuchte Preisdrückerei, aber dazu bot sich vielleicht bei den Gegenbesuchen Gelegenheit und man rechnete es der Familie Flämmer weiter sehr hoch an, daß sie allen diesen Gegenbesuch dadurch erleichterte, daß sie für eine Woche in die Stadt übersiedelt war und in dem Hotel zum weißen Falken Wohnung genommen hatte. Und diesen Gegenbesuchen, die man schon am nächsten Tage machte, folgte ein paar Tage später die Einladung zu einem kleinen Fest in das gastfreie Haus des Grafen Mehnert, zu dem natürlich auch die Familie Flämmer geladen war.

Es geschah zum erstenmal, daß man bei solcher Gelegenheit nicht wie sonst ganz unter sich war, das gab dem Zusammensein etwas Steifes und Kaltes, man konnte nicht so ungeniert wie früher miteinander plaudern, weil man da manches Thema hätte berühren

müssen, das Flämmings fremd war und an dem diese sich nicht hätten beteiligen können. Daß man die aber in alles einweihte, ging selbstverständlich nicht, denn zu intim wollte und durfte man mit den Leuten auch nicht werden, eine gewisse Schranke mußte zwischen ihnen und den Fremden immer noch bestehen bleiben, das war man schon dem Herzog schuldig, der mit seiner hohen Gemahlin so oft in diesen Räumen weilte und dessen Geist sie auch heute wieder umschwebte. So kam, wenn man es auch an der höflichen Form in keiner Weise fehlen ließ, keine frohe lustige Stimmung auf, trotzdem Graf Mehnert seine schönsten Weine einschenken ließ und auch den Champagner nicht sparte und erst recht dachte man nach aufgehobener Tafel nicht daran, wie noch letzthin bei der Geburtstagsfeier, zu tanzen, sondern man stand und saß in zwangslosen Gruppen, die gemütlich erscheinen sollten, aber trotzdem verdammt langweilig waren, plaudernd herum. Ja, die alten Herren vereinigten sich nicht einmal an dem Kartentisch, denn da hätte man auch den alten Herrn Flämmer auffordern müssen, sich zu beteiligen, aber an den Spieltisch setzte man sich in diesen Kreisen, in denen nicht hasardiert wurde, nur mit seinesgleichen. Bei der Auswahl seiner Mitspieler konnte man garnicht vorsichtig genug sein.

Die alten Herrschaften langweilten sich unter dem Deckmantel, sich zu unterhalten und der Sohn

des Hauses langweilte sich erst recht, weil er fortwährend an Fräulein Brinken denken mußte. Er hatte sich diesen Abend wesentlich anders vorgestellt, schon weil er es als selbstverständlich annahm, daß es ihm gelingen würde, bei seinem Vater auch eine Einladung für die hübsche Sekretärin zu erwirken. Aber das hatte er schon deshalb nicht gekonnt, weil Fräulein Brinken, obgleich er herauspioniert hatte, daß sie mit im Hotel war, sich selbst, als Flämmings die Gegenbesuche empfangen, nicht sehen ließ. Daß Fräulein Brinken sich an der Besuchsfahrt nicht beteiligen würde, hatte er als selbstverständlich angenommen, aber dafür desto sicherer darauf gerechnet, ihr später irgendwie im Hotel zu begegnen. Aber so sehr er auch seine Augen anstrengte, so sehr er auch nach ihr aushorchte, nichts war von ihr zu sehen und zu hören, nur einmal war ihm so gewesen, als hätte er während des Besuches in einem Nebenzimmer das leise Klappern der Schreibmaschine vernommen. Hätte Fräulein Brinken sich aber bei dem Gegenbesuch, den er mit seinen Eltern in dem Hotel machte, irgendwie gezeigt, dann hätte er das Weitere schon gemanagert und dann wäre sie heute abend mit hier gewesen. Und daß sie nun nicht hier war, das ärgerte und verdroß ihn sehr, sodaß er sich bei Tisch mit aller Gewalt zusammennehmen mußte, um Fräulein Flämning, die er als Sohn des Hauses führte, wenigstens dreiviertel leidlich zu unterhalten. Aber selbst das wurde ihm schwer, obgleich Fräulein Flämning nicht nur auf ihre

Art sehr hübsch und auch sehr gut angezogen war, sondern obgleich sie sich sehr bald als ein sehr kluges junges Mädchen entpuppte, in deren Gesellschaft man sich sicher nicht zu langweilen brauchte. Er aber langweilte sich trotzdem, weil er an ihrer Seite fortwährend an eine andere dachte und weil seine stille Hoffnung, sie möchte ihm endlich einmal etwas von ihrer Freundin Helene-Hildegard erzählen, garnicht in Erfüllung ging und weil er trotz allen Nachdenkens nicht heraus bekam, wie er in unauffälliger Weise selbst das Gespräch auf die bringen könne. Er langweilte sich an Fräulein Violas Seite und schon deshalb schielte er ein paarmal zu der nach seiner Ansicht heute besonders hübsch aussehenden Baronesse Benita hinüber, die neben dem jungen Flämmer saß, der sich aber an ihrer Seite ebenso wenig wohl zu fühlen schien, wie er sich selbst neben Fräulein Viola. Und das ärgerte ihn, denn die Baronesse war doch weiß Gott hübsch und amüsam, außerdem wurde sie später vielleicht seine Frau und da nahm er die Nichtachtung, die der Kamerad der Reserve der Baronesse zollte, beinahe wie eine ihm persönlich zugefügte Kränkung auf. Bis ihm mit einemmal eiskalt die Erkenntnis über den Rücken lief: dieser Flämmer widmet sich deiner Baronesse nur deshalb so wenig, weil auch er in die Sekretärin seines Vaters verliebt ist und weil sich vielleicht zwischen ihm und Fräulein Brinken schon jenes zarte, reizvolle Verhältnis angebandelt hat, das du selbst so gern mit

ihr haben möchtest. Eisekalt lief es ihm über den Rücken, sodaß er plötzlich vor Frost wieder zusammenschauerte. Gewiß, es war so wie er vermutete und da wurde eine rasende Eifersucht auf den anderen in ihm wach, denn er gönnte dem dieses Mädels ganz einfach nicht, für den war sie viel zu hübsch und für den war sie viel zu schade. Die Eifersucht quälte ihn und fraß an ihm. Hatte Fräulein Brinken sich ihm gegenüber vielleicht nur deshalb so unnahbar gestellt, weil sie bereits die Freundin des jungen Flämmings war? Aber nein, das glaubte er denn doch nicht, dazu war die Empörung, die aus ihren schönen Augen sprach, zu echt gewesen. Nein, er hatte ihr eben mit seinem häßlichen Verdacht wohl wirklich unrecht getan und wie er nun zu bemerken glaubte, wohl auch ihm, dem jungen Flämmer, denn so schweigsam der bisher neben der Baronesse gesessen hatte, ebenso lebhaft und ausgelassen wurde er jetzt. Ja, er sah ganz deutlich, wie Flämmer jetzt damit anfing, der Baronesse den Hof zu machen und er bemerkte auch, wie die Baronesse darauf einging. Da wollte zum zweitenmal die Eifersucht in ihm wach werden, aber das gelang der nicht, die hatte sich anscheinend bei seinen Gedanken an Fräulein Brinken verausgabt und was nun noch von der übrig geblieben war, das war lediglich ein rasch aufloderndes und ebenso schnell wieder verlöschendes Strohfeuer. Und wenn er sich alles richtig überlegte, warum sollte sich die Baronesse von ihrem Tischherrn nicht etwas den

Hof machen lassen? Das war und blieb doch nur ein harmloses Gesellschaftsspiel und er gönnte es ihr von Herzen, daß sie sich noch nach Kräften amüsierte, bevor sie eines Tages seine Frau wurde, denn da war es doch für sie ebenso wie für ihn mit den Freuden der schönen goldenen Jugendzeit vorbei. Deshalb freute er sich auch immer mehr und mehr, je länger er es mit ansah, wie die beiden sich bei Tisch anfreundeten, wie die miteinander lachten und scherzten und wie sie einander ganz deutlich zu verstehen gaben: du gefällst mir.

Auch jetzt nach aufgehobener Tafel stand der junge Flämmer neben der Baronesse, er stand sogar immer noch neben ihr, wie Graf Hasso es mit freudiger Genugtuung feststellte, weil er sich immer wieder sagte: wenn der sich auch nur etwas für Fräulein Brinken interessierte, würde er sich heute nicht so ausschließlich der Baronesse widmen. Das stimmte ihn froh und glücklich und er freute sich auch darüber, daß er sich seiner Tischdame nicht mehr zu widmen brauchte, denn die und Fräulein Maria-Ursula, die heute abend ohne ihre angeblich erkrankte Mutter erschienen war, hatte Herr von Ratzfeld mit Beschlag belegt und unterhielt die beiden anscheinend auf das beste, wenigstens hörte er die oft fröhlich auflachen.

Ja, wenigstens die wenn auch heute wieder spärlich vertretene Jugend schien sich auf dem steifen und förmlichen Abend zu amüsieren, aber er

selbst langweilte sich maßlos, weil er fortwährend an Fräulein Brinken denken mußte. Was machte die wohl jetzt? Saß die in ihrem Hotelzimmer an der Schreibmaschine und tippte, oder beneidete sie ihre Freundin Viola, weil die auf die Gesellschaft hatte gehen können, während sie selbst als nicht gesellschaftsfähig zu Hause bleiben mußte? Da wurde das Mitleid mit ihr in ihm wach, aber plötzlich auch wieder die Eifersucht, weil er sich sagte: vielleicht hat Flämning dir vorhin deinen ja allerdings auch sehr naheliegenden Gedanken irgendwie angemerkt und will nun dadurch, daß er sich so ausschließlich der Baroness widmet, dich lediglich täuschen. Und die quälenden Gedanken wurde er auch dadurch nicht wieder los, daß er sich fortwährend das alte Wort auf sagte: die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht was Leiden schafft. So wurde es ihm immer schwerer und schwerer, sich den Gästen seiner Eltern zu widmen und mit denen über die gleichgültigsten Dinge zu plaudern und er atmete wirklich mehr als erleichtert auf, als sich die Gäste endlich zum Aufbruch rüsteten. Da aber gab es noch eine wirkliche Freude für ihn, denn mit so lauter Stimme, daß alle es hören mußten, erklärte der alte Flämning, er hoffe, die Herrschaften, in deren Kreise er mit seinen Kindern den heutigen Abend habe erleben dürfen, bereits in der allernächsten Zeit bei sich auf Schloß Geisau zu sehen. Er werde, um seinen Gästen die Fahrt dorthin zu erleichtern, versuchen, bei der Direktion der Lokalbahn einen Extrazug zu

bekommen, der die Gäste auch am Abend wieder zurück brächte, denn er möchte doch alle gern bei sich in seinen eigenen Räumen empfangen und nicht in dem immerhin etwas kalten und ungemütlichen Speisesaal seines Hotels.

Diese in liebenswürdigster Form vorgebrachte Einladung fand allgemeinen Beifall und man erkannte es besonders an, daß Herr Flämning diese seine Gesellschaft bereits in der allernächsten Zeit geben wollte, dann hatte man die hinter sich, damit war der gesellschaftlichen Form nach außen hin vollständig genügt und je eher das geschah, desto besser. Dann war man wieder ganz unter sich und daran würde auch dadurch nichts geändert werden, daß man sich in Zukunft vielleicht in der Stadt auf der Straße oder in einem Geschäft einmal mit Flämmings zusammentraf.

So waren denn alle über die liebenswürdigen Worte des Herrn Flämning sehr froh, Graf Hasso aber wäre dem alten Herrn, der seinem Vater tatsächlich sehr ähnlich sah, am liebsten um den Hals gefallen und hätte dem gern einen Kuß gegeben. Der Tag, an dem er Fräulein Brinken persönlich kennen lernen würde, stand ihm nun nahe bevor, denn das gelobte er sich, selbst wenn Fräulein Brinken an jenem Gesellschaftsabend auf Schloß Geisau unsichtbar blieb, er würde sie dennoch zu finden wissen, auch wenn er sich zu diesem Zweck unter irgend einem Vorwand von der

übrigen Gesellschaft trennen und mit der Diogeneslaterne in der Hand auf die Suche gehen sollte. Und wenn er sie erst in ihrer Kemenate, in dem Park, oder wo sie sich sonst abgesondert von den Gästen aufhalten mochte, gefunden hatte, dann —

Da lachte jemand hell und fröhlich hinter ihm auf, gleichsam, als solle dieses Lachen seinen Satz spöttisch und ironisch beenden: dann wirst Du Dich schön blamieren und schön ausgelacht werden. Natürlich war es nur ein Zufall, daß dieses Lachen gerade in diesem Augenblick erklang, aber es verdarb ihm seine Laune und seine siegeszuversichtliche Stimmung, sodaß er sich nun etwas unwillig umwandte, aber als er das getan hatte, konnte er nicht mehr böse sein, denn vor ihm stand Baronesse Benita an der Seite des jungen Flämmer und es war ihm, als habe die Baronesse noch kaum zuvor so hübsch, so reizend und so verführerisch ausgesehen wie jetzt, da sie nun mit frischen geröteten Wangen, mit einem lachenden übermütig strahlenden Ausdruck und mit einem allerliebsten schelmischen Lachen um den Mund, das ihre beiden entzückenden Grübchen zeigte, zu ihm aufsaß. Und wie gut standen ihr die dunkelroten Rosen, die sie sich ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen in das Haar gesteckt hatte, wenigstens konnte er sich nicht darauf besinnen, sie schon jemals mit Blumen gesehen zu haben. Und welches übermütigen Temperaments sprach nicht aus der raschen Handbewegung, mit der sie ihm nun ihre Rechte

entgegenstreckte: „Die Abschiedsminute naht, Graf Mehnert, da möchte ich Ihnen eine gute Nacht wünschen.“

„Gute Nacht, Baronesse,“ gab er seinerseits zurück und wenn er es ihr ja auch ansah, daß seine Frage überflüssig war, so erkundigte er sich dennoch aus Höflichkeit: „Hoffentlich haben Sie sich heute abend gut unterhalten?“

„Sogar ausgezeichnet, Graf Mehnert,“ gab sie zur Antwort, „ich kann mich wirklich kaum entsinnen, überhaupt schon jemals einen so reizenden Abend verlebt zu haben und das, obgleich nicht einmal getanzt wurde. Heute abend bin ich darüber belehrt worden, daß es auch ohnedem geht. Doch halt,“ unterbrach sie sich plötzlich, „ich muß mich rasch verabschieden, sonst gehen mir meine Eltern durch und wenn die mich nachher vermissen, lassen die mich womöglich als verlorene Tochter öffentlich ausrufen und Ludwig Fulda schreibt ein neues Lustspiel über mich. Also nochmals gute Nacht, Graf Mehnert, und hoffentlich bald auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen, Baronesse,“ gab er abermals zurück, dann fiel ihm ein, daß er sich von den Eltern der Baronesse noch garnicht verabschiedet hatte. So mischte er sich denn nun unter die Schar der aufbrechenden Gäste, küßte hier eine Hand, drückte dort eine andere und hörte, als die Gäste endlich das Haus verließen, noch einmal Baronesse Benitas helles frohes Lachen.

Die scheint sich ja heute tatsächlich ausge-

zeichnet unterhalten zu haben, dachte er mit einem neuen Anflug von Eifersucht, was hat die Baronesse denn nur?

Aber darauf fand er keine Antwort und die einzige, die ihm die hätte geben können, hätte es sicher nicht getan, wenn er sie danach gefragt haben würde. Das schon deshalb nicht, weil die Baronesse, als sie eine Stunde später in ihrem Bett liegend noch einmal über alles nachdachte, es selbst nicht wußte, was sie so froh und so heiter stimmte. Nur eins wußte sie, sie hatte es diesem Herrn Flämmer schon heute ganz gehörig heimgezahlt, daß er vor Wochen so achtlos an ihr vorüberging. Allerdings, das gestand sie sich offen und ehrlich ein, so leicht war es ihr auch heute nicht geworden, sein Interesse und seine Aufmerksamkeit zu erwecken und fast hatte es den Anschein gehabt, als sei es zwecklos gewesen, daß sie sich heute einzig und allein für ihn besonders schmückte. Aber es hatte glücklicherweise auch nur so geschienen, denn mit einemmal begann er dann doch Augen für sie zu haben und als die endlich, endlich damit anfangen, sie anzusehen, da hörten die auch garnicht wieder damit auf, während dabei ein leises glückliches Lächeln seinen hübschen Mund umspielte. Auch jetzt sah sie dieses sein Lächeln wieder vor sich, aber sie sah auch ganz deutlich wieder ihn selbst. Wie hübsch, wie auffallend hübsch er war und wie tadellos er in dem Frack aussah, fast noch besser als damals in dem Straßenanzug. Und wie amüsant er sie zu unterhalten verstanden hatte, eigentlich noch

viel amüsanter als Graf Hasso das sonst tat, aber mit dem Grafen hatte sie sich schließlich auch schon ziemlich ausgesprochen, denn soviel Neues erlebten sie hier beide nicht. Da war es wirklich einmal eine angenehme Abwechslung gewesen, einen anderen Tischherrn zu haben als immer nur den Grafen Hasso. Und dann dachte sie plötzlich: hast du den heute abend eigentlich nicht etwas zu sehr vernachlässigt? Aber ach was, der hatte sich heute auch nicht viel um sie gekümmert und was sie heute versäumte, konnte sie sehr bald wieder nachholen, sobald sie diesen Herrn Flämning erst genug bestraft hatte. Von der Strafe aber, die sie sich für ihn ausgedacht hatte, sollte ihm auch nicht der kleinste Teil erspart bleiben, er sollte sich bis über seine beiden Ohren in sie verlieben, er sollte sogar auf den wahnsinnigen Gedanken kommen, sie heiraten zu wollen, damit sie ihn auslachen und ihm zurufen konnte: „Ach nein, mein Herr, soweit geht der Flirt zwischen uns denn doch nicht, daß er ein so tragisches Ende nehmen könnte. Das Spiel zwischen uns ist aus, aber ich habe es gewonnen.“ Mit welchem entsetzten Gesicht er sie da wohl anstarrte, für wie kokett und herzlos er sie da wohl halten würde, obgleich ihr sonst jede Herzlosigkeit und jede Koketterie ganz fern lag. Und die Hauptsache, wie würde er darunter leiden, wenn er einsehen mußte, daß sie selbst nicht für eine Sekunde daran gedacht hatte, sich ihrerseits auch in ihn zu verlieben? Und als sie nun daran dachte, wie er

vielleicht körperlich und seelisch darunter leiden würde, da tat er ihr mit einemmal schon heute plötzlich schrecklich leid, denn um so bestraft zu werden, dafür war er eigentlich zu hübsch und auch viel zu nett. Aber trotzdem, es mußte sein, sie hatte es sich zugeschworen und würde es selbstverständlich auch halten. Aber nun tat ihr auch dieser Schwur schon beinahe leid und sie gestand sich, daß sie selbst froh sein wollte, wenn sie den erst eingelöst hatte und damit es möglichst schnell ginge, wollte sie sich auch morgen früh wieder ganz besonders hübsch für ihn anziehen, denn sie hatte sich mit ihm und seiner Schwester für vormittags um elf Uhr zu einem kleinen Bummel durch die Straßen der Stadt verabredet. Allerdings, so ganz fest war die Verabredung nicht gewesen, denn er hatte ihr erklärt: „Ich hoffe, Baronesse, daß wir erst am Nachmittag nach Hause zurückfahren, wir müssen aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß wir schon früher aufbrechen, das hängt von den telephonischen Nachrichten ab, die wir von unserem Verwalter erhalten werden. Aber wenn wir bis zu mittag noch in der Stadt bleiben, dann bin ich mit dem Glockenschlag elf Uhr mit meiner Schwester an der verabredeten Stelle.“

Mit der Hoffnung, daß sie sich morgen vormittag nicht umsonst für ihn so hübsch wie sie es nur konnte, anziehen würde, schlief sie endlich ein, aber als sie dann am nächsten Tage zu dem Rendezvous gehen

wollte, erfuhr sie, daß Fräulein Flämning bereits um acht Uhr antelephoniert habe, daß sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder schon um halb neun Uhr nach Schloß Geisau zurückfahren müsse. Die telephonische Bestellung war pünktlich eingetroffen, das Mädchen hatte es nur vergessen, die gleich an sie weiter zu geben und mußte es sich nun gefallen lassen, daß sie deswegen ausgescholten wurde. Aber sie gestand es sich offen ein, der wahre Grund ihres Ärgers lag nicht in der Vergeßlichkeit des Mädchens, sondern darin, daß sie nun heute morgen auf das Vergnügen verzichten mußte, noch einmal mit Herrn Flämning zusammen zu treffen. Na, hoffentlich hielt sein Vater Wort und lud sie alle schon sehr bald nach Schloß Geisau ein.

Aber diese Gegeneinladung erfolgte doch nicht ganz so schnell wie alle erwartet und wie die auch in der Absicht des alten Herrn Flämning gelegen hatte. Die Schuld an der Verzögerung trug eine Reise, die der Schloßherr in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit nach Berlin unternehmen mußte und bei der sich die Verhandlungen länger hinzogen, als er es geglaubt hatte. Aber kaum war er von Berlin zurück, da erklärte er den Seinen: „So Kinder, nun wollen wir der Hofgesellschaft unsererseits ein Fest geben, nach dem sie sich in des Wortes wahrster Bedeutung noch in der Erinnerung nach Wochen alle zehn Finger lecken sollen, denn bei uns sollen die Leutchen sich mal wirklich satt essen. In der Hinsicht war es bei

dem Grafen nichts Rechtes, obgleich der sich weiß Gott alle Mühe gegeben hatte, seine Gäste gut zu bewirten. Aber die paar Schnipsel Fleisch, die vielen Delikatessen und Kinkerlitzchen, die ein Heidengeld gekostet haben müssen, die aber den Appetit mehr reizten als stillten, waren nichts Genaues. Aber davon abgesehen, war es nicht nur eigentlich, sondern wirklich ganz nett dort und auch nicht ganz so steif, wie ich es gefürchtet hatte. Dafür, daß die Leute nun einmal gegen ihre Vorurteile nicht ankönnen und daß sie über die nicht hinwegkommen, darf man sie nicht allein verantwortlich machen, sondern hauptsächlich die Fürsten, die sich ihre Hofgesellschaft künstlich großzogen. Der Zufall führte mir auf der Reise eine alte Zeitung in die Hände, in der sich aus Anlaß der Nationalversammlung ein Aufsatz über Weimar befand, das wir uns bei nächster Gelegenheit aber nun wirklich einmal ansehen wollen. In dem Artikel stand, die dortige Hauptstraße hätte zur Zeit von Schiller und Goethe, namentlich aber zu Zeiten von Carl August, die Esplanade geheißen. Das Betreten dieser Straße aber wäre, wenn der Hof sich dort zeigte, nur den Mitgliedern der Hofgesellschaft erlaubt gewesen. Wenn so etwas nicht zum Lachen wäre, dann wäre es zum Weinen, denn ähnliche Verfügungen wie in Weimar haben in früheren Zeiten wohl auch in den anderen Residenzen bestanden und da kann man sich nicht wundern, wenn sich die Hofgesellschaft für eine

von Gott auserwählte Kaste betrachtet und daß die sich zu beflecken und zu beschmutzen glaubt, wenn sie einen außerhalb ihrer Kreise stehenden Menschen auch nur freundlich ansieht. Die Leute werden von Anfang an mit einem Hochmutsdünkel geboren und von Kindheit an nach dem Grundsatz erzogen: „Kind, gib auf Dich acht, vergiß nicht einen Augenblick, wer Du bist, daß Deine Eltern zu der Hofgesellschaft gehören und daß auch Du dereinst bei Hofe verkehren wirst.“ Und solchen verbohrtten und veralteten Anschauungen gegenüber soll man nun kein Demokrat im besten Sinne des Wortes sein, sondern womöglich noch deutsch-national, was in diesem besonderen Falle heißt: ach Herr im Himmel, gib uns unseren Herzog wieder, damit wir nicht nur dem Namen nach die Hofgesellschaft bleiben, die wir waren, sondern damit wir die tatsächlich wieder werden.“

Mit den Seinen nachmittags am Kaffeetisch sitzend und seine große Zigarre rauchend, hatte der Schloßherr diese seine Gedanken, die Sätze in längeren Pausen von sich gebend, teils in ernster, teils in leicht ironischer und satirischer Weise entwickelt, bis er nun zum Schluß abermals meinte: „Trotzdem aber war der Gesellschaftsabend wirklich leidlich nett.“

„Viola und ich haben den sogar außerordentlich nett gefunden, Vater,“ Stimmte Carl-Georg ihm bei und während er das tat, umspielte wieder, wie schon so oft in den letzten Tagen, ein leises glückliches Lächeln seinen Mund und Fräulein Brinken, die mit an

dem Kaffeetisch saß, konnte sich nicht helfen, über dieses Lächeln ärgerte sie sich auch heute wieder, denn sie konnte sich ja denken, wem das galt, der Erinnerung an die Baronesse Benita, denn Viola hatte ihr gleich erzählt: „Denke Dir nur, Helene-Hildegard, Carl-Georg hat der Baronesse wie verrückt den Hof gemacht. Ich glaubte zuerst meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich das sah, denn ich dachte, ich täuschte mich. Und Du hättest nur hören sollen, mit welcher Begeisterung er mir von der Baronesse erzählte. Wenn ich nicht wüßte, daß der gute Kerl in Dich verliebt wäre, würde ich glauben, er habe sich in die Baronesse vergafft, aber da das natürlich ausgeschlossen ist, verstehe ich ihn eigentlich nicht recht.“

Und sie, Helene-Hildegard, verstand ihn erst recht nicht. War seine Liebe zu ihr so flüchtig gewesen, daß er die sofort vergaß, als er die Baronesse kennen lernte? War denn die soviel hübscher und begehrenswerter als sie selbst? Das glaubte er doch wohl selber nicht. Warum warb er da nicht weiter um ihre Gunst, warum gab er ihr da nicht, wie er sich vorgenommen hatte, endlich die richtige Hilfe, damit sie sich auch in ihn verliebe, warum gab er ihr die jetzt nicht, wo sie beinahe seine Hilfe brauchte, denn darüber glaubte sie sich in den letzten Tagen und Nächten klar geworden zu sein, die Liebe, die lediglich die Leidenschaften erweckte, war doch wohl nicht die richtige und deshalb wollte sie sich auch nicht in den Grafen Hasso verlieben, deshalb

hatte sie auch beinahe Angst davor, ihn kennen zu lernen und hatte auch die feste Absicht gehabt, dem Fest, das der alte Herr Flämning den Gästen aus der Stadt geben wollte, fern zu bleiben. Aber kaum hatte sie diese Äußerung fallen lassen, da hatte Viola ihr damit gedroht, ihr dauernd die Freundschaft zu kündigen, wenn sie an dem Abend unter irgend einem Vorwand unsichtbar bliebe und auch Carl-Georg hatte ihr erklärt: „Daß Sie sich drücken, Fräulein Brinken, erlaube ich ganz einfach nicht. Erscheinen Sie nicht freiwillig, dann hole ich Sie mit Gewalt aus Ihrem Zimmer,“ und so energisch hatten die beiden auf sie eingesprochen, daß sie ihre Absicht wieder geändert hatte. Aber leicht war es ihr nicht geworden, das auch deshalb nicht, weil Carl-Georg so fest darauf bestand, daß sie auf dem Fest erschien. Warum tat er das? Sollte sie es da mit ansehen, wie er da der Baronesse den Hof machte? Und sollte das vielleicht die richtige Hilfe sein, die er ihr geben wollte, damit sie sich auch in ihn verliebe?

Daran dachte sie auch nun wieder und im Zusammenhang ärgerte sie sich derartig über ihn, daß es sie nicht mehr auf ihrem Platze duldete, sondern daß sie sich mit den Worten erhob: „Ich bitte um Erlaubnis, an meine Arbeit gehen zu dürfen, Herr Flämning.“

Der blickte überrascht auf: „Ist es schon so spät, Fräulein Brinken? Ist die berühmte Uhr schon abgelaufen? Das tut mir leid für Sie, aber wenn Sie zu

tun haben, darf ich Sie nicht zurückhalten.“

Gleich darauf hatte sie, nachdem sie sich durch ein Neigen des Kopfes von den anderen verabschiedet hatte, die große Veranda, auf der man bei schönem Wetter den Kaffee einzunehmen pflegte, verlassen und bald erhob sich auch Carl-Georg unter dem Vorwand, sich wieder um die Wirtschaft kümmern zu müssen. In Wahrheit aber wollte er nur mit seinen Gedanken allein sein und als er bald darauf über den tadellos saubereren und sehr ordentlich gehaltenen Gutshof dahinschritt, pfiff er halblaut ein lustiges Lied vor sich hin, denn er glaubte es Fräulein Brinken ganz deutlich angemerkt zu haben, was die auch heute wieder im stillen beschäftigte und was die auch beschäftigen sollte, denn nicht ohne Absicht hatte er es betont, daß Viola und er es auf dem Gesellschaftsabend in der Stadt sehr nett gefunden hätten. Ob das auch bei seiner Schwester tatsächlich der Fall war, wußte er allerdings nicht, das interessierte ihn auch nicht besonders, wohl aber hatte er sich im Hause des Grafen Mehnert ausgezeichnet unterhalten, das schon deshalb, weil ihm da ganz plötzlich eingefallen war, wie er sich endlich Fräulein Brinkens Liebe gewinnen könne. Der rettende Gedanke war ihm gekommen, als er sich an der Seite der Baronesse, obgleich die sicher ebenso hübsch und ebenso liebenswürdig war wie Helene-Hildegard, nach allen Noten langweilte, weil er sich nach Helene-Hildegard sehnte und weil er

deshalb nicht wußte, wie er sich mit der anderen unterhalten solle. Da aber hatte es ihn mit einemmal durchzuckt: benutze die Baronesse als Sprungbrett, um von dort aus in das Herz von Fräulein Brinken zu gelangen. Mache Helene-Hildegard auf die Baronesse eifersüchtig. Das Mittel hat schon viele tausend-millionenmal geholfen, warum sollte es da nicht auch Dir helfen? Und wer weiß, vielleicht ist gerade das die richtige Hilfe, die Fräulein Brinken braucht und die du ihr geben zu wollen, etwas voreilig versprachst, denn bis jetzt bist Du bei ihr auch nicht einen Schritt weiter gekommen, im Gegenteil, jetzt hat es zuweilen fast den Anschein, als ob Fräulein Brinken sich in ihren Gedanken, wenn Du mit ihr zusammen bist, mit Dingen beschäftigt, die mit Dir auch nicht das Allergeringste zu tun haben.

Das alles war ihm blitzschnell durch den Kopf gegangen, dann hatte er sich gesagt: es bleibt nichts anderes übrig, mach' der Baronesse den Hof, allzu schwer wird dir das ja nicht fallen, denn die Baronesse ist sehr hübsch und wartet anscheinend auch ein klein wenig darauf, daß du dich ihr widmest. Also los damit und gleich feste, damit auch Viola es merkt und damit die dann spätestens morgen der stolzen und unnahbaren Helene-Hildegard erzählt, mein Herz schiene für die Baronesse Feuer gefangen zu haben. So hatte er denn damit angefangen, sich mit der Baronesse zu beschäftigen und er war selbst ganz

erstaunt darüber, daß ihm das soviel Vergnügen bereitete. Das aber kam natürlich nur daher, daß er mit seinen Gedanken fortwährend bei Helene-Hildegard war und daß er sich sagte: der süße Lohn dafür, daß du dich nun so ausschließlich der Baronesse widmest, wird eines Tages von den Lippen Helene-Hildegards nicht ausbleiben. Dann aber hatte er sich im weiteren Verlauf des Abends ein paarmal dabei ertappt, daß er Helene-Hildegard über die Baronesse ganz vergaß. Doch auch das hatte selbstverständlich nicht das Geringste zu bedeuten, denn wenn er auch nur so tat, als mache er seiner Nachbarin den Hof, wenn es auch nur ein Spiel war und ein Spiel bleiben sollte, so durfte er sich selbst bei dem nicht durch andere Dinge und durch andere Personen ablenken lassen, denn sonst merkte seine Schwester es ihm vielleicht an, daß er sich nur so stelle, als gefiele ihm die Baronesse und dann würde auch Helene-Hildegard das, was sie über ihn durch seine Schwester erfuhr, nicht weiter tragisch nehmen. Das aber sollte und mußte die und bis jetzt hatte er ja auch glücklicherweise sein Ziel erreicht. Daß Fräulein Brinken auf die Baronesse eifersüchtig war, oder daß die sich wenigstens über ihn ärgerte, das merkte er ihr schon seit ein paar Tagen an, das hatte sie ihm auch heute nachmittag wieder verraten, na und wenn ein junges Mädchen sich erst über einen Herrn ärgert, weil der sie auf Kosten einer anderen vernachlässigt, dann war die Stunde nicht mehr fern,

in der sie ihm zurief: „Ich liebe Dich, ich habe Dich schon lange geliebt, auch wenn ich es Dir nicht eingestand, nun aber muß ich es Dir sagen, denn ehe ich es mit ansehe, daß Du diese andere nimmst, die weder hübsch noch klug ist, die sich nicht anzuziehen versteht und die auch sonst garnicht zu Dir paßt, nein, ehe ich das dulde, daß Du mit einer anderen unglücklich wirst, eher will ich es Dir nur eingestehen: ja, ich liebe Dich, ich habe Dich schon lange geliebt.“

Allerdings, ob Helene-Hildegard ihm gerade mit diesen Worten ihre Liebe, oder richtiger gesagt, ihre Gegenliebe erklären würde, blieb erst abzuwarten, aber wenn sie das tun sollte, dann mußte er ihr, wenn er ihr den ersten Kuß gegeben hatte, nein, noch bevor er das tat, zurufen: „Daß Du mir endlich eingestehst, daß und wie lieb Du mich hast, Helene-Hildegard, das freut mich noch viel mehr, als es sich selbst der größte Maler aller Zeiten auszumalen vermöchte. Aber trotzdem, Helene-Hildegard, dafür, daß mir die Baronesse als Sprungbrett gedient hat, darfst Du die nicht schlecht machen, denn dumm ist die ganz gewiß nicht und häßlich ist sie erst recht nicht und sich mit vielem Geschmack anzuziehen versteht sie auch. Also nicht ungerecht sein, Helene-Hildegard, sondern höchstens dankbar, denn wenn die Baronesse auch nichts davon gemerkt hat, daß ich sie als Sprungbrett benutzte, ich bin trotzdem mit meinen einhundert-fünfundsechzig Pfund ganz gehörig auf ihr herumge

trampelt und bei dem letzten Absprung, mit dem ich endlich in Dein Herz gelangte, habe ich ihr sogar mit meinen beiden Füßen einen Tritt gegeben, daß ich ganz deutlich zu hören glaubte, wie sie in allen Fugen und in allen Rippen krachte. Nein, Helene-Hildegard, undankbar wollen wir beide gegen die Baronesse nicht sein."

Mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn hatte, schritt er, den Blick zu Boden gesenkt, die weiche seidene Reitmütze weit zurückgeschoben, damit der leise Luftzug ihm die Stirn kühlen könne, dahin und sicher hätte er sich noch lange im stillen darüber gefreut, daß die schöne stolze und unnahbare Helene-Hildegard nun bald seine Braut sein würde, wenn nicht plötzlich aus seiner unmittelbaren Nähe ein so grausiger Fluch an sein Ohr geklungen wäre, daß er unwillkürlich drei Schritte zurücktaumelte, obgleich er doch in den verflossenen Kriegsjahren da draußen im Felde manchen kräftigen Fluch hatte mit anhören müssen. Aber als er sich dann nach allen Seiten umgesehen hatte, wer denn den Fluch ausgestoßen haben könne, war außer ihm kein Mensch da, nicht einmal der allerkleinste und da kam ihm langsam die Erkenntnis, er müsse selbst so schauerlich geflucht haben. Und als er nun plötzlich einen ganz barbarischen Schmerz auf seiner Stirn verspürte, da wußte er auch warum, weil er ganz in Gedanken versunken, des Weges nicht achtend, mit dem Schädel gegen eine landwirtschaftliche Maschine

angerannt war, die auf einem Leiterwagen verladen dastand.

Verdammt und zugenäht, hatte er sich an den Schädel gestoßen! In dem dröhnte es förmlich, aber das nicht allein, als er sich nun über die Stirn fuhr, da fühlte er ganz deutlich, wie sich dort eine Beule bildete, deren Größe mit einer kleinen Erbse auch nicht die allergeringste Ähnlichkeit hatte, sondern die mehr den Umfang einer dicken Runkelrübe annehmen zu wollen schien, vorausgesetzt, daß die nicht sogar noch größer wurde. Sowas kommt von sowas, das hatte er nun davon, daß er soviel an Helene-Hildegard dachte, oder hatte er eigentlich mehr an die Baronesse gedacht? Aber selbst wenn er das tat, die Schuld trug doch Fräulein Brinken, denn er mußte, wenn auch nur in Gedanken, die hübsche Baronesse gegen die etwaigen späteren Vorwürfe seiner Braut in Schutz nehmen. Diese Beule aber sollte Helene-Hildegard ihm büßen, die sollte ihr teuer zu stehen kommen, mit hundert und aberhundert Küssen wollte er sich für die an ihr rächen. Dann aber dachte er plötzlich: Erbarmung, Erbarmung, was dann, wenn die Beule immer größer und größer wird und wenn die während der nächsten Tage wie ein Straußenei auf deiner Stirn sitzen bleibt? Was machst du denn da an dem unmittelbar bevorstehenden Gesellschaftsabend? Mit diesem Schönheitspflasterchen auf der Stirn kannst du dich doch unmöglich unter den Gästen sehen lassen, da gibt es nur eins, die Gesellschaft muß verscho-

ben werden, bis du deine einstige Schönheit wieder-erlangt hast.

Aber als er dann am Abend, nachdem er trotz seiner heftigen Kopfschmerzen ganz wie sonst seinen Weg über den Gutshof und im Anschluß daran seinen Ritt über die Felder gemacht hatte, seinem Vater, seiner Schwester und auch Fräulein Brinken diesen seinen Entschluß mitgeteilt hatte, war es für dessen Ausführung bereits zu spät, denn im Laufe des Nachmittags waren die Einladungen schon geschrieben und mit den anderen Briefen bereits zur Post gebracht worden. Schon nach vier Tagen würden die Gäste erscheinen und dabei hatte er sich, als er sich in seinem Zimmer im Spiegel betrachtete, nach ehrlichster Überzeugung gestanden: die Beule wirst du in den nächsten vier Wochen nicht wieder los. So saß er denn nun da, ein Bild des Elends und des Jammers, aber anstatt, wie er es für selbstverständlich hielt, aufrichtiges Mitleid zu finden, erntete er nur Spott und Lachen und alle wollten wissen, woran er denn nur so intensiv gedacht habe, daß er darüber selbst eine solche Kleinigkeit, wie es ein schwerbeladener Leiterwagen sei, hätte übersehen können. Das schien namentlich Fräulein Brinken zu interessieren, wengleich die ihn mehr mit ihren Augen als mit Worten danach fragte und gerade weil sie die Hauptschuldige oder wenigstens die Mitschuldige war, hätte er ihr am liebsten zugerufen: an Sie habe ich ganz gewiß nicht gedacht, Fräulein Brinken, denn Sie

wissen doch, daß ich überhaupt nicht mehr an Sie denke, damit Sie desto mehr an mich denken. Aber der erste Teil dieses Satzes allein wäre unhöflich gewesen, und der Nachsatz hätte für den Vater und für seine Schwester einer Erklärung bedurft, die er den beiden nicht geben wollte. So knurrte er denn nur allerlei vor sich hin, aber je länger er sich heraus zu reden versuchte, desto schadenfroher blitzte es in Fräulein Brinkens Augen auf und er glaubte in denen ganz deutlich zu lesen: ich weiß sehr genau, mein Herr, mit welchen Dingen und mit welchen Personen Sie sich im stillen beschäftigen. Das haben Sie nun davon. Wären Sie mit Ihren Gedanken hübsch bei mir geblieben, anstatt mit denen an der Seite der Baronesse spazieren zu gehen, wäre Ihnen das nicht passiert. Und weil sie damit recht hatte, ärgerte er sich über sie, aber auch über sich selbst, und da er den spöttischen Blick ihrer hübschen Augen nicht länger zu ertragen vermochte, erhob er sich von seinem Platz, um nach dem Diener zu klingeln, damit er ihm eine Schale ganz kalten Wassers und ein großes Taschentuch bringe, um sich einen nassen Umschlag auf die Stirn machen zu können. Und als er dann mit der Binde dasaß, machte er über sich selbst die blutigsten Witze, schon damit die anderen keine über ihn machten, aber die hätten das vielleicht auch ohne dem nicht getan, denn wenigstens seine Schwester und Fräulein Brinken waren mit einer weit wichtigeren Sache beschäftigt. Es galt für die

Gesellschaft die Tischordnung festzustellen und beide erklärten plötzlich, er solle und müsse ihnen dabei etwas helfen. Das versprach er ihnen denn auch, schon damit er als Tischdame wieder die Baronesse bekäme, um Helene-Hildegard ordentlich eifersüchtig machen zu können, aber noch bevor er seinen Wunsch hätte äußern dürfen, zerstörte Viola ihm den, als sie drei, nachdem der Vater sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, sich an die Lösung der schwierigen Aufgabe machten, denn da sagte Viola plötzlich: „Ich habe mir alles schon sehr reiflich überlegt, Carl-Georg, das Einfachste wäre natürlich, die Paare säßen wieder ebenso zusammen wie bei dem Grafen Mehnert und für die alten Herrschaften kann das bis auf einige kleine Verschiebungen auch so bleiben, aber wir jungen können nicht wieder denselben Tischherrn nehmen und auch nicht wieder dieselbe Tischdame.“

Das sehe ich absolut nicht ein, im Gegenteil, wollte Carl-Georg dazwischenrufen, aber seine Schwester fiel ihm in das Wort: „Ich sehe Dir an, daß Du etwas sagen willst, Carl-Georg, aber bitte rede nicht von Dingen, die Du nicht verstehst und vor allem vergiß nicht, daß an unserem Abend auch Helene-Hildegard teilnimmt. Es ist also ein junges Mädchen mehr da und auch schon deshalb müssen wir die unverheirateten Herren anders setzen, ganz abgesehen davon, daß ich es nicht für passend hielte, wenn ich mich wieder von dem jungen Grafen Mehnert führen

lassen wollte. Der Vater muß selbstverständlich auch bei uns der alten Gräfin Mehnert den Arm reichen, ich selbst aber muß Herrn von Ratzfeld neben mich setzen, denn der ist der älteste der sogenannten jungen Herren."

Mußt Du das nur deshalb oder willst Du das aus anderen Gründen, hätte Carl-Georg seine Schwester am liebsten gefragt, denn plötzlich fiel ihm wieder ein, daß die sich im Hause des Grafen sehr lange mit dem unterhalten und daß sie im Anschluß daran gesprächsweise geäußert hatte, Herr von Ratzfeld gefiele ihr weit besser, als der Graf Hasso, der eigentlich ein recht langweiliger Tischherr gewesen wäre.

Und vielleicht hätte er diese Frage auch an seine Schwester gestellt, wenn ihm nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er klüger täte, sich Umschläge auf die Stirn zu machen, als zu reden. So erneuerte er denn die Kompresse und während er das etwas ungeschickt tat, setzte seine Schwester ihm weiter auseinander, wie sie sich die Tischordnung denke: „Also Herr von Ratzfeld führt mich. Du Carl-Georg, führst Fräulein Maria-Ursula von Willberg. Der Hauptmann von Frankenberg sitzt neben der Baronesse Fink und Graf Hasso Mehnert darf unsere liebe Helene-Hildegard zu seiner Rechten haben. Hoffentlich findet das alles so Deinen Beifall, wenn nicht, dann sage es bitte, aber bilde Dir um Gottes willen nicht ein, daß ich es deshalb ändere. So wie ich es angeordnet habe, muß es auch bleiben und nicht wahr, Carl-Georg, " schmeichelte sie

plötzlich, „Du bist doch damit einverstanden?“

Warum schmeichelst Du denn nur so, Viola? Dachte Carl-Georg im stillen, hast Du etwa Angst, ich würde Dir Deinen Tischherrn fortnehmen und dem sehr ritterlich meinen Arm bieten? Nein, ich lasse Dir Deinen Herrn von Ratzfeld, da habe nur keine Angst.

Aber er brachte es dann doch nicht fertig, seine Schwester mit dem ehemaligen Adjutanten etwas zu necken, sondern meinte nur, wenn auch etwas sehr gegen seine Überzeugung, da er ja nicht die Baronesse führen sollte: „Das hast Du sehr schön arrangiert, Viola, das hätte selbst ich nicht besser machen können, nun will ich Dir nur wünschen, daß ich Dir nicht im letzten Augenblick einen dicken Strich durch Deine Tischordnung mache und bei uns absagen muß, denn daß ich mich nicht unter unseren Gästen sehen lassen kann, wenn die Geschwulst auf meiner Stirn, wie es den Anschein hat, immer größer anstatt kleiner wird, das ist doch klar.“

„Wenn Du Dich an dem Gesellschaftsabend etwas aus lauter Eitelkeit nicht sehen lassen solltest, dann lasse ich als Schwester mich von Dir scheiden,“ rief Viola ihm erregt zu, bis sie nun, einem plötzlichen Einfall folgend, fortfuhr: „Wie wäre es, wenn Du morgen und vielleicht auch noch übermorgen zur Stadt führst, um Dich dort massieren zu lassen? Ich habe in der Zeitung ganz zufällig zu wiederholten Malen die großen Inserate des Masseurs Hansen

gelesen, der da von sich behauptet, selbst in den verzweifeltsten Fällen, wo jede ärztliche Hilfe vergebens war, Wunderkuren verrichtet zu haben. Fahre doch mal zu dem Manne hin."

„Wenn Du glaubst, daß der mir helfen könnte, warum nicht,“ stimmte Carl-Georg seiner Schwester lebhaft bei und während die Geschwister sich noch etwas über die Fahrt zur Stadt unterhielten, da es Viola einfiel, daß sie ihren Bruder begleiten könne, um bei der Gelegenheit noch ein paar Besorgungen zu machen, hatte Helene-Hildegard Zeit, ungestört ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, denn die war mit der Tischordnung, die Viola aufgestellt hatte, keineswegs einverstanden. Ausgerechnet der Graf Mehnert sollte sie zu Tisch führen, ausgerechnet der, dessen Nähe sie zu meiden wünschte und nach dessen näherer Bekanntschaft sie sich trotz alledem sehnte. Aber das nicht allein. Was würde er, der Graf, sagen oder wenigstens denken, wenn er ihr, die in diesem Hause doch hauptsächlich die Stellung der Privatsekretärin bekleidete, seinen Arm bieten sollte? Würde er und würde das nicht auch die übrige Hofgesellschaft als eine große Taktlosigkeit des Gastgebers empfinden, für die man schließlich einzig und allein sie selbst verantwortlich machte, weil es doch in ihrer Macht gelegen hätte, im letzten Augenblick ganz einfach rasende Kopfschmerzen oder etwas Ähnliches zu bekommen und sich entschuldigen zu lassen? Aber sie hatte Viola mit Wort und Handschlag gelobt, nicht

krank zu werden und wenn sie an dem Abend erschien, kam sie ja nicht als die Angestellte des Hauses, sondern als die beste Freundin ihrer Viola und als solche gehörte sie in jeder Hinsicht zur Familie.

Und zu alledem, was sie beschäftigte, kam auch jetzt wieder die Frage: was zog sie an? Kleidete sie sich einfach aber geschmackvoll, dann würden die Gäste sie im stillen beloben, daß sie, obgleich sie mit am Tisch essen dürfe, doch ihre abhängige und bezahlte Stellung im Hause nicht vergäße. Aber sie wollte sich deshalb nicht beloben lassen, denn sie wußte am besten, wer sie war und welche angesehenen Ämter und Würden ihr verstorbener Vater einst in Hamburg bekleidete. Zog sie sich aber ebenso hübsch und elegant an, wie Viola es tun würde, dann brachen die Gäste über sie im stillen den Stab und sagten sich: wie unpassend und wie taktlos von ihr, daß sie ein solches Kleid gewählt hat, sie darf doch nie vergessen, wer und was sie ist. Sie sah es ein, sie konnte sich anziehen wie sie wollte, falsch würde es auf alle Fälle sein und deshalb beschloß sie nun plötzlich, weil ihr Trotz und ihre Eitelkeit erwachten: ach was, ich ziehe mich so hübsch an, wie ich es nur irgend kann, der Familie Flämning wird das nur lieb sein und wenn die anderen sich darüber ärgern, ist mir das immer noch lieber, als wenn ich mich den ganzen Abend darüber ärgern soll, daß ich lediglich mit Rücksicht auf die anderen als Aschenbrödel herumlaufe. Und je einfacher ich mich anziehe, in eine desto schiefere Stel-

lung gerate ich von Anfang an dem Grafen Mehnert gegenüber, denn dann hält er mich vielleicht wirklich nur für ein kleines Mädchen, das sich doch eines Tages eine Ehre daraus macht, die Freundin des hochgeborenen Herrn zu werden.

Ja, so wollte und so mußte sie sich kleiden, das war sie sich selbst schuldig und als sie nun zu diesem Entschluß gekommen war, atmete sie erleichtert auf, als sei ein schwerer Druck von ihr gewichen und ihr wurde so leicht, daß sie dem Gesellschaftsabend mit der größten Seelenruhe entgegensah, daß alle Unsicherheit von ihr wich, ja, daß sie den Abend sogar voller Ungeduld erwartete.

Carl-Georg aber wünschte sich auch am nächsten und erst recht am übernächsten Tag, daß die Gesellschaft erst nach tausend, oder noch lieber, erst nach zweitausend Jahren stattfände, denn seine Beule wuchs und wuchs und nahm zu an sichtbarer Schönheit. Zwar hatte der Masseur erklärt, die Stirnbehandlung, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen dürfe, sei eine Kleinigkeit, gerade die Behandlung solcher Fälle sei seine Spezialität und er habe besonders auf diesem Gebiet Heilerfolge aufzuweisen, wie kein anderer seiner noch so berühmten Kollegen. Aber obwohl er nach dieser langen Einleitung gleich mit einer Massage begonnen hatte, die, wie er selbst erklärte, mit der sogenannten schwedischen nicht das Geringste zu tun habe, da er diese auf Grund seiner reichen Erfahrungen nur mit dem Wort „Bockmist“ abtun

könne, wurde die Geschwulst immer größer und größer und als Carl-Georg sich am Morgen des Tages, der am Abend die Gäste bringen sollte, gleich nach dem Aufstehen im Spiegel betrachtete, da flog er vor Entsetzen beinahe lang auf den Boden hin und fragte sich: „Wie soll ich mich heute abend mit dem Gewächs auf der Stirn sehen lassen?“ Da er das aber selber nicht wußte, stellte er diese Frage bei dem Morgenkaffee, als er dort mit den Seinen zusammentraf, zur Diskussion, nachdem er sich zuerst gründlich und aufrichtig hatte bedauern lassen, und im Gegensatz zu seiner Schwester Viola schien wenigstens Fräulein Brinken einen Rat zu wissen, denn die rief ihm zu: „Ich führe heute morgen noch einmal zur Stadt, Herr Flämning, und ließe mir dort einen weißen Turban machen, wie ihn Gunar Tolnaes in dem Film „Die Lieblingsfrau des Maharadscha“ trägt. Der Turban würde Sie sicher sehr gut kleiden und wenn Sie den bis auf die Nasenwurzel herunterziehen, wird kein Mensch vermuten, daß Sie unter dem etwas zu verbergen haben.“

Das war natürlich nur scherzhaft gemeint, aber Carl-Georg witterte hinter den Worten mehr, eine versteckte Anspielung darauf, daß er auch heute abend wieder der Baronesse den Hof machen würde, trotzdem er Helene-Hildegard so und so oft erklärt hatte, er kenne keinen anderen Wunsch, als nur den, ihre Liebe zu gewinnen. Und nun schien Fräulein Brinken in ihm einen zweiten Maharadscha zu sehen, der gleichsam Umschau hielt, welche er zu seiner

Lieblingsfrau ernennen solle, sie, Helene-Hildegard, oder die Baronesse, obgleich er selbst bisher auch noch nicht mit dem leisesten Gedanken daran gedacht hatte, ernstlich um die zu werben.

Aber wenn Helene-Hildegard ihn selbst auf so etwas brachte und sich ihrerseits weiter so kühl und ablehnend gegen ihn verhielt, dann, ja was dann? Das wußte er im Augenblick selbst nicht und schon deshalb stand er knurrend und brummend baldmöglichst vom Frühstückstisch auf, um sich um seine Pflichten zu kümmern, denn der Vater überließ die Bewirtschaftung des Gutes im großen und ganzen ihm allein und mischte sich nur dann hinein, wenn er das für unbedingt notwendig hielt.

Carl-Georg ritt bald darauf über die Felder, freute sich trotz seiner Privatsorgen über die schön stehende Saat, die eine verhältnismäßig gute Ernte versprach und hatte im weiteren Verlauf des Tages soviel anzuordnen und zu tun, daß er darüber sein Leiden fast ganz vergaß, das ihm in seiner Größe erst wieder einfiel, als er am Abend vor dem Spiegel stand, um sich für die Gesellschaft anzukleiden. Und da als er in Frack und weißer Binde fix und fertig dastand, da sah er es ein, es gab für ihn wirklich nur eine Rettung, er mußte sich, wenn auch nicht gerade einen Turban auf den Kopf setzen, so doch eine weiße Binde um die Stirn legen. Schön würde das ja ganz gewiß nicht wirken, aber das machte ihn sicher interessant

und wenn er dann im Laufe des Abends Gelegenheit fand, der Baronesse zu erzählen: „Baronesse, ich habe letzthin soviel an Sie gedacht, daß ich darüber des Weges nicht achtend, mit meiner Stirn beinahe einen Leiterwagen umgerannt und über den Haufen geworfen hätte,“ dann würde das auf die Baronesse sicher nicht ohne Wirkung bleiben, die würde ihn bemitleiden und bedauern, zugleich aber würde sie sich geschmeichelt fühlen, daß seine Gedanken so ausschließlich bei ihr weilten und im Zusammenhang damit würde sie sicher ganz besonders nett und freundlich mit ihm sein. Und wenn Helene-Hildegard das mit ansehen mußte, dann würde die wohl endlich, endlich damit anfangen, auch ihrerseits gegen ihn nett und entgegenkommend zu werden. Und wie es kam, wußte er selbst nicht, ihm fielen plötzlich ein Bild und ein Vers ein, die er während des Krieges einmal in den lustigen Blättern sah: ein am Kopf verwundeter und bandagierter Offizier hielt ein sehr hübsches junges Mädchen im Arm und sagte zu dem: „Ich preise die schwere Wunde, ich preise die schwere Schlacht, sie haben mir diese Stunde, diese Stunde mit Dir gebracht.“ So wollte auch er denken, wenn er Helene-Hildegard in seinen Armen hielt, obgleich er sich seine Stirnwunde ja in keiner heißen Schlacht, sondern in einem Renkontre mit einem Leiterwagen holte. Ja, so wollte er denken und sprechen, wenn diese Binde erst direkt und indirekt bei Helene-Hildegard ihre Schuldigkeit getan hatte, und anstatt wie am Morgen

den Masseur in Gedanken zu ermorden, segnete er den beinahe mit samt seiner falschen Kneterei und ging in der denkbar besten Laune in die Empfangszimmer hinunter, in denen sein Vater, seine Schwester, sowie Fräulein Brinken die Gäste erwarteten, die jeden Augenblick kommen mußten, denn der diesen gestellte kleine Extrazug war, wie man nach dem Schloß telephonierte hatte, bereits auf der Station eingelaufen und dort standen die Autos und die Wagen bereit, die die Geladenen hierher brachten. Und es dauerte auch nur wenige Minuten, bis draußen die Autohupen ertönten, sodaß Carl-Georg gerade noch Zeit gefunden hatte, sich die selbst umgelegte Binde, die nach Ansicht seiner Schwester einfach unmöglich saß, anders umlegen zu lassen. Aber wenn Viola das auch sehr geschickt machte und wenn ihr Mitleid und ihr Bedauern, daß er so erscheinen müsse, auch noch so herzlich klangen und ihm auch noch so wohl taten, viel lieber wäre es ihm gewesen, Helene-Hildegard hätte bei ihm die barmherzige Schwester gespielt, denn die sah nach seiner Ansicht in einem hellila Kleid, das wunderbar zu ihrem etwas dunklen Teint und zu ihren großen dunklen Augen paßte, einfach bildschön aus.

Bald darauf betraten die Gäste den Salon, die allgemeine Begrüßung, bei der Viola Fräulein Brinken als ihre beste Freundin vorstellte, die seit längeren Jahren bei ihnen im Hause weile, erfolgte und was Helene-Hildegard selbst kaum für möglich gehalten

hätte, geschah dennoch, selbst die verheirateten Damen reichten ihr mit der größten Herzlichkeit die Hand und nannten sie nicht, wie sie es im stillen befürchtete „liebes Fräulein“, sondern gaben ihr die gesellschaftliche Anrede, die ihr zustand. Dann aber wandte sich das allgemeine Interesse Carl-Georg zu, der immer wieder gefragt wurde, welcher Unglücksfall ihm denn nur zugestoßen sei, sodaß er heilfroh war, als endlich gemeldet wurde, daß serviert sei.

Der Schloßherr bot der Gräfin Mehnert den Arm und im langen Zuge ging es durch eine Reihe von Zimmern hinüber in den großen Speisesaal. Die Diener und die auf den Kuverts liegenden Karten sorgten dafür, daß alle schnell ihre Plätze fanden und wenn auch etwas stockend und zögernd kam die Unterhaltung allmählich in Gang; aber wirklich etwas zögernd und stockend, denn es war für alle das erstemal, daß sie bei einem Bürgerlichen zu Gast weilten. Das war für sie etwas Neues, daran mußten sie sich erst gewöhnen und wenn man auch mit den besten Absichten hierher gekommen war und sich, nachdem man nun einmal in den sauren Apfel biß, auch vorgenommen hatte, auch weiterhin ja und amen zu sagen und gegen den Gastgeber und die Seinen nicht steifer und zurückhaltender zu sein, als es zur Wahrung des trotz alledem noch bestehenden gesellschaftlichen Unterschiedes sein mußte, die Pausen in der Unterhaltung wurden trotzdem am Anfang immer größer und größer. Aber nach und nach löste sich die Spannung, die auf

allen lag. Die Weine waren vortrefflich und erst recht war es das Essen. Wielange war es her, daß man trotz all seiner Beziehungen, die man besaß, sich einmal solche große Stücke Geflügel und Braten hatte auf den Teller legen können, die noch dazu, wie man es sofort herausschmeckte, mit der allerbesten Butter, die nicht gespart zu sein schien, bereitet waren. Ja, das Essen war einfach wundervoll, vielleicht ein wenig zu massiv, zu kräftig nach deutscher Art, anstatt wie früher bei Hofe und bei den offiziellen Hofgesellschaften nur nach der leichten französischen Küche zubereitet, aber trotzdem, es schmeckte allen herrlich und so wurde die Unterhaltung denn nach und nach wirklich lebhaft und natürlich.

Nur Graf Hasso konnte immer noch nicht so mit Fräulein Brinken plaudern, wie er es sich sehnlichst wünschte. Als ihm der Diener gleich nach der Ankunft seine Tischkarte überreichte aus der er ersah, daß Fräulein Brinken nicht nur, wie er es erhoffte, an dem Fest teilnahm, sondern daß er die sogar zu Tisch führen dürfe, da hatte er im stillen frohlockt, aber als er ihr dann vorgestellt wurde und als er ihr später den Arm reichte, um sie in den Speisesaal zu führen, da war es ihm so, als müsse er sie fragen: Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein, soll das nun eine Auszeichnung für mich sein, daß ich neben Ihnen sitzen darf, oder wollen Sie mich dadurch bestrafen, daß meine Augen nicht gerade schüchtern auf Ihnen

ruhten, als ich Sie zum erstenmal sah? Wollen Sie mir beweisen, daß Sie noch unnahbarer sind, als Sie es mir bei der ersten Begegnung zu verstehen gaben, oder haben Sie inzwischen eingesehen, daß ich trotz meiner Keckheit Ihren strafenden und verächtlichen Blick nicht verdiente? Auf diese Fragen fand er selbst keine Antwort und sie um eine solche zu bitten, hatte er nicht den Mut. Dazu kam, daß er nicht wußte, ob er die damalige Begegnung auf der Straße überhaupt erwähnen sollte oder nicht. Was war taktvoller? Und schließlich brachte ihn noch eins aus seinem Gleichgewicht, das war die völlige Selbstverständlichkeit, mit der sie es hinzunehmen schien, daß er, der Graf sie, die wenn auch noch so schöne und begehrenswerte Angestellte des Hauses, führte und das war die beinahe raffiniert einfache Art, in der sie ihn einfach „Graf“ nannte. Niemals „Herr Graf“ oder „Graf Mehnert“, sondern nur „Graf“. Gewiß, vom Leitfaden des guten Tones aus war diese Anrede vollständig korrekt, sie war ebenso richtig wie „Graf Mehnert“, richtiger sogar als „Herr Graf“, aber trotzdem, dieses „Graf“ klang beinahe, als wären sie gute alte Bekannte und so oft sie ihn im Laufe des Gespräches so nannte, mußte er an seine Olly denken, denn auch die hatte ihn nie bei seinem Vornamen oder bei einem Kosenamen gerufen, sondern auch die hatte stets lediglich „Graf“ zu ihm gesagt, „Graf“ und „Du“. Das alles brachte ihn fortwährend aus dem Konzept, sodaß er, wenn er eben mit einem Gespräch

angefangen hatte, schon gleich wieder festsäß, bis er sich immer mehr und mehr wie ein Primaner vorkam, der seine erste große Gesellschaft mitmacht. Und das machte ihn erst recht unsicher und verwirrt. Dann aber gab er sich mit einemmal einen gewaltsamen Ruck und sie offen und frei ansehend, sagte er: „Gnädiges Fräulein, so geht das zwischen uns beiden nicht weiter, wenn Sie über mich nicht das Urteil fällen wollen, daß ich ein geistig minderwertig veranlagter Mensch bin und dieses Urteil möchte ich namentlich meinem Vater ersparen, der auf mich, seinen einzigen Sohn, sehr stolz ist. Ich will Ihnen offen eingestehen, gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu erklären. Ich bitte Sie für das, was ich tat, aufrichtig um Verzeihung und ich verspreche Ihnen, alles zu tun, was ich kann, um mich Ihrer Verzeihung würdig zu erweisen. Als Gegenleistung Ihrerseits erbitte ich nur eins. Denken Sie garnicht mehr an den Vorfall zurück, tun Sie, oder versuchen Sie wenigstens so zu tun, als sähen Sie mich heute abend zum erstenmal und dann will ich auch so tun als ob. Aber nein,“ unterbrach er sich fast gegen seinen Willen, „das kann ich nicht, ich kann es wirklich nicht vergessen, wie auffallend hübsch Sie an jenem Nachmittag aussahen, so hübsch, daß meine Augen Ihnen leider nur allzu deutlich verrieten, wie sehr Sie mir gefielen. Aber wenn ich das auch nicht vergessen

kann und vielleicht auch nicht vergessen will, Sie müssen es trotzdem tun, gnädiges Fräulein," und mit einschmeichelnder Stimme bat er: „Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie tun es auch?“

Und wenn ich es nun auch nicht kann oder will, nicht, als ob Sie mir besonders gefallen hätten, sondern lediglich, weil Sie, ohne es zu ahnen, mir klar machten, daß ich doch nicht die kühle Natur bin, für die ich mich selbst bis dahin hielt, hätte sie ihm am liebsten zugerufen, aber das ging natürlich nicht. So mußte sie schon seine Bitte erfüllen und kaum hatte sie das getan, da sah sie, wie es in seinen Augen heiß und übermütig aufleuchtete, während er ihr zurief: „So, gnädiges Fräulein, nun sollen Sie einmal einen früheren königlich preußischen Oberleutnant der Kavallerie kennen lernen, für den kein Hindernis zu hoch, kein Graben zu breit, keine Dornenhecke dornig genug war und dessen Wahlspruch da immer lautete: Rüber! Und ich bin auch immer rüber gekommen, gnädiges Fräulein, nicht nur über die Hindernisse, die ich mit meinem Gaul nahm, sondern auch sonst über vieles, das sich mir im Leben in den Weg stellte. Und jetzt sollen Sie mich kennen lernen, gnädiges Fräulein. Aber nein," unterbrach er sich abermals, „das sollen Sie nicht, fast hätte ich gesagt, leider nicht, denn wenn ich mich so gäbe, wie ich es bin und wie ich es werde, wenn ich an einer üppigen Tafel bei einem guten Glase Wein an der Seite einer auffallend hübschen jungen Dame zu sitzen das Glück habe, dann

packt mich leicht der Übermut, dann sagen meine Lippen und meine Augen zuweilen etwas mehr, als die sagen dürften und das sollen die heute unter gar keinen Umständen, denn ich habe Ihnen versprochen, mich Ihrer Verzeihung würdig zu erweisen. Da muß ich also ganz fromm, ganz brav und ganz tugendhaft sein wie in der sittsamsten Zeit meines Lebens, als ich Konfirmandenunterricht bekam. Aber daran, daß ich damals so blödsinnig brav war, daß selbst der Geistliche mich meinen Mitkonfirmanden als das weithin leuchtende Vorbild christlicher Frömmigkeit hinstellte, daran war garnicht der Konfirmationsunterricht schuld, sondern ein süßes kleines Mädchen von sechzehn Jahren, die Schwester meines besten Freundes, doch das interessiert Sie natürlich nicht, gnädiges Fräulein."

Da hatte er recht, das interessierte sie wirklich nicht allzu sehr, aber wenn sie das zugab, dann würde er sich im weiteren Verlauf des Gespräches vielleicht wirklich nur bemühen, sich ihrer Verzeihung würdig zu erweisen und dann würde er sicherlich sehr, sehr langweilig werden. Aber das sollte er nicht und deshalb verstand sie es, durch weitere Fragen ihn doch dahin zu bringen, daß er ihr nun von seiner sechzehnjährigen einstigen kleinen Freundin erzählte. Und als er erst einmal im Erzählen war, als er zwischendurch von Zeit zu Zeit ein Glas Wein trank, da wurde er ein so lustiger, übermütiger Gesellschafter, daß sie sich keinen besseren hätte

wünschen können. Aber er unterhielt nicht nur sie, sondern er ließ sich auch von ihr erzählen, von ihrer Jugend, von dem Verlust der Eltern und von ihrem, wenn auch bisher leichten Kampf, den sie mit dem Leben aufgenommen hatte, und es freute sie, daß die Blicke der Verwunderung, die er ihr zollte, immer ehrlicher und immer erstaunter wurden, obgleich sie es ganz gewiß nicht darauf angelegt hatte, sein Lob und seine Anerkennung zu erlangen, bis er ihr nun zurief: „Alle Hochachtung, gnädiges Fräulein, vor dem, was sie mir da sagten. Aber das nicht allein, angesichts der von Ihnen bisher entwickelten Energie schäme ich mich beinahe zum erstenmal, daß ich selbst so untätig herumsitze und doch möchte auch ich zuweilen so etwas Ähnliches wie eine Tätigkeit haben,“ bis er nun gleichsam zu seiner Entschuldigung hinzusetzte: „Aber ich bin krank, gnädiges Fräulein,“ und nun erzählte er ihr von den häufigen Anfällen seines Schüttelfrostes, die ihn auch jetzt noch beinahe täglich, namentlich des Abends, heimsuchten.

„Aber davon habe ich heute wirklich garnichts an Ihnen bemerkt,“ gab sie der Wahrheit gemäß zur Antwort.

„Warten Sie es nur ab, gnädiges Fräulein,“ meinte er, „der Augenblick wird schon noch kommen, aber vielleicht kommt er umso kürzer und umso später, je weniger wir von ihm reden. Plaudern wir also, wenn es Ihnen recht ist, von irgendwelchen anderen Dingen, vielleicht von —“ fragend und ungewiß, wie er den Satz vollenden könne, sah er sie

an, gleichsam als wolle er in ihrem Gesicht ein Thema finden, das sie besonders interessiere und da, als er sie von der Seite ansah, bemerkte er zum erstenmal, welch ein entzückendes kleines Ohr sie habe und in dem Ohrläppchen sah er noch etwas, das ihm bisher ganz entgangen war, ein winzig kleines Loch, sodaß sich ihm jetzt die Frage aufdrängte: „Sie haben früher Ohrringe getragen, gnädiges Fräulein?“

„Ja allerdings, Graf,“ stimmte sie ihm bei, „ich trug früher zwei sehr schöne Perlen, die mein guter Vater mir schenkte, die ich über alles liebte, die ich aber trotzdem freiwillig opferte, als die Not an das Elternhaus herantrat. Kein Opfer ist mir so schwer gefallen wie gerade das, aber es mußte sein.“ Und die Empfindungen, die sie in diesem Augenblick wieder befielen, gewaltsam niederkämpfend, setzte sie mit dem Versuch zu scherzen hinzu: „Und wissen Sie, Graf, was dabei das Sonderbarste ist? Die kleinen Löcher in den Ohrläppchen wollen nicht ganz zuwachsen und das ärgert mich, denn so oft ich die sehe, denke ich an meine schönen Perlen zurück. Aber ich will nicht immer an die denken und deshalb bin ich auch schon in Hamburg bei einem sehr berühmten Ohrenarzt gewesen und habe den um Rat gefragt, ob es nicht ein Zuwachsmittel oder etwas Ähnliches gäbe.“

„Zuwachsmittel ist gut,“ meinte er belustigt, dann aber fragte er, da ihm bei ihren Worten eine sonderbare Unruhe ergriffen hatte: „Und was hat der

Mann der Wissenschaft Ihnen zur Antwort gegeben, gnädiges Fräulein?"

Mit einem neuen Versuch zu scherzen, lachte Helene-Hildegard etwas gezwungen auf: „Der Arzt hat mich ausgelacht und mir erklärt, er würde es an meiner Stelle als ein gutes Zeichen nehmen, daß die kleinen Löcher in den Ohrläppchen sich nicht ganz schlossen und er würde an meiner Stelle daraus den Schluß ziehen, daß ich vielleicht doch noch einmal wieder ein paar ebenso schöne Perlen wie ich sie besaß, oder vielleicht sogar ein Paar noch schönere tragen würde. Aber was haben Sie denn nur, Graf?" unterbrach sie sich plötzlich, während sie ihn ganz erschrocken ansah, „Sie zittern ja am ganzen Körper, ist das etwa der Anfall, unter dem sie täglich zu leiden haben?"

„Ja das ist er, gnädiges Fräulein, und daß der mich doch noch packen würde, habe ich Ihnen vorhin schon erklärt," gab er zur Antwort, und am liebsten hätte er ihr auch erklärt, was ihn jetzt so schüttelte und rüttelte, der Gedanke, der in ihm wach geworden war, während sie zu ihm sprach, der Gedanke: vielleicht bietet sich dir doch noch die Gelegenheit, ihr später Perlen zu schenken und vielleicht wird die dir das dann noch mehr danken, als deine Olly es tat. Seine Leidenschaften waren erwacht, mit allen seinen Sinnen begehrte er plötzlich heißer denn je das hübsche junge Mädchen an seiner Seite und das Fieber, das ihn ergriffen hatte, ließ seine Zähne im leichten Frost aufeinander schlagen und gab seinen Augen, mit

denen er sie ansah, fast wieder denselben Ausdruck wie damals, als sie ihm zum erstenmal begegnete. Aber von dem, was seine Augen ihr verrieten, wußte er selber nichts, denn er hatte das, was die ausdrückten, nicht in die hineinlegen wollen. Wohl aber las Helene-Hildegard in seinen Augen dasselbe, was sie dort schon einmal las und wenn sie es auch nicht wollte, wenn sie auch sofort mit aller Kraft dagegen ankämpfte, sie fühlte dennoch, wie ihre Sinne von neuem erwachten, wie ein heißer Blutstrom ihren Körper durchrann und sie hatte eine wahre Todesangst, daß ihre Blicke ihm verraten könnten, was in ihr vorging. Deshalb meinte sie nun rasch, während sie sich selbst nicht genug darüber wundern konnte, daß sie wenigstens ihre Stimme so in der Gewalt hatte: „Sie sind wirklich krank, Graf, aber ich kenne diese Anfälle von manchem jungen Hamburger her, der längere Zeit in den Tropen weilte und der dann zuerst unser kaltes Klima nicht wieder vertrug. Von meinen früheren Bekannten her weiß ich auch, daß ein Arzt und selbst ein Klimawechsel da allein nicht zu helfen vermag, sondern nur eins, die Arbeit. Und deshalb sollten auch Sie arbeiten, Graf. Das stille Herumsitzen und das Nichtstun den ganzen Tag ist nichts für Sie. Sie müßten sich nach einer Arbeit oder wenigstens nach einer Tätigkeit umsehen, die ihrem Leben wieder einen Zweck und einen Inhalt gibt. Sie sind doch noch jung und wenn Sie arbeiten wollen, findet sich dazu immer Gelegenheit und wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern behilflich sein. Das ge-

schäftliche Leben beginnt sich ja nun in Hamburg wieder zu heben. Ich weiß das aus den Briefen, die ich von meinen dortigen Verwandten erhalte, und es würde mir bei meinen vielen Beziehungen ein leichtes sein, Sie in einem dortigen großen Handelshaus anzubringen. Also wie ist es, Graf, wollen Sie sich das nicht einmal überlegen?"

Weniger aus Mitleid mit ihm und weniger aus Interesse für ihn, sondern hauptsächlich, um sich und ihre Empfindungen nicht zu verraten, hatte sie so lebhaft auf ihn eingesprochen, als habe sie wirklich nur den einen Wunsch, ihm behilflich zu sein. Nun aber, da sie alles gesagt hatte, bekam sie es beinahe mit der Angst. Wie würde er ihre Worte auffassen und würde er es nicht unpassend finden, daß sie, die hier im Hause selbst eine bezahlte Angestellte war, ihm solche Ratschläge gab? Würde er sie deswegen nicht auslachen?

Das aber war, als sie nun etwas ängstlich zu ihm hinübersah, nicht der Fall. Wenigstens nach außen hin hatte er ihr mit dem ernsthaftesten Gesicht zugehört und erwiderte nun: „Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein, und wenn die Stunde kommen sollte, in der ich es für nötig und für meine Gesundheit für richtig halte, daß ich mich nach einer ernsten Tätigkeit umsehe, will ich mich gern Ihres freundlichen Versprechens, mich in Hamburg unterzubringen, erinnern und werde Sie dann auch beim Wort nehmen, denn ich weiß aus dem Munde vieler früherer Kameraden, wie grausam schwer es für die

ist, irgendwo anzukommen. Da kann ich Ihnen schon heute nur von ganzem Herzen dankbar sein, daß Sie mir später behilflich sein wollen." Dann aber brachte er das Gespräch auf Hamburg, das er sehr genau kannte, während er im stillen dachte: daß du mit Fräulein Brinken heute abend ein solches Gespräch über deine etwaige spätere Anstellung in einem Hamburger Büro führen würdest, hast du dir auch nicht träumen lassen, aber diese Unterhaltung hat jedenfalls den Reiz der Neuheit und wenn Fräulein Brinken die nicht anscheinend sehr ernsthaft nähme, wäre die eigentlich ein köstlicher Witz. Bis er dann mit einemmal absolut nicht mehr einsah, was denn bei dem Gedanken, daß er noch einmal in seinem Leben wieder arbeiten könne, eigentlich komisch sein sollte. Gewiß, gelangweilt hatte er sich, seitdem er den bunten Rock auszog, noch nie, dazu hatte er zuviele Interessen, aber trotzdem, nach einer Beschäftigung hatte er sich doch zuweilen gesehnt und auch danach, nicht wie bisher immer nur für kurze Zeit aus der ehemaligen kleinen Residenz heraus zu kommen. Nun bot sich ihm dazu vielleicht durch Fräulein Brinkens Empfehlung Gelegenheit, wengleich sich sein Empfinden vorläufig noch dagegen sträubte, daß er, der Graf Hasso Mehnert, der mit den höchsten Kriegsorden ausgezeichnete Kavallerie- und spätere Fliegeroffizier, sein zukünftige Stellung ausgerechnet der Empfehlung eines Tippelfräuleins verdanken sollte. Aber war Fräulein Brinken denn wirklich ein solches,

wenn sie es auch tausendmal dem Namen und der Stellung nach war? War sie nicht in jeder Hinsicht eine junge Dame der, wenn auch nur bürgerlichen Gesellschaft? Und daß er sich das eingestehen mußte, verdarb ihm nun mit einemmal gründlich die Stimmung, weil er sich der Erkenntnis nicht verschließen konnte: Fräulein Brinken ist aus einem ganz anderen Holz geschnitten als deine Olly, die wird niemals deine Freundin werden. Das aber ärgerte und verdroß ihn schon deshalb maßlos, weil er sich fortwährend sagte: dein alter Herr scheint recht zu haben, man soll bei einem zweiten jungen Mädchen desselben Standes niemals dasselbe suchen, was man bei der einen im Überfluß gefunden hat, man erlebt dann nur eine Enttäuschung. Na, die Enttäuschung war nun da und er mußte sich Gewalt antun, um auch weiterhin gegen Fräulein Brinken so liebenswürdig und so galant zu sein, wie er es von Anfang an bei Tisch gewesen war. Zu dumm, daß sein Anfall gerade heute nicht länger anhielt, da hätte er seine Schweigsamkeit und sein verändertes Wesen auf den zurückführen können. Aber Fräulein Brinken nun nach und nach links liegen zu lassen, brachte er denn doch nicht fertig, das verboten die gesellschaftlichen Formen, gegen die gerade er nicht verstoßen durfte, und außerdem war Fräulein Brinken dafür auch viel zu hübsch, sie war sogar sicher die hübscheste der heute anwesenden jungen Damen und außerdem tat sie ihm auch wieder leid, jetzt, seitdem er aus ihrem Munde wußte, daß ihr

nicht an der Wiege das Lied vorgesungen worden war: „Tipp, Kindchen, tipp, dein Vater fährt zu Schipp,“ noch mehr als früher. Und um nicht doch vielleicht gegen seinen Willen seinen Ton und sein Verhalten gegen sie zu ändern, wurde er plötzlich absichtlich noch liebenswürdiger gegen sie als bisher und das blieb er auch, bis die Tafel aufgehoben wurde.

Die Nebenräume, in die man sich begab, um dort den Kaffee zu trinken und um sich dort die längst entbehrte Zigarre und Zigarette anzuzünden, waren allen natürlich, ebenso wie der Speisesaal, von ihren früheren Besuchen auf Schloß Geisau her bekannt, aber gerade deshalb fühlte man sich hier fremd. Man vermisse die alten bekannten Möbel, auf denen und zwischen denen man sonst saß und man mußte sich erst an die neue Einrichtung gewöhnen. Dazu kam, daß die Zimmer mit auserlesenem Geschmack und sehr feinem Kunstsinn eingerichtet waren. Das hätte man gern laut und lobend anerkannt, noch lieber wäre man sogar herumgegangen und hätte sich dieses oder jenes wertvolle Bild, diesen oder jenen alten geschnitzten Schrank, oder was sonst das Interesse erweckte, aus nächster Nähe angesehen, aber das hätte gegen die guten Sitten verstoßen. So etwas konnte man in den Häusern guter Bekannter machen, aber nicht in den Räumen eines Fremden, dessen Gastfreundschaft man nur einmal annahm, um nach außen hin der Form zu genügen. Und außerdem hätte dieses Betrachten und Bewundern der schönen

Sachen so aussehen können, als ob man den Besitzer um seine Schätze beneide und gerade weil das teilweise der Fall war, mußte man sich doppelt und dreifach hüten, einen solchen Verdacht auch nur aufkommen zu lassen. Aber trotzdem, man hätte so gern über dieses oder jenes seltene und kostbare Stück der Einrichtung gesprochen und da man das nicht sagen durfte, was man gern sagen wollte, sagte man schließlich fast garnichts mehr, sodaß die Unterhaltung immer mehr und mehr verstummte und daß alle Gäste sich eingestanden: ach, letzthin bei dem Grafen Mehnert war es doch viel, viel netter. Aber das war ja auch weiter kein Wunder gewesen, denn dort hatte man sich auf heimischem, aristokratischem Boden befunden, während man hier in der Fremde war, in Räumen, in die man auf Grund seiner Geburt, seiner Erziehung und seiner Anschauungen nicht hineingehörte, seitdem die Räume ihren Besitzer wechselten. Man langweilte sich nach allen Regeln des Anstandes und der guten Sitte. Das hatte man zwar im Hause des Grafen Mehnert letzthin auch getan, aber hier langweilten sich alle noch viel mehr und das tat heute sogar auch die Jugend, zumal diese nach ihrer Ansicht selbst bei Tisch in bezug auf ihre Unterhaltung nicht auf ihre Kosten gekommen war. Namentlich Viola war mehr als unzufrieden. Zuerst hatte Herr von Ratzfeld sie wahrhaft glänzend unterhalten, so glänzend, daß sie sich auch heute wieder eingestand, noch nie einen Herrn kennen

gelernt zu haben, der ihr so gut gefiel. Aber auch sie mußte ihm gefallen haben, das sah sie an den Blicken, mit denen er sie oft heimlich von der Seite betrachtete und daß er Gefallen an ihr fand, merkte sie auch daran, wie er alles tat, um bei ihr in einem möglichst guten Licht zu erscheinen. Aber dann war er ganz plötzlich beinahe verstummt. Sie erriet, daß ihn irgend etwas beschäftigte, das seine Gedanken völlig in Anspruch nahm, und sie glaubte auch zu wissen, daß das mit ihrer Person nicht das Geringste zu tun habe. Das kränkte und verletzte sie, je länger er schweigsam neben ihr saß, sodaß sie immer stiller und stiller wurde und daß sie froh war, als man endlich von Tisch aufstand.

Und darüber war auch Maria-Ursula froh gewesen, denn sie hatte mit dem Sohn des Hauses als Tischherrn ebenso wenig anzufangen gewußt, wie der anscheinend mit ihr. Sie hatten zwar lebhaft miteinander gesprochen, aber sich trotzdem nicht miteinander unterhalten. Sie hatten völlig gleichgültige Worte miteinander gewechselt, die eben nur leere Worte blieben. Und es war ihr, so oft sie zu ihrer Freundin, der Baronesse Benita, hinübersah, nur ein schwacher Trost, daß die sich an der Seite des Hauptmanns von Frankenberg auch nicht besonders wohl und glücklich zu fühlen schien. Das war auch tatsächlich nicht der Fall, denn Benita hatte mit aller Gewißheit darauf gerechnet, sie habe letzthin auf den jungen Herrn Flämning einen so tiefen Eindruck gemacht, daß der sie auch

heute unter allen Umständen wieder zu Tisch führen würde. Statt dessen saß sie neben Herrn von Frankenberg und zermartete sich fortwährend ihr Gehirn, ob das Absicht sei oder ob Carl-Georg Flämning den Wunsch geäußert habe, neben ihr sitzen zu dürfen und sich das lediglich der Tischordnung halber nicht habe einrichten lassen. Oder aber fürchtete er, ganz in ihre Netze zu geraten, die sie nach ihm auszuwerfen auch heute fest entschlossen gewesen war? Hatte er etwas davon bemerkt und wollte er beizeiten den Versuch machen, sich zu retten? Das sollte ihm jedoch so leicht nicht gelingen, denn er hatte die Strafe, die er um sie verdiente, noch lange nicht verbüßt. So hoffte sie denn auf das Zusammentreffen mit ihm nach Tisch, aber als die Paare nun mit den Kaffeetassen in der Hand herumstanden, da kam erst recht keine wärmere Unterhaltung auf, ja selbst die Jugend scheute sich, bei der steifen Stimmung, die über allen lag, laut und harmlos miteinander zu plaudern, bis Carl-Georg sich nun plötzlich mit den Worten an Baronesse Benita wendete: „Sagen Sie mal, Baronesse, so wie es jetzt hier zugeht, geht es doch nicht weiter, soll ich da mal das ganze sogenannte Festprogramm mit einem Ruck über den Haufen werfen?“

Mit lustigen übermütigen Augen sah er sie dabei an und wenn sie auch keine Ahnung hatte, worauf sich seine Frage bezog, stimmte sie ihm trotzdem lebhaft bei: „Ja, tun Sie das, Herr Flämning, und hoffentlich

kommt etwas sehr Schönes und Lustiges dabei heraus.“

Er verabschiedete sich von ihr mit ein paar höflichen Worten und verließ das Zimmer, nachdem er sich, wie sie sah, noch kurz an seinen Vater gewandt hatte und als er dann nach wenigen Minuten zurückkehrte, erklangen plötzlich aus dem Musiksaal, zu dem man die Türen hatte offen stehen lassen, die Klänge des Flügels und zwar von solcher Meisterhand gespielt, daß alle mehr als entzückt aufhorchten und sich erstaunt umsahen, um festzustellen, wer denn nur von ihnen das Zimmer verlassen haben könne, um ihnen einen solchen Genuß zu bereiten. Von der Hofgesellschaft war es niemand, das wußten die Gäste gleich, denn unter ihnen befand sich niemand, der so hätte spielen können, also mußte es schon die Tochter des Hauses oder deren Freundin sein, aber nein, auch die standen noch neben den Herren, da blieb also nur eins, der Gastgeber mußte sich einen ganz berühmten Künstler aus Berlin oder sonst woher haben kommen lassen, um seine Gäste durch sein Spiel zu entzücken. Und mit einemmal wurde in allen der Wunsch wach, diesen gottbegnadeten Künstler, unter dessen Meisterhänden die Töne wie edle Perlen hervorquollen, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. So gaben sich denn die Gäste mit den Augen ein Zeichen, denn keiner wollte der erste sein, um nicht neugierig zu erscheinen. Deshalb erhoben sich nun alle gleichzeitig von ihren Plätzen und schlichen leise, um

den Künstler nicht zu stören, auf den Fußspitzen bis an die offenstehende große Tür des Musiksaales und da lernten sie denn den Meister kennen, der diese herrlichen Töne dem großen Bechsteinflügel entlockte: den in die elektrische Leitung eingeschobenen Kontakt.

Also nur ein elektrisch betriebener Flügel! Die allgemeine Spannung rief zuerst eine große Enttäuschung hervor, dann aber allgemeine Heiterkeit, weil niemand auf diese Lösung vorbereitet gewesen war. Aber zu ihrer Beruhigung und zu ihrer künstlerischen Genugtuung vernahmen sie, daß sie sich nicht geirrt hatten, als sie glaubten, einem Virtuosen zu lauschen, denn sie erfuhren, daß, keine Geringerer als der berühmte Meister Grünfeld die Walze gespielt habe.

Und dieser ersten Walze folgte eine zweite und auf der war der Walzer aus dem „Rosenkavalier“ und wie wurde der gespielt! Einfach hinreißend schön! Da konnten die Tanzbeine nicht widerstehen und so drehte sich die Jugend und was sich sonst noch tanzlustig fühlte, sehr bald im Kreise.

Carl-Georg hatte die Baronesse aufgefordert, nachdem er ein paar kurze Pflichtrunden mit seiner Tischdame getanzt hatte und fragte sie nun: „Na, Baronesse, sind Sie mit dieser Programmänderung einverstanden? Gefällt die Ihnen? Eigentlich sollte nicht getanzt werden, da auch im Hause des Grafen nicht getanzt wurde, der Vater hatte es sogar

ursprünglich streng verboten, aber als vorhin die Geister des Stumpfsinns und der Langweile wie eine Gewitterschwüle über uns allen lagen, da dachte ich: nur die Musik kann uns retten und da habe ich mich glücklicherweise auch nicht geirrt. Sehen Sie nur die frohen Gesichter, die alle plötzlich machen. Selbst die älteren Herrschaften sehen mit ganz anderen Augen in die Welt. Also, Baronesse, wie ist es, sind Sie mit mir zufrieden, daß ich das Klavier spielen ließ?"

„Das fragen Sie mich erst noch?“ gab Baronesse Benita glücklich zur Antwort. „Wenn es nach mir ginge, nähme dieser Walzer überhaupt kein Ende, ich tanze für mein Leben gern und nach keinem Walzer so leidenschaftlich wie nach diesem.“

„Und Sie tanzen nicht nur gern, Baronesse, Sie tanzen sogar wundervoll,“ gab er zurück, um dann hinzuzusetzen: „Ich bitte, es nicht als Schmeichelei aufzufassen, wenn ich Ihnen sage, Baronesse, daß ich mich nicht entsinne, jemals eine so glänzende Tänzerin im Arm gehalten zu haben wie Sie.“

Was er da sagte, war seine ehrlichste Überzeugung und daß sie das war, hörte sie aus seinen Worten heraus. Das machte sie stolz und glücklich zugleich, aber auch ein klein wenig verlegen, weil er sie dabei mit seinen schönen Augen, die unter der Stirnbinde hervor doppelt hell zu leuchten schienen, so sonderbar ansah, Und damit er es nicht merke,

wie verlegen sie wurde, schmiegte sie sich nun fest an ihn und lehnte ihren Kopf etwas an seine Brust, damit er ihr nicht weiter in die Augen sehen könne, bis sie nun fühlte, wie er seinen rechten Arm fester um sie legte, so fest, daß es ihr beinahe schien, als presse er sie etwas an sich, nicht nur, damit sie ihm nicht entgleite, sondern um ihr dadurch zu zeigen, wie schön er sie fände und wie er über sie dächte. Das machte sie nun erneut verlegen und am liebsten hätte sie deshalb ihr Gesicht noch dichter an seine Brust versteckt, aber noch dichter ging es nicht, wenn das nicht hätte auffallen und wenn ihn das nicht auf den Gedanken hätte bringen sollen, sie habe den Druck seiner rechten Hand verspürt und den richtig verstanden. Das aber durfte nicht sein, denn wenn sie ihn auch strafen wollte, sie selbst durfte sich dabei in keiner Weise etwas vergeben, sie mußte sich und namentlich ihm jederzeit sagen können: es ist nicht meine Schuld, daß Sie sich in mich verliebt haben, ich habe Sie wirklich nicht dazu ermuntert.

Deshalb machte sie denn auch nun ihren Kopf von seiner Brust frei und erhob den Blick, um ihn ganz offen anzusehen, aber war es Absicht oder Zufall, sie wußte es selbst nicht, auf jeden Fall ging ihr Blick etwas zu hoch, blieb anstatt in seinen Augen auf seiner weißen Stirnbinde ruhen und das gab ihr die schon längst herbeigesehnte Gelegenheit, ihn zu fragen: „Sagen Sie bitte, Herr Flämmer, wo und wie

haben Sie sich nur so verletzen können? Wie ist das nur passiert? Das würde ich gern von Ihnen hören, aber nur dann, wenn Sie mir die Wahrheit sagen und nicht wie bisher mit allgemeinen ausweichenden Redensarten über ihren Unfall hinweggleiten wollen."

„Und Sie sollen auch die Wahrheit wissen, Baronesse," und langsam mit ihr dahintanzend, während das elektrische Klavier auf allgemeines Verlangen den Rosenkavalierwalzer immer weiter spielte, sagte er nun: Erinnern Sie sich vielleicht aus einer der Kriegsnummern der Lustigen Blätter des sehr hübschen Bildes von Ernst Heilemann: ein am Kopf verwundeter Offizier hält ein sehr hübsches junges Mädchen im Arm und sagt zu ihr — aber nein, um Gottes willen," brach er jäh ab, da ihm nun zu spät einfiel, daß er den Vers, der sich ihm auf die Lippen drängte, ja nicht ihr, der Baronesse, sondern später, wenn er erst soweit war, der anderen, Helene-Hildegard, zurufen wollte. Da hätte er sich beinahe bildschön verplappert und deshalb bat er nun ganz konfus werdend: „Vergessen Sie bitte ganz schnell, Baronesse, was ich eben sagte, richtiger das, was ich beinahe eben gesagt hätte, denn die Worte, die ich zitieren wollte, paßten garnicht hierher, höchstens wenn man sie umdrehte, denn dann könnte man vielleicht sagen: ich preise die eine Stunde, ich preise, obgleich es Tag war, die Nacht, denn die hat mir diese Wunde, diese Wunde um Dich gebracht.

Mit immer größer werdendem Erstaunen und mit immer größer werdender Verwunderung hatte sie ihm trotz allem belustigt zugehört, denn es amüsierte sie, wie er sich nun auch vor ihr heraus zu reden versuchte, obgleich sie garnicht begriff, was er nur zu verheimlichen habe. Nun aber bei seinen letzten Worten verstand sie ihn, er hatte es nicht zugeben wollen, daß sie an seiner Wunde, wenn auch gegen ihren Willen, die Schuld trug, aber daß sie das tat, das freute sie nun, da wr diese Wunde auch eine Strafe dafür, daß er damals so über sie hinweg sah. Nun aber tat er ihr doch plötzlich leid, denn daß er die Nichtachtung, die er ihr zollte, so schwer büßen sollte, das hatte sie nicht gewollt. Vor allen Dingen aber erwachte jetzt ihre Neugierde. Inwiefern war sie die Veranlassung, daß er eine Binde um die Stirn trug? Das mußte er ihr unbedingt erklären und als er das dann auf ihre Bitten endlich getan und ihr gestanden hatte, daß er, mit seinen Gedanken ganz bei ihr weilend, trotz des hellen lichten Tages, als sei rings um ihn herum pechschwarze Nacht gewesen, gegen einen Wagen gerannt sei, da freute sie sich im ersten Augenblick darüber, als habe er ihr schon heute in glühendsten Worten seine Liebe gestanden und als könne sie ihm zur Strafe schon jetzt den schönsten aller Körbe geben, denn wie lieb mußte er sie haben, wenn ihm bei den Gedanken an sie ein solches Unglück hatte zustoßen können. Aber als er dann auf ihre weitere Bitte hin das Tuch auf der

Stirn etwas in die Höhe schob und ihr die Beule zeigte, die dank der falschen Massage dunkelrot und dunkelbraun aussah, da tat er ihr so schrecklich leid, daß ihr beinahe die Tränen in die Augen gekommen wären, denn nun fühlte sie sich plötzlich an seiner Verletzung doch mitschuldig. Wäre sie nicht so besonders nett mit ihm gewesen, dann hätte er ganz bestimmt nicht soviel an sie gedacht und dann wäre alles Weitere nicht geschehen. Deshalb wollte und durfte sie auch in Zukunft nicht mehr ganz so nett mit ihm sein wie bisher, sonst war er imstande und rannte sich in Gedanken an sie das nächstemal seinen Schädel ganz ein. Und was hatte sie davon, wenn er tot, begraben, mit einem schönen Kranz von ihr auf dem Hügel sieben Fuß tief unter der Erde lag? Garnichts hatte sie davon, höchstens die Reue, an seinem Tode schuld zu sein, und deshalb wollte sie gleich jetzt damit beginnen, viel weniger nett zu ihm zu sein. Aber nein, das ging nicht, das hatte er nicht um sie verdient, im Gegenteil, schon um ihn für die Schmerzen zu entschädigen, die er ihretwegen ertragen hatte und vielleicht auch jetzt noch ertrug, mußte sie so freundlich zu ihm sein, wie sie nur irgend konnte, ganz abgesehen davon, daß es heute doch wahrscheinlich für lange Zeit das letztmal war, daß sie zusammen waren. Und so wurde sie denn auch wirklich immer netter und netter zu ihm, so nett, daß sie ganz deutlich sah, wie es in seinen Augen vor Freude und Glück aufleuchtete und sie zeichnete ihn auch weiterhin aus, obgleich sie selbst im stillen

befürchtete, das könne den anderen auffallen. Deshalb war sie trotz allem doch ganz froh, als endlich eine kleine Tanzpause eintrat. Selbst die tanzlustigsten Beine mußten einen Augenblick ausruhen. Der unermüdliche Flügel war zum Schweigen gebracht und ihr Partner war durch einen der Diener zu seinem Vater gebeten worden, der sich mit den älteren Herrschaften, da das Programm nun doch einmal über den Haufen geworfen war, in das Spielzimmer zurückgezogen hatte. Carl-Georg Flämning war gegangen, nachdem er sich bei ihr entschuldigt hatte und sie saß allein. Aber kaum war sie allein, da stand auch schon Graf Hasso vor ihr, um sie voller Herzlichkeit zu begrüßen: „Gott sei Dank, Baronesse, daß ich Sie endlich mal erwische, ich glaube, ich habe bisher heute abend noch keine fünf Minuten mit Ihnen plaudern können, aber wenn es Ihnen recht ist, hole ich das bisher leider Versäumte nun nach.“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er sich einen Sessel heran und begann sich mit ihr zu unterhalten und zwar in so heiterer, lebenswürdiger und herzlicher Weise, daß sie ihm anmerkte, wie sehr er sich darüber freute, bei ihr sitzen zu können.

Und darüber war Graf Hasso noch viel froher als sie es ahnte, weil er sich im stillen immer wieder sagte: Adel bleibt Adel und Adel gehört nun einmal zusammen. Gewiß, dieses Fräulein Brinken ist ein auffallend hübsches junges Mädchen, das sogar einer sehr guten Familie entstammt, das tadellose gesell-

schaftliche Manieren besitzt, das einen glänzenden Walzer tanzt, das eigentlich überhaupt nur Vorzüge und zwar sehr große Vorzüge besitzt, aber trotzdem den einen großen Nachteil hat, daß es unnahbar und für das von dir so heiß ersehnte Techtel-Mechteln in keiner Weise zu haben sein wird. Aber wie dem auch immer ist, Fräulein Brinken bleibt eben Fräulein Brinken und ganz passend war es sicher nicht von ihr, dir ihre Empfehlung anzubieten, damit du in Hamburg eine Stellung bekommst. Und wenn es auch vollständig korrekt war, sie hätte dich trotzdem nicht einfach nur mit „Graf“ anreden dürfen, obgleich das gerade aus ihrem Munde ganz allerliebster Klang, so allerliebster und reizend, wie das eigentlich garnicht zu ihrer stolzen schönen vornehmen Erscheinung paßt. Und du hättest ihr auch garnicht zugetraut, daß ihre Stimme so warm und so herzlich klingen könnte, wie die das tat, als sie dich wegen deines Anfalles bedauerte. Nur ein Glück, daß sie nicht erriet, welche sogenannten sündhaften Gedanken heute in erster Linie ein Zittern und Beben durch deine Glieder gehen ließ.

Ja, er freute sich wirklich von ganzem Herzen, sich mit der Baronesse unterhalten zu können und er war froh, daß sich die Tanzpause in die Länge zog.

Und mit ihm freute sich darüber ein anderer, Herr von Ratzfeld. Der hatte, wie Graf Hasso die Baronesse, nun endlich Maria-Ursula erwischt und war

seinerseits glücklich, sich mit der unterhalten und die bei der Gelegenheit fragen zu können, ob sie in der letzten Zeit seine Bitte erfüllt und darüber nachgedacht habe, was er tun könne, um sich bei Hofe, oder wenigstens bei den herzoglichen Herrschaften unmöglich zu machen.

Maria-Ursula hatte diese Frage kommen sehen und war deshalb Herrn von Ratzfeld, so sehr sie sich auch sonst dessen Gesellschaft wünschte, ausgewichen. Nun aber, da sie Rede und Antwort stehen mußte, erklärte sie: „Ja, Herr von Ratzfeld, ich habe darüber nachgedacht und ich muß sogar hinzusetzen, ich habe leider darüber nachgedacht.“

Verwundert blickte er sie an: „Wieso leider, gnädiges Fräulein? Ach so, nun verstehe ich,“ setzte er schnell hinzu, „Sie haben das gefunden, was ich bisher vergebens suchte, obgleich ich Ihnen offen gestehen muß, daß inzwischen auch mir beinahe ein rettender Gedanke gekommen ist. Das heißt, wenn ich eben sagte „beinahe“, so ist das eine an Wahnsinn grenzende Übertreibung, denn ich tappe vorläufig noch vollständig in der denkbar finstersten Finsternis herum, die überall mit den dicksten Eichenbohlen vernagelt ist, die auch nicht den leisesten Lichtschimmer hindurchlassen. Aber trotzdem, gnädiges Fräulein, ich habe wenigstens schon den kleinsten Schimmer einer selbst mit dem größten Mikroskop kaum erkennbaren Idee, wie ich aus dieser Finsternis

an das helle Tageslicht gelangen kann, wenngleich es mir vorläufig nicht möglich ist, mich darüber weiter auszusprechen, weil mir die Sache selbst dafür noch viel zu unklar ist. Um nun aber auf das Wort „leider“ zurück zu kommen, gnädiges Fräulein, nicht wahr, Sie haben das Richtige gefunden und haben nun Angst, es mir mitzuteilen, weil Sie mir dabei zurufen müssen: Edler Herr, die Sache ist so grenzenlos einfach, daß ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß Sie nicht selbst auf diesen rettenden Ausweg verfielen. Aber auch auf die Gefahr hin, gnädiges Fräulein, daß ich in Ihren Augen in der nächsten Minute nicht allzu geistreich dastehen werde, verraten Sie mir bitte, was ist bei Ihrem Nachdenken herausgekommen?“

„Kopfschmerzen, Herr von Ratzfeld, rasende Kopfschmerzen.“

Nun stand er wirklich nicht allzu geistreich da, bis er nach einer kleinen Pause ebenso enttäuscht wie neugierig fragte: „Kopfschmerzen, gnädiges Fräulein, weiter nichts? Das ist alles?“

„Für mich ist das sogar mehr als genug, Herr von Ratzfeld,“ gab Maria-Ursula halb ernsthaft, halb belustigt zurück und ganz ernst werdend, setzte sie hinzu: „Um Ihnen gefällig zu sein und um mein Versprechen einzulösen, habe ich in der letzten Zeit soviel nachgedacht, daß ich es manchmal vor Kopfschmerzen garnicht mehr aushielt und deshalb, Herr von Ratzfeld, habe ich es mir überlegt, ich

streike vom heutigen Tage an. Streiks sind doch leider Gottes jetzt in der Mode, warum soll ich die nicht mitmachen, zumal ich ganz genau weiß, daß trotz allen meines Nachdenkens aus meinem armen Gehirn für Sie nicht das herauskommt, was da kommen soll, im Gegenteil —“

Nur ein Glück, daß sie sich zur rechten Zeit besann, sonst hätte sie sich mit ihrer Zunge schön in die Brennesseln gelegt und ihm erklärt: mir fällt immer nur das Gegenteil von dem ein, was mir für Sie einfallen soll und ich müßte ja auch schön dumm sein, wenn ich mir bei dem Wunsch, hoffentlich bald Ihre Frau zu sein, etwas anderes ausdenken wollte. Aber im letzten Augenblick besann sich ihre Zunge Gott sei Dank auf sich selbst und schwieg. Aber vielleicht hätte die trotzdem noch weiter geplappert, wenn Herr von Ratzfeld ihr nicht sofort zugerufen hätte: „Das gibt es nicht, gnädiges Fräulein, eine Streik-erklärung kann ich aus Ihrem hübschen Munde unter gar keinen Umständen entgegennehmen. Außerdem hat es sich bei uns in Deutschland nun Gott sei Dank endlich im großen und ganzen ausgestreikt und da wollen Sie nun im kleinen wieder damit anfangen, noch dazu jetzt, wo ich Ihnen erklärt habe, daß ich, wenn auch noch in millionen-kilometer-weiter Ferne den milliardsten Teil eines winzig kleinen Lichtscheines für mich sehe? Gerade da wollen Sie mich im Stich lassen? Das gibt es ganz einfach nicht, gnädiges Fräulein, und wenn ich das Recht dazu hätte, würde

ich Sie solange unter militärische Aufsicht stellen lassen, bis Sie alle Streikgedanken wieder aufgegeben haben. Ja noch mehr, wenn ich nicht fürchten müßte, Sie dadurch zu erzürnen, würde ich mir jetzt gleich unseren lieben Hauptmann von Frankenberg herbeirufen und dem erklären: Sie, Frankenberg, ich mach Sie beizeiten darauf aufmerksam, daß sich bei uns im Städtchen neue Streikgelüste bemerkbar machen. Stellen Sie Posten aus und lassen Sie insonderheit unser verehrtes Fräulein von Willberg nicht aus den Augen."

Was Herr von Ratzfeld da sagte, war natürlich humoristisch gemeint und sollte einen kleinen Scherz bedeuten, deshalb machte er auch ganz verwunderte Augen, als Maria-Ursula ihm etwas nervös und gereizt zur Antwort gab: „Tun Sie das lieber nicht, Herr von Ratzfeld, denn schon durch diese Ihre Vorsichtsmaßregeln könnten Sie vielleicht das Gegenteil von dem erreichen, was Sie mit denen bezwecken.“ Bis ihr nun plötzlich einfiel, daß er ja garnicht den Wunsch habe, sie möge sich in ihn verlieben, sondern daß sie für ihn nur einen rettenden Gedanken fassen solle und daß es ihm daher wohl ziemlich gleichgültig sei, ob sie sich in Herrn von Frankenberg verliebe oder nicht, wenn er diesen beauftragte, nicht von ihrer Seite zu weichen. Seit heute abend dachte sie ohnehin viel mehr an den, als an Herrn von Ratzfeld. Warum hatte man ihr aber auch gerade den Hauptmann als Tischherrn gegeben

und warum hatte der ihr auch so deutlich zeigen müssen, wie glücklich er war, einmal wieder ihr Tischherr zu sein. Und wie vornehm und wie ritterlich war es von dem nicht gewesen, mit keiner Silbe darauf zurück zu kommen, daß sie im Hause des Grafen Mehnert doch eigentlich recht ungezogen gegen ihn war, so ungezogen, daß es ihr vorhin bei Tisch mehr als einmal auf der Zunge lag, sich deswegen bei ihm zu entschuldigen. Aber das hatte sie dann doch unterlassen, weil sie sich sagte: sobald du das tust, hält er dein Herz für sturmreif, läßt das Ganze avancieren blasen, kommandiert sich selbst „Sprung auf — Marsch, Marsch“ und ruht nicht eher, bis er sich in deinem Herzen so fest eingenistet und bis er das gegen jeden Gegenangriff zur Verteidigung ausgebaut hat, daß selbst der stärkste Gegner ihn von dort nicht wieder zu vertreiben vermag. Und das sollte er nicht, obgleich oder gerade weil sie in all den Stunden, in denen sie für Herrn von Ratzfeld nachdachte, sich, wenn auch noch so sehr gegen ihren Willen, auch mit dem Hauptmann beschäftigte, weil sie immer seine guten treuen Augen auf sich gerichtet zu fühlen glaubte, seine guten treuen Augen, die ihr immer zu sagen schienen: glaube es mir nur, eines Tages wirst du es selbst einsehen, daß kein anderer es auch nur annähernd so gut mit Dir meint wie ich. Die anderen sind Egoisten und denken nur an sich selbst, die wollen durch Dich nur glücklich werden, ich aber will Dich in erster Linie durch meine Liebe glücklich machen.

Das alles schoß ihr jetzt wieder blitzschnell durch den Kopf, während Herr von Ratzfeld ihr ziemlich verheddert gegenüberstand und sich bei ihr wegen seiner doch nur scherzhaft gemeinten Worte, die sie unbegreiflicherweise ganz falsch ausgelegt zu haben schien, entschuldigte, sodaß sie deutlich sah, wie froh er war, als er nun dadurch, daß ein neuer Walzer begann, des Alleinseins mit ihr enthoben wurde, obgleich er am Anfang erklärt hatte, sie ahne gar nicht, wie glücklich er sei, endlich etwas unter vier Augen mit ihr plaudern zu können.

Ein neuer Walzer begann und schon trat Hauptmann von Frankenberg auf sie zu, um den Tanz von ihr zu erbitten und als sie mit ihm dahintanzte, da fühlte sie wieder seine guten treuen Augen auf sich gerichtet, in denen sie deutlich zu lesen glaubte: ich sehe es Dir an, Du hast Dich eben aus irgend einem Grunde über Herrn von Ratzfeld geärgert, aber das ist Deine eigene Schuld, warum gibst Du Dich soviel mit dem ab. Du hast mich, wenn Du mich haben willst, es kostet Dich nur ein Wort, oder nicht einmal das, Du brauchst mir nur den leisesten Wink zu geben, daß ich Dir mein e Liebe erklären darf. Also winke schon.

Aber sie winkte auch jetzt nicht, weil sie sah, wie Herr von Ratzfeld nun wieder mit der Tochter des Hauses tanzte und weil sie hörte, wie die ein paarmal über seine lustigen Bemerkungen hell auflachte. Das ärgerte sie von neuem und machte sie auf Viola ein

klein wenig eifersüchtig, dann aber gab sie sich doch dem Vergnügen des schönen Walzers hin, ebenso wie es auch die anderen taten. Warum sollte sie sich denn allein die Laune verderben lassen?

Der neu begonnene Tanz nahm seinen Fortgang, ein Walzer löste den anderen ab und wenn die Paare natürlich auch häufig miteinander wechselten, in der Hauptsache tanzte Carl-Georg doch mit der Baronesse, Hauptmann von Frankenberg mit Maria-Ursula, Herr von Ratzfeld mit der Tochter des Hauses, Graf Hasso aber mit Fräulein Brinken, denn das glaubte er ihr schuldig zu sein, daß er es sie, je weiter der Abend fortschritt, umso weniger merken ließ, daß er im Innersten eigentlich mit ihr fertig war. Als seine zukünftige Freundin kam sie für ihn leider, leider wenigstens vorläufig nicht in Frage und als junge Dame der Gesellschaft kam sie außerhalb dieses Hauses für ihn kaum in Betracht, da mußte er also heute zum letztenmal doppelt ritterlich und aufmerksam gegen sie sein. Und wenn er sich vorhin auch tausendmal lieber mit der Baronesse unterhalten hatte, als bei Tisch mit Fräulein Brinken, ein wirklich auffallend hübsches junges Mädchen war sie doch und tanzen konnte sie wie kaum eine zweite und das Wort „Graf“ hörte er immer wieder gern aus ihrem Munde, obgleich der eigentlich nur dazu geschaffen schien, um zu küssen und erst recht, um geküßt zu werden. Und dann hatte sie so entzückende rosige Ohrläppchen und es war ein Jammer, daß in denen die

Perlen fehlten. Und dann mußte er sie dadurch, daß er sie nach Kräften auszeichnete, auch dafür um Entschuldigung bitten, daß er letzthin glaubte, sie habe bereits ein Techtel-Mechtél mit dem Sohn des Hauses angefangen und sie habe sich nur deshalb so verletzend kühl und ablehnend gegen ihn verhalten. Und außerdem gab es noch eine ganze Menge anderer Und's, die ihn veranlaßten, kaum von Fräulein Brinkens Seite zu weichen, aber die alle aufzuzählen erübrigte sich, schon weil er sich über die im Augenblick nicht ganz klar war.

Es wurde getanzt und im Spielzimmer saßen die alten und die älteren Herrschaften so emsig bei den Karten, daß ihnen die Zeit wie im Fluge verging und daß sie ganz erstaunt aufblickten, als der Hausherr ihnen endlich mitteilen mußte, es sei schon zweimal von der Station angeklingelt worden, länger könne die Abfahrt des kleinen Extrazuges nicht hinausgeschoben werden, denn es seien bereits zwei Stunden über die festgesetzte Zeit verstrichen, er selbst bedaure es außerordentlich, seinen hochverehrten Gästen diese für ihn besonders schmerzliche Mitteilung machen zu müssen, aber gegen die Bahnbehörde sei er wirklich machtlos, es habe es nur erreicht, daß man seinen Gästen noch soviel Zeit ließe, um zur Stärkung für die Rückfahrt einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Und da erschien auch schon der Imbiß, große Schüsseln mit Butterbrotén, die mit kräftiger Landwurst, mit kaltem Fleisch, mit hartgekochten

Eiern, mit Käse und anderen nahrhaften Delikatessen belegt waren und wenn auch alle erklärten, sie wären nach dem Diner selbst bei dem besten Willen nicht imstande, auch nur noch die kleinste Kleinigkeit zu sich zu nehmen, sie langten trotzdem zu und als die Gäste eine kleine halbe Stunde später nach allgemeiner beinahe herzlicher Verabschiedung davon gefahren waren, da waren die großen Schüsseln radikal leer gegessen, sodaß der Schloßherr zu den Seinen gewandt meinte: „Na, gut geschmeckt hat es unseren Gästen wenigstens und einen gesegneten Appetit hatten sie mitgebracht, das muß ich ihnen lassen. Na, mich freut's, da haben die Leute in der Küche sich nicht umsonst angestrengt. Aber davon ganz abgesehen, Kinder, was meint Ihr? Ich habe so die Empfindung, als ob unsere Gäste sich bei uns so wohl gefühlt haben, wie das unter Berücksichtigung der vorliegenden eigentümlichen Verhältnisse nur möglich war. Übrigens war der Gedanke mit dem Klavier genial von Dir, Carl-Georg, obgleich er ja sehr nahe lag. Aber trotzdem, ohne die Musik wäre es bis an des Abends Ende sicherlich fürchterlich langweilig geblieben. So aber bin wenigstens ich für meine Person zufriedengestellt. Ihr habt Euch hoffentlich auch leidlich unterhalten und wie ist es mit Ihnen, Fräulein Brinken?“

Carl-Georg und Viola stimmten dem Vater lebhaft bei, ja es war wirklich über alles Erwarten nett gewesen und Carl-Georg tat noch ein übriges und erzählte, wie unendlich liebenswürdig die Baroness

gewesen sei und während er von der Baronesse sprach, sah er dabei im stillen belustigt zu Helene-Hildegard hinüber, weil er sich fortwährend sagte: so, nun wird die ihren Ärger und ihre Eifersucht nicht länger beherrschen können, jetzt wird sie wieder gleich aufstehen und unter dem Vorwand, sie müsse sich schlafen legen, um morgen früh wieder für die Arbeit frisch zu sein, das Zimmer zu verlassen.

Aber zu seinem grenzenlosen Erstaunen mußte er bemerken, daß Helene-Hildegard anscheinend gar nicht daran dachte, aus dem Zimmer zu gehen, um es nicht weiter mit anhören zu müssen, wie er das Loblied der Baronesse sang und da ertappte er sich dabei, daß er sich darüber ärgerte, daß sie sich nicht über ihn ärgerte. Warum hatte er denn den ganzen Abend der Baronesse derartig den Hof gemacht, warum hatte er soviel mit der getanzt und warum hatte er sich so darüber gefreut, daß es selbst Fräulein Brinken auffallen müsse, wie nett die Baronesse gegen ihn war, ja warum war das alles gewesen, wenn das vollständig spurlos an Fräulein Brinken vorüberging? Ja zum Henker, war auch diese Hilfe, die er ihr gab, damit sie sich endlich in ihn verliebe, immer noch nicht die richtige? Da wußte er wahrhaftig nicht mehr, was er sonst noch tun sollte, damit sie seine Zuneigung erwidere, da wußte er im Augenblick nur eins: wenn sie ihn denn absolut nicht wiederlieben wollte, dann ließe sie das bleiben. Aber als er sich nun zu diesem Entschluß durchgekämpft hatte, da kam

keine Ruhe, sondern eine große Unruhe über ihn, sodaß er sich nun, um sich nicht zu verraten, plötzlich von seinem Platz erhob und unter dem Vorwand, er müsse sich hinlegen, wenn er morgen früh rechtzeitig auf dem Posten sein wolle, als erster das Zimmer verließ.

Und kaum war er gegangen, da erhoben sich auch die drei anderen und wie schon so oft, begleitete Viola auch heute ihre Freundin Helene-Hildegard in ihr Zimmer, um vor dem Schlafengehen noch etwas mit ihr zu plaudern. Aber aus dem sonstigen Etwas wurde heute sehr viel, denn Viola mußte es ihrer besten Freundin anvertrauen, daß ihr Herr von Ratzfeld ganz außerordentlich gut gefiele, obgleich sie sich bei Tisch, wenn auch nur vorübergehend, einmal sehr über ihn geärgert habe, denn da sei er mit seinen Gedanken Gott weiß wo, nur nicht im Hause ihres Vaters und am allerwenigsten bei ihr gewesen.

Aber im Gegensatz zu sonst hörte Helene-Hildegard heute garnicht auf das hin, was die Freundin ihr erzählte, sie hatte nur den einen Wunsch, allein zu sein und endlich, endlich war sie es auch. Viola war gegangen und zur Vorsicht riegelte Helene-Hildegard die Tür hinter ihr zu, damit sie unter dem Vorwande, sie sei schon im Bett, nicht wieder zu öffnen brauche, falls Viola noch einmal zurückkommen solle, um ihr noch dieses oder jenes über Herrn von Ratzfeld zu erzählen, denn darüber glaubte sie nicht im Zweifel sein zu dürfen, ihre Freundin Viola hatte sich in den verliebt, oder die war

wenigstens im Begriff, sich in den zu verlieben. Was sollte nur daraus werden? Und wenn Viola eines Tages dasaß und sich wegen ihrer unglücklichen Liebe die Augen oder wenigstens die halben Augen aus dem Kopfe weinte, trug sie selbst, Helene-Hildegard, nicht daran mit die Schuld? Ohne den Brief, den sie Herrn Flämning riet, wäre das nicht geschehen. Ohne den hätte sich nie ein wenn auch nur flüchtiger und zere-
monieller Verkehr zwischen der Hofgesellschaft und Schloß Geisau entwickelt. Und warum hatte sie in erster Linie zu dem Brief geraten? Damit Carl-Georg damit aufhöre, ihr, nur ihr den Hof zu machen und nun, da er das getan hatte, war es ihr auch nicht recht. Oder doch? Das war die Frage, die sie schon den ganzen Abend quälte und über die sie nun in aller Ruhe nachdenken wollte. War es ihr wirklich nicht recht, daß er sie auf Kosten der Baronesse so vernachlässigte? Hatte sie sich wirklich darüber geärgert, daß er fortwährend mit der tanzte und daß er sie selbst während des ganzen Abends nur viermal zum Walzer holte? Und ärgerte sie sich auch wirklich darüber, daß die Baronesse an ihm Gefallen zu finden schien? Oder war der Ärger, den sie darüber empfand, garnicht so echt, wie sie es glaubte?

Sie dachte weiter über Carl-Georg und über die Baronesse nach und dachte zwischendurch auch etwas an ihren entfernten Vetter Carl in Hamburg, bis sie sich plötzlich dabei ertappte, daß sie trotz allem

eigentlich nur an den Grafen Hasso dachte. Seine Augen, die Blicke, die ihr auch heute wieder verrieten, wie sehr er sie beehrte, hatten es ihr von neuem angetan, hatten abermals ihre Sinne entflammt und als er sie während des Tanzes im Arm hielt, ach und wie oft hatte er das nicht getan, da war ihr so ganz anders gewesen als je zuvor, wenn ein Tänzer seinen Arm um sie legte und sie hatte doch schon mit so vielen, vielen anderen Herren getanzt. So ganz anders war ihr gewesen als sonst, aber trotzdem, das wußte sie auch jetzt wieder, ihre Sinne allein hatten nicht zu ihr gesprochen, während er mit ihr tanzte, nein ihre Sinne waren es nicht gewesen, wenigstens die nicht allein, es war noch etwas anderes hinzu gekommen. Aber was denn nur? Jetzt glaubte sie darauf die Antwort gefunden zu haben, es war das Gefühl der Dankbarkeit dafür gewesen, daß er, der Graf, sie so auszeichnete, daß er sich die größte Mühe gab, es sie nicht eine Sekunde merken zu lassen, daß sie doch eigentlich garnicht in diese ehemalige Hofgesellschaft hinein gehöre und es war ihrerseits wohl auch ein Gefühl der Freude und des Glückes gewesen, daß seine Augen ihr bei jedem Tanz aufs neue sagten, wie auffallend hübsch er sie fände. Und so ritterlich war er zu ihr gewesen, daß sie sich heute einmal wieder einzig und allein als die Tochter ihrer einst so reichen Eltern gefühlt hatte, daß sie darüber ganz ihre Schreibmaschine, ihr Arbeit, ihr Gehalt und alles, was sonst noch mit ihrer Stellung zusammenhing, vergaß.

Mit dem Gedanken an den Grafen begann sie sich auszukleiden und als sie sich beinahe entkleidet hatte, dachte sie plötzlich: Was Graf Hasso wohl darum geben oder was er wohl dazu sagen würde, wenn er dich jetzt so sehen könnte, wie du dich in diesem Augenblick in dem großen Spiegel siehst? Aber nein, gestand sie sich ein, sagen würde er wohl garnichts, er würde dich in deiner Schönheit nur sprachlos anstarren, bis er dann auf dich zustürzte, um dich in seine Arme zu nehmen und um dich zu küssen, überall hin, wo seine Küsse dich träfen, auf das Haar, auf die Stirn, auf den Mund, auf den entblößten Nacken und vielleicht sogar auf die entblößte Brust. Und du, wenn du natürlich auch zuerst über seine Keckheit empört wärest, oder wenn du dich wenigstens so stellen würdest, du liebest dich doch nicht nur von ihm küssen, du küßtest ihn sogar wieder und dann, wenn ihr euch genug geküßt hättet, obgleich es wohl sehr die Frage ist ob zwei Menschen, wenn sie sich erst einmal küssen, sich jemals genug küssen können, dann — aber dann, wenn der Graf und du euch genug geküßt hättet, dann müßte er wieder gehen, so heiß das Blut in euch beiden von den Küssen auch geworden wäre, er müßte ganz einfach gehen, denn er dürfte unmöglich bei dir im Zimmer bleiben, denn sonst —

Knips! Da hatte sie das elektrische Licht ausgedreht, denn bei dem Gedanken, der da eben in ihr wach geworden war, schämte sie sich so vor sich selbst, daß sie es nicht einmal mehr wagte, sich im

Spiegel anzusehen. Und was brauchte sie es auch erst zu sehen, sie fühlte ja deutlich genug, wie ihr das Blut in das Gesicht gestiegen war, wie ihre Wangen vor Scham glühten und brannten, wie das Blut in den Schläfen hämmerte, aber schön war das Gefühl, das sie durchströmte, sie, ihre schlanken Glieder und ihren jungen geschmeidigen Leib. Schön war es, so schön, wie es eben nur die Sünde sein kann, wenn es eine Sünde war, an so etwas zu denken. Und weil sie das, was Gott den Menschen als das natürlichste Empfinden mit auf die Welt gegeben hatte, nicht als Sünde ansehen konnte, dachte sie, als sie sich niedergelegt hatte, weiter daran, bis sie endlich in einen traumlosen Schlaf verfiel.

* * *

Es war am Abend nicht nur für Helene-Hildegard, sondern auch für Viola und Carl-Georg sehr spät geworden, bis sie ihren Schlaf fanden, denn auch die beiden hatten noch lange sinnend und grübelnd wach gelegen, trotzdem aber waren alle drei am nächsten Morgen pünktlich wie immer zu der gewohnten Zeit aufgestanden, um ihren Pflichten und um ihrer Tätigkeit nachzugehen und auch der alte Herr Flämning hatte seinem Ruf, ein Frühaufsteher zu sein, alle Ehre gemacht. Anders war es in der Stadt, wenigstens soweit die Damen der Hofgesellschaft in Frage kamen. Die dachten am Morgen nach dem Fest

nicht daran, aufzustehen, denn die waren krank und hatten fast alle mit heftigen Magenschmerzen eine entsetzliche Nacht verbracht. Und auch ohne daß sie es nötig gehabt hätten, den Arzt zu rufen, wußten sie, was ihnen fehlte. Sie hatten auf Schloß Geisau entweder zuviel oder wenigstens zu schwer gegessen, auf jeden Fall ging es den meisten garnicht gut und während sie krank im Bett lagen, taten sie dasselbe, was in vergangenen Zeiten Seine Durchlaucht tat, als er mit der leeren Jagdtasche und mit einer starken Erkältung von Schloß Geisau zurück kam. Wie Seine Durchlaucht damals über den damaligen Besitzer, so saßen, oder richtiger gesagt, so lagen sie jetzt über den neuen Besitzer des Schlosses Geisau zu Gericht und brachen über den den Stab und sagten sich immer wieder: daß er uns ein so reichhaltiges und ein so schweres Essen vorsetzte, war eine bodenlose Rücksichtslosigkeit von ihm. Gewiß, er hat es sicher gut gemeint, aber er hätte es trotzdem nicht tun dürfen, er mußte sich sagen, daß unsere geschwächten Magennerven eine derartige Belastung nicht aushielten und nie und nimmer hätte er zum Abschied auch noch diese Riesenschüsseln mit belegten Broten herum reichen lassen dürfen, das gehörte sich ganz einfach nicht, er hätte uns dem nicht aussetzen dürfen, daß wir der Versuchung unterlagen und davon aßen. Und er hätte das Essen auch nicht mit soviel der allerbesten Butter anrichten lassen sollen.

Bei der Rückerinnerung an die in Butter schwim-

menden Gerichte war einigen Damen beinahe so, als müßten sie sich einen Augenblick erbrechen, aber das taten sie denn doch nicht, sondern sie brachen lediglich weiter den Stab. Überhaupt hatte sich dieser Herr Flämning gestern abend recht taktlos benommen. Wie kam er dazu, den elektrischen Flügel spielen zu lassen? Bewies er dadurch nicht, daß er oder daß wenigstens seine Kinder sich im Hause des Grafen Mehnert, als dort nicht getanzt wurde, gelangweilt hatten und wie kam er dazu, die alten Herrschaften in das Spielzimmer zu locken, obgleich man ihm im Hause des Grafen doch deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daß man ihn als gesellschaftlich gleichstehenden Partner für das Kartenspiel nicht anerkenne, wenn man sich auch sonst mit ihm an denselben Tisch gesetzt habe? Und das Schlimmste von allem, wie hatte er nur sein Tippelfräulein an der Gesellschaft teilnehmen lassen können? Gewiß, man hatte mit der Möglichkeit gerechnet, daß man der, als der Freundin von Fräulein Flämning begegnen würde, man hatte auch damit gerechnet, daß die mit äße und man hatte sich vorher dahin geeinigt, ihr nach außen hin freundlich gegenüber zu treten und ihr sogar die Hand zu reichen. Aber die ihr entgegengestreckten Hände hatte dieses Fräulein Brinken nicht einmal geküßt und das bewies besser als alles andere, daß sie keine gute Kinderstube genossen hatte, wenn sie auch zehnmal einer einst reichen und angesehenen Hamburger

Familie entstammte, wie im Laufe des Abends erzählt worden war. Und wenn dieses Fräulein Brinken mit der Tochter des Hauses auch noch so sehr befreundet war, sie war nun einmal ein Tippelfräulein und es blieb eine bodenlose Rücksichtslosigkeit seitens des Hausherrn, dieses junge Mädchen mit den mangelhaften gesellschaftlichen Formen mit ihnen, die einst nur bei Hofe verkehrten, nicht nur an demselben Tisch essen, sondern die auch nach aufgehobener Tafel als gleichberechtigten Gast unter ihnen weilen zu lassen. Und dann hatte auch noch Graf Hasso dieses Fräulein zu Tisch führen müssen! Es hätte nur noch gefehlt, daß die Familie Flämning sich für dieses Fräulein Brinken einen Fürsten oder gar den früheren Herzog als Tischherrn verschrieb! Allerdings, wenn man gerecht sein wollte, eins mußte man sich eingestehen, danach sah Fräulein Brinken nicht aus, als ob sie es darauf angelegt habe, den alten Flämning zu heiraten und diesen zu veranlassen, seine Kinder zu verstoßen, um selbst eines Tages die Herrin auf Schloß Geisau zu werden. Nein, das traute man ihr denn doch nicht zu, aber taktlos war sie, bodenlos taktlos, denn sonst hätte sie unter allen Umständen erklären müssen: ich nehme an der Gesellschaft nicht teil und am allerwenigsten lasse ich mich von einem Grafen führen. Aber so sehr man Fräulein Brinken verurteilte, man fand nicht genug Worte der Anerkennung für den Grafen Hasso, der mit seltenem Takt seine schwierige Rolle durchgeführt hatte. Der hatte sich einfach tadellos

benommen und da sah man es einmal wieder, Adel blieb eben Adel. Graf Hasso hatte gestern seiner gräflichen Erziehung alle Ehre gemacht, der alte Graf Mehnert konnte wirklich stolz darauf sein, einen solchen Sohn zu haben, und wenn der alte Graf dereinst die Augen schloß, konnte er das mit stolzem Bewußtsein tun, daß sein Sohn und Erbe die alten Traditionen des gräflichen Hauses aufrecht erhalten würde. Einfach tadellos hatte sich Graf Hasso benommen, das hätte man ihm am liebsten auch auf der Rückfahrt erklärt, aber man fühlte es ihm vollständig nach, daß er jedem Gespräch über Fräulein Brinken auswich. Nachdem er im Hause des Gastgebers seine ritterliche Pflicht bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit erfüllt hatte, war nach dem Verlassen des Hauses diese Episode, wie er durch sein Schweigen auf alle Bemerkungen hin zu verstehen gab, für ihn definitiv erledigt und er wünschte, in keiner Weise mehr daran erinnert zu werden.

Das waren so ungefähr die Gedanken, mit denen die Damen der Hofgesellschaft krank im Bett lagen und mit denen sie den Stab brachen, aber es beschäftigte sie noch eins und zwar die Furcht, ihr Kranksein könne in der Stadt durch die Dienstboten oder sonst irgendwie bekannt werden und das bürgerliche Pack könne schlechte und häßliche Witze darüber reißen, daß sie sich gestern den Magen so überladen oder daß sie sich den wenigstens verdorben hätten.

Doch es kam anders, aber dafür beinahe noch

schlimmer, als die Kranken es befürchteten, denn am nächsten Mittwoch brachte die Sozialdemokratische Rundschau einen Artikel mit der fettgedruckten Überschrift: „Die Hofgesellschaft ergibt sich!“ Und in dem wurde in humoristisch-satirischer Weise geschildert, daß die ehemalige Hofgesellschaft von ihrer einstigen unnahbaren Höhe herabgestiegen zu sein schiene und daß sie endgültig vor dem demokratischen Bürgertum kapituliert habe, denn erst sei man fest entschlossen gewesen, nicht einmal den Besuch der jetzigen Besitzer von Schloß Geisau anzunehmen, dann habe man den Besuch doch angenommen und den sogar erwidert und als Zeichen der endgültigen Ergebung habe die Hofgesellschaft, nachdem sie Flämmings bei sich zu Gaste gesehen, sogar eine Einladung nach dem Gute angenommen. An und für sich sei das ja eine ganz unbedeutende Tatsache, die aber in der Residenz noch vor einem Jahr jeder Mensch für völlig unmöglich und undenkbar gehalten haben würde. Aber das Bemerkenswerteste an der ganzen Sache sei: die Mitglieder der ehemaligen Hofgesellschaft sollten nach ihrer Rückkehr von Schloß Geisau ihre Kronen daraufhin untersucht haben, ob ihnen nicht doch ein paar Steine aus dieser gefallen wären und da hätten sie zu ihrem Erstaunen sich davon überzeugen müssen, daß ihre Kronen noch völlig intakt seien. Eine solche Erkenntnis aber sei der erste Schritt zur Besserung und lasse für die Zukunft erhoffen, daß der allgemeine Verkehr

zwischen dem Adel und dem Bürgertum nun bald beginnen und einen so herzlichen und warmen Charakter annehmen würde, wie es die neue Zeit erforderte. Und die Schlußworte lauteten wie die Überschrift: die Hofgesellschaft ergibt sich.

Hatte man schon für den ersten Aufsatz in der Rundschau keine Worte gehabt, so hatte man für diesen zweiten erst recht keine. So etwas durfte geschrieben und gedruckt werden, ohne daß die Polizei dagegen einschritt! Das war mehr als unerhört, denn ein solcher Artikel reizte ja geradezu zum Klassenhaß auf, oder wenn auch das nicht, der untergrub mit aller Gewalt das letzte Ansehen, das die Hofgesellschaft sich bisher bewahrt hatte und das sie sich auch in Zukunft zu bewahren fest entschlossen war. Wohin kam man, wenn so etwas nicht nur geschrieben und gedruckt, sondern sogar auch gelesen werden durfte? Da konnte man sich wirklich nicht wundern, wenn das Volk, oder wenn wenigstens die bürgerlichen Kreise sie, die Hofgesellschaft, fortan nicht mehr zuerst grüßten, wenn die ihnen in den Geschäften, bei dem Besteigen der elektrischen Bahn und bei anderen Gelegenheiten nicht mehr den Vortritt ließen und wenn die es in Zukunft nicht mehr ruhig duldeten, wenn sie, die adligen Familien, sich auch weiterhin im Kino oder im Theater während der Vorstellung so laut und ungeniert miteinander unterhielten, als seien sie ganz allein anwesend. Und wohin sollte es schließlich

noch führen, wenn die Bürger aufhörten, in ihnen höhere und bessere Wesen zu erblicken?

Die Folgen dieses Aufsatzes waren garnicht auszudenken und in den meisten Familien überlegte man es sich plötzlich sehr ernsthaft, ob es nicht das einzig Richtige wäre, baldmöglichst in eine andere Stadt zu ziehen. Hätte man zur Miete gewohnt, würden alle gleich gekündigt haben, aber wer es konnte, besaß, schon um nicht mit anderen nicht hoffähigen Leuten zusammen wohnen zu müssen, ein eigenes wenn auch nur kleines Haus und das mußte man nun erst los werden, wenn man es überhaupt los wurde, denn der Zuzug der Fremden war gerade hierher nicht nennenswert, da die Stadt an Vergnügungen, Konzerten und Zerstreungen fast garnichts bot und da auch das Theater, seitdem es von dem Herzog nicht mehr unterstützt wurde und seitdem an Stelle des ehemaligen Intendanten ein kaufmännischer Direktor den Kunsttempel leitete, keine besondere Anziehungskraft mehr ausübte. Und so sehr sich die meisten früher darüber gefreut hatten, ihr eigenes Haus zu besitzen, jetzt jammerten sie darüber, denn was sollte man noch hier? Der Herzog kam ja wenigstens vorläufig doch nicht zurück, denn das glaubte wohl selbst der alte Graf Mehnert nicht mehr, wenn er auch immer wieder predigte: „Die Stunde wird schon noch kommen.“ Aber diese Predigt überzeugte nicht mehr so recht, die klang wie die Predigt eines Geistlichen, der über das bessere Leben

im Jenseits redet, der aber im Grunde seines Herzens starke Zweifel daran hegt, ob es überhaupt ein Jenseits für einen Menschen gibt, der sieben Fuß tief unter der Erde begraben liegt oder gar völlig zu Asche verbrannt wurde.

Ach ja, wenn man doch fortziehen könnte. Fast alle hatten die größte Lust, es zu tun, eine war dazu aber noch fester entschlossen als je und das war Frau von Willberg. Der war der Gesellschaftsabend ganz besonders schlecht bekommen. Die Einladung hatte sie annehmen müssen, denn der alte Graf hatte solange mit Menschen- und Engelszungen auf sie eingeredet, bis sie endlich nachgab, zumal sie einsah, daß auch sonst ihre Maria-Ursula werde zu Hause bleiben müssen und da sie ihrem Kinde das Vergnügen, die Gesellschaft zu besuchen, nicht verderben wollte, obgleich sie als Mutter es bei dem besten Willen nicht einsah, worin für ihr Kind das Vergnügen, das dieses von dem Abend erwartete, bestand. Aber sie war schließlich mit den anderen Gästen doch nach Schloß Geisau hinausgefahren und war kränker als krank in der Nacht erwacht, obgleich sie kaum etwas gegessen und kaum etwas getrunken hatte, aber selbst das Wenige, das sie genoß, mußte für ihren sehr empfindlichen Magen zu fett, zu schwer, zu unverdaulich gewesen sein, denn sie wand und krümmte sich vor Schmerzen und der Artikel in der Rundschau trug nicht dazu bei, sie schnell wieder gesund werden zu lassen. Im Gegenteil, der machte

sie erst recht krank, denn jeder Ärger und Verdruß legte sich ihr gleich auf den Magen. So hütete sie tagelang das Bett und als sie endlich wieder aufstand, stand ihr Entschluß felsenfest, sie zog schon in der allernächsten Zeit von hier fort. Was aus ihrem Hause wurde, war ihr gleich, entweder fand sich ein Käufer oder ein Mieter und wenn nicht, dann war es auch noch so, dann blieb das Haus einfach leer, sie war reich genug, sich diesen Luxus erlauben zu können. Und sie wollte nicht nur ganz bestimmt in der allernächsten Zeit fort, sie wußte auch schon, wenigstens beinahe schon wohin. Entweder nach Dresden oder nach Hamburg oder nach Cassel. Eine von diesen Städten wurde es bestimmt und deshalb hatte sie sich auch schon den ehemaligen Hofspediteur kommen lassen und diesen beauftragt, ihr eine Aufstellung zu machen, was ein Umzug nach Dresden, nach Cassel oder nach Hamburg ungefähr kosten würde. An und für sich spielte auch da die Geldfrage keine Rolle, aber sie wollte es trotzdem gern wissen, weil sie das interessierte, wie einen eben etwas interessiert, was einem im Grunde des Herzens völlig gleichgültig ist.

Die Mutter wollte fortziehen und zwar je eher desto lieber, Maria-Ursula aber hatte, je näher die Gefahr des Umzuges rückte, umso lebhafter den Wunsch hier zu bleiben, wenigstens solange, bis ihr Verlobungsgeschick, wie sie das nannte, sich so oder so entschieden habe, denn das hatte sie sich fest vorgenommen, unverlobt ging sie nicht von hier fort.

Und sie wußte ja auch schon längst, mit wem sie sich verloben wollte, obgleich sie sich immer mehr eingestehen mußte, daß Herr von Ratzfeld ihr in den letzten Tagen, seitdem sie auf Schloß Geisau zusammen gewesen waren, beinahe aus dem Wege ging. Er hatte sie, obgleich sie sich fast täglich auf der Straße sahen, die letzten Male garnicht angesprochen, sondern war lediglich mit einem wenn auch sehr höflichen und freundlichen Gruß an ihr vorübergegangen. Was hatte er nur gegen sie? Hatte er es ihr ernstlich übel genommen, daß sie ihm erklärte, seinetwegen nicht weiter nachdenken zu können? Dann wollte sie sich, um ihn wieder zu versöhnen, doch gern von neuem weiter für ihn ihr armes Gehirn zermartern, obgleich sie die Kopfschmerzen, von denen sie ihm letzthin erzählte, sich nicht erfunden, sondern unter denen tatsächlich sehr gelitten hatte. Aber wenn sie auch trotzdem weiter für ihn nachgrübelte und überlegte, sie sah es voraus, daß nichts dabei herauskommen würde, weil nichts dabei herauskommen konnte, denn wie sollten zwei Menschen, von denen der eine sich gerade das Gegenteil von dem wünschte wie der andere, sich auf einem Punkt treffen, auf dem sie mit ihren Anschauungen zusammen kamen? Das war ganz unmöglich, das Nachdenken hatte wirklich keinen Zweck, aber nachdenken tat sie trotzdem, wenn auch über etwas anderes. Sie fragte sich immer wieder: Was glaubt Herr von Ratzfeld sich nur ausgeheckt zu haben, um sich dadurch vielleicht doch eines Tages ,

wenn das Glück ihm günstig ist, für den ihm von Seiner Durchlaucht angebotenen Posten unmöglich zu machen? Was konnte das sein, ohne daß er dadurch einen Schaden an seiner Ehre erlitt und gab es überhaupt etwas, das ihn in dem Sinne, wie er es sich wünschte, für Seine Durchlaucht gesellschaftlich unmöglich machte? Darüber dachte sie auch heute wieder vergebens nach, bis sie plötzlich fühlte, wie sich ihre Kopfschmerzen erneut meldeten und bis sie sich nun entschloß, etwas an die frische Luft zu gehen. Das Wetter war so wunderschön, da wollte sie sich besonders hübsch anziehen und zum erstenmal das neue Sommerkleid anlegen und den neuen Hut aufsetzen, die sie beide erst gestern nachmittag bekommen hatte. Aber als sie dann das Haus verlassen hatte, da traf sie unterwegs sovielen Bekannte, sovielen, die stehen blieben, um einen Augenblick mit ihr zu plaudern, nur einen traf sie nicht, Herrn von Ratzfeld, denn der saß zu derselben Stunde in seiner Wohnung am Schreibtisch, um einen Brief seines Herzogs zu beantworten und um diesem für eine Sendung sehr schöner Zigarren zu danken, die dieser ihm als Zeichen seiner ständigen Huld und Gnade durch seinen ehemaligen Hoflieferanten hatte überweisen lassen. Und die Zigarren, die der Herzog ihm hatte schicken lassen, waren nicht nur gut, die waren sogar ausgezeichnet, das stellte er auch jetzt wieder fest, als er den Rauch tief in die Lungen einzog. Ja, die Zigarren waren gut, aber sie hatten trotzdem einen Beigeschmack, sie schmeckten

verdammt nach Leim, an dem er kleben bleiben und an dem er festhängend eines Tages doch zu Seiner Durchlaucht zog, oder richtiger gesagt, gezogen wurde. Doch nein, das gab es nicht, das wollte er auch heute wieder Seiner Durchlaucht mitteilen. Deshalb schob er sich nun, ohne daß er es selbst wußte, bereits zum drittenmal die Schreibmappe mit dem Briefbogen zurecht, ergriff die Feder, aber es wurde auch jetzt wieder nichts aus dem Schreiben, denn ihm graute vor dem steifen zeremoniellen Stil, in den er seine Dankesworte kleiden mußte. Ja, wenn er einfach hätte sagen können: „Hochverehrter Herr Herzog, Sie haben mir durch Ihre prachtvollen Zigarren, von denen ich augenblicklich eine auf Ihr Wohlergehen rauche, eine unbändige Freude bereitet, für die ich Ihnen von ganzem Herzen und mit entzücktem Gaumen danke,“ dann steckte der Brief schon lange im Kasten, aber so einfach war das nicht. Er mußte das Schreiben in das Hofdeutsch übersetzen, das da lautete: Euer Durchlaucht haben die große Gnade gehabt, mich durch eine Zigarrensending zu erfreuen, für die Eure Durchlaucht meinen untertänigsten und verbindlichsten Dank auszusprechen ich mich beeile, indem ich Eure Durchlaucht zugleich — aber nein, das wäre ganz falsch gewesen, das Wort „ich“ mußte immer möglichst weit hinter der Anrede „Euer Durchlaucht“ kommen, also mußte es heißen: indem Eure Durchlaucht zugleich die Euer Durchlaucht vielleicht erfreuenden Worte gehorsamst zu vermelden ich mir untertänigst erlaube —

Weiter kam er aber im Augenblick selbst in Gedanken nicht. Ekelhaft war dieser Briefstil, der paßte weiß Gott nicht mehr in die heutige Zeit hinein, obgleich er sich eingestand, daß die Fürsten, denen man schon so vieles nahm, wenigstens noch ein Anrecht auf die Anrede hatten, die ihnen auf Grund ihrer Geburt zustand und daß man auch heute an seinen Fürsten nicht so schreiben durfte, wie an seinen Schneider oder wie an einen sonstigen gewöhnlichen Sterblichen. Trotzdem aber wollte ihm dieser Hofstil nicht mehr in die Feder, bis er sich endlich eingestand, woran das lag: weil er nicht wußte, ob er dem Herzog schon heute eine wenn auch nur versteckte Mitteilung darüber machen sollte, daß er sich hoffentlich schon bald die Gnade Seiner Durchlaucht für immer verscherzt haben würde, denn soviel wußte er, wenn er sich mit Fräulein Flämning verlobt haben sollte, dann war es aus, dann kannte der Herzog ihn nicht mehr, dann würde der seinen Namen nicht mehr über die Lippen bringen und der würde es bis an höchstsein Lebensende bedauern, ihm auch nur jemals ein freundliches Wort gegönnt zu haben. Daß Seine Durchlaucht gerade an ihm eine solche schwere Enttäuschung erleben mußte, würde er dem hohen Herrn ja sehr gern erspart haben, aber trotz allen Nachgrübelns hatte er keinen anderen Ausweg gefunden, um sich bei den höchsten Herrschaften einfach unmöglich zu machen. Und wenn

ihm selbst gerade dieser Ausweg aus seinem Dilemma auch nicht allzu verlockend erschien, Fräulein Viola selbst erschien ihm dafür desto verlockender. Aber trotzdem gab es da noch manches zu überlegen. Denn wenn er die nach seinem Geschmack sehr, sehr hübsche Viola heiratete, dann war er auch hier in der Hofgesellschaft einfach unmöglich, da mußte er seinen Wohnsitz irgendwo anders hin verlegen. Na, das wäre ja auch nicht das Schlimmste gewesen, aber trotzdem, die Sache wollte noch viel reiflicher überlegt sein, als er sich die ohnehin schon überlegt hatte. Und bei diesen vielen Überlegungen, die er fortan anstellte, hatte er ganz plötzlich sein Herz entdeckt, obgleich er garnicht geglaubt hätte, daß er eins besäße, denn wenn er bisher schon eins gehabt hätte, würde er sich sicher längst in Maria-Ursula verliebt haben, denn daß er der nicht gleichgültig war, hatte er natürlich bemerkt. Und als er sie damals bat, für ihn über einen Ausweg nachzudenken, da hätte er ihr in seiner Not beinahe angedeutet, daß er sie, wenn auch nur aus Dankbarkeit, heiraten würde, wenn sie ihm hülfe. Na, glücklicherweise hatte er dieses Wort im letzten Augenblick doch wieder hinuntergeschluckt und noch glücklicherweise war ja auch Maria-Ursula für ihn auf keinen rettenden Gedanken gekommen, sondern der war einzig und allein seinem Gehirn entsprungen, nachdem er Fräulein Viola kennen gelernt hatte, denn als er sie an dem Abend auf Schloß Geisau zu Tisch führen durfte und als er

daraus ersah, daß er ihr auch nicht übertrieben unsympathisch zu sein schiene, da hatte ihn plötzlich der Gedanke durchzuckt: „Heirate das Mädel, das nimmt dich totensicher, wenn du es darauf anlegst. Und wenn sie dich erst genommen hat, dann bist du in jeder Hinsicht ganz außerordentlich fein heraus.“ Das alles hatte ihn bei Tisch auf Schloß Geisau so lebhaft beschäftigt, daß er vorübergehend beinahe ein stummer Gast wurde, um dann aber plötzlich desto lebhafter zu werden, weil er sich sagte: „Genieße den Augenblick, freue dich der Nähe und der Gesellschaft des hübschen jungen Mädchens und überlege zu Hause.“ Das hatte er denn auch getan und das tat er auch jetzt, um sich endlich einzugestehen: lieber Freund, das Überlegen hat für dich gar keinen Zweck mehr, dafür ist es nun für dich zu spät, denn du bist verliebt, soweit du dich deiner Art und deinem Wesen nach überhaupt verlieben kannst. Und bei dem Gedanken, auf seine ja nicht mehr ganz jungen Tage nun plötzlich sehr ernstlich verliebt zu sein, rannte er erregt und nervös in seinem großen Wohnzimmer auf und ab, bis er plötzlich stehen blieb und sich sagte: auch für Maria-Ursula wäre es sehr gut, wenn du dich mit der hübschen Viola verlobtest, dann wüßte die endlich, woran die bei dir wäre und machte sich auf deine Person keine Hoffnungen mehr.

Dann aber rannte er weiter auf und ab und er hätte das vielleicht noch stundenlang getan, wenn

nicht plötzlich seine Wirtin bei ihm eingetreten wäre, um ihm zu melden, die Frau Regierungsrat, die unter ihm wohne, habe heute wieder einmal einen ihrer heftigen Migräneanfälle, sie läge zu Bett und ließe ihn höflichst fragen, ob es ihm nicht möglich sei, seine Zimmerwanderungen einzustellen.

„Nein, das ist mir nicht möglich, das ist sogar ganz unmöglich und wenn die Frau Regierungsrat Migräne hat, soll sie sich mit der gefälligst wo anders zu Bett legen oder sich ihr Bett wenigstens in ein anderes Zimmer stellen lassen, in dem sie meine Schritte nicht hört,“ fuhr Herr von Ratzfeld seine Wirtin ganz gegen seine sonstige Gewohnheit derartig schroff und barsch an, daß die so schnell sie es nur konnte, machte, daß sie wieder hinaus kam. Dann aber, als er wieder allein war, taten ihm seine Heftigkeit und erst recht die Kranke leid, Stillsitzen aber konnte er nicht, so entschloß er sich denn, auszugehen. Er wollte einen weiten Spaziergang machen, oder noch besser, er wollte die Gesellschaft von Menschen aufsuchen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß es sechs sei. Das war die Stunde, in der sich die Herren seiner Bekanntschaft in der Weinstube zum blauen Schild zu einem Abendschoppen zusammen zu finden pflegten und so entschloß er sich denn, diesen Kreis heute wieder einmal aufzusuchen. Vielleicht daß, ihm dort bei einem guten Tropfen Wein, während er sich mit den Herren unterhielt, doch noch ein anderer rettender Gedanke kam als der kategorische

Imperativ: „heirate Viola,“ aber im stillen wünschte er sich beinahe, es möchte ihm kein anderer Rettungsanker auf den Kopf fallen. Na, ein guter Trunk in edler Männer Kreise hatte ja noch nie etwas geschadet, deshalb machte er sich nun auch, gleich nachdem er sich umgekleidet hatte, auf den Weg, aber als er dann bald darauf die Weinstube betrat, bedauerte er das getan zu haben, denn heute konnte man sich nicht unterhalten, sondern man wurde unterhalten und zwar von dem General z. D. von Bärmann, der einmal wieder das große Wort führte und den sehr verehrten Anwesenden sehr weitschweifig auseinandersetzte, er sei nach reiflichster Überlegung zu der Erkenntnis gekommen, daß hier in der Stadt unbedingt noch ein Verein gegründet werden müsse, ein Verein, der alle anderen Vereine in sich schlösse, der also gewissermaßen den Hauptverein bilde, dessen einzelne Teile die anderen schon bestehenden Vereine wären. Nur die Einigkeit mache stark und daß man leider Gottes immer noch nicht einig sei, habe der Ausgang der Wahlen zum Landtag und zu dem Gemeindevorstand bewiesen, sonst hätte es unmöglich vorkommen können, daß hier in derselben Stadt, in der noch vor Jahr und Tag ein Herzog geherrscht habe, die unabhängigen Sozialisten die erdrückende Oberhand gewonnen hätten. Wie gesagt, er habe sich das alles schon reiflich überlegt, auch die Statuten bereits im ersten Rohbau entworfen und wenn er zwar ja auch schon der Vorsitzende der Deutsch-Nationalen Partei, des

Hausbesitzer-Vereins, des Vereins der verabschiedeten Offiziere, des Vereins für Musikfreunde, für Briefmarkenkunde und des Vereins zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sei, so würde er sich dennoch bereit finden lassen, auch den Vorsitz des unbedingt nötigen neuen Vereins zu übernehmen, da er allein schon heute wisse, welche Ziele dieser Verein verfolgen solle. Und über die Zwecke und Ziele des neuen Vereins äußerte sich der Herr General mit einer Weitschweifigkeit, daß Herr von Ratzfeld sich sagte: „Um dir diesen Unsinn anzuhören, bist du doch ganz gewiß nicht hierher gekommen,“ und deshalb benutzte er schon nach wenigen Minuten die Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich lautlos zu drücken. Glücklicherweise hatte der Kellner, als er ein paar neue Schoppen in das Zimmer brachte, es vergessen, bei dem Hinausgehen die Tür zu schließen, so erhob er sich, um diese zuzumachen, aber er tat es von draußen und als er gleich darauf wieder auf der Straße stand, atmete er erleichtert auf. Seinetwegen konnte der General nun reden, bis seine Zuhörer tot zu seinen Füßen lägen, er selbst war gerettet, aber was nun? Da sah er unerwartet den Grafen Hasso Mehnert, der anscheinend auch zum Abendschoppen wollte, in die Straße einbiegen und deshalb ging er dem nun schnell entgegen, um ihm zuzurufen: „Wenn eine innere Stimme mich nicht täuscht, Graf, führt ein guter Stern Sie mir in den Weg. Ich suchte eben in Gedanken einen Menschen,

mit dem ich zusammen eine gute Flasche Wein trinken könnte, vielleicht sind Sie nun derjenige welcher? Aber wenn Sie mittrinken wollen, nicht dort im blauen Schild, da ist es heute fürchterlich, da redet der General und will seine Opfer haben. Kommen Sie, wir werden schon eine andere Stätte finden, vielleicht gehen wir in die drei Mohren?"

„Ganz wie Sie wollen, Herr Major, ich bin mit allem einverstanden," stimmte Graf Hasso ihm bei, um sich gleich darauf zu entschuldigen: „Ach so, ja richtig, ich bitte um Verzeihung, Herr Major darf man ja nicht zu Ihnen sagen, Sie lieben diese Anrede nicht mehr, seitdem es kein königlich preußisches Militär mehr gibt und da Sie durch die Anrede Herr Major nicht immer aufs neue daran erinnert werden wollen, daß auch Sie dereinst dieser ruhmreichen Armee angehörten. Wie gesagt, ich bitte um Verzeihung, ich bin heute nämlich ein klein wenig verheddert."

So siehst du auch aus, dachte Herr von Ratzfeld im stillen, das ist mir gleich aufgefallen, als wir uns begrüßten. Deine Augen blickten heute anders als sonst, die sehen mehr in dich hinein als in die Welt und auf deiner Stirn liegt beinahe so etwas Ähnliches wie eine Denkerfalte. Und am liebsten hätte er laut gefragt: sagen Sie mal, edler Graf, sollte auch Ihnen ein junges Mädchen über die Leber gelaufen sein? Haben Sie Liebeskummer mit der Baronesse, der Sie ja wie alle Welt es weiß, den Hof machen, oder sind

Sie auf der Pürsche nach einem süßen kleinen Mädchen, von dem schon der Dichter singt: Ach die schöne Isebill will nicht so, wie ich wohl will! Aber er unterdrückte diese Frage, schon weil er damit verraten hätte, daß auch ihn Liebesgedanken beschäftigten und weil er sich sagte; wenn wir nachher beim Weine sind, wird sich schon alles finden. Da wird es, wenn ich seine Physiognomie richtig deute, nicht allzu lange dauern, bis der Graf anfängt, auf die Weiber zu fluchen und wenn man auf die im allgemeinen flucht, dann denkt man dabei immer nur an eins, eben an Fräulein Isebill, die nicht so will, wie man selber will. Na und wenn der Graf sich ausgescholten hat, beginne ich damit und schütte ihm mein Herz aus. Vielleicht, daß der Graf dir einen guten Rat gibt, obgleich er an Jahren der Jüngere ist. Wie gesagt, wenn wir nachher beim Weine sind, dann wird sich alles finden.

Diesen Gedanken nachhängend und trotzdem mit seinem Begleiter über die Tagesneuigkeiten plaudernd, schritt Herr von Ratzfeld mit dem Grafen Mehnert dahin, aber als sie nun in eine Nebenstraße einbiegen wollten, gab es dort an der Ecke in des Wortes wahrster Bedeutung einen Zusammenstoß, der sogar nicht einmal ganz sanft war und als die beiden dann ihre Blicke zu dem Herrn erhoben, wenn auch nicht zu dem Herrn im Himmel, sondern nur zu dem, der vor ihnen stand, da war es der Leutnant d. Res. Flämning und der war nicht allein, sondern er ging mit

drei jungen Damen, mit seiner Schwester, mit der Baronesse Benita und mit Fräulein Brinken. Vielleicht, daß man unter anderen Umständen mit einem höflichen Gruß aneinander vorübergegangen wäre, oder daß man leider mit einem solchen aneinander hätte vorübergehen müssen, jetzt aber mußte man sich gegenseitig entschuldigen und da alle den Zusammenprall von der lustigsten Seite nahmen, gab ein fröhliches Wort das andere und auch dann trennte man sich noch nicht gleich, sondern Herr von Ratzfeld und Graf Hasso machten wieder kehrt und gingen mit den anderen denselben Weg zurück, den sie eben gekommen waren. Und da erfuhren die beiden auch, welchem Zufall sie das Zusammentreffen verdankten. Der alte Herr Flämning war geschäftlich wieder ein paar Tage verreist, da hatte sich die Jugend, wie sie das scherzhaft nannten, selbständig Urlaub genommen, sie hatten alle etwas früher Feierabend gemacht und waren zur Stadt gefahren, teils um Besorgungen zu erledigen, teils aber auch, um zur Abwechslung einmal in der Stadt zu Abend zu essen. Bei ihren Besorgungen aber hatten sie in einem Geschäft die Baronesse getroffen und diese gebeten, sich ihnen anzuschließen. Nun waren sie auf dem Weg zum Weißen Falken, wo sie wie immer ausgespannt hatten, um sich dort ein Essen zu bestellen und um mit dem möglichst bald zu beginnen, da sie auch nicht gar zu spät nach Schloß Geisau zurückfahren wollten.

Es hätte nicht viel gefehlt und Herr von Ratz-

feld hätte, als er das hörte, das große Hallelujah angestimmt, das hätte er auch schon vorhin beinahe getan, als Fräulein Viola ganz unerwartet vor ihm auftauchte, aber nun hallelujahte es ihm erst recht in der Kehle und als er zufällig nach dem Grafen Hasso hinsah, da mußte dem ebenso zumute sein, denn dessen Augen hatten mit einemmal einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Die blickten nicht mehr ein-, sondern verdammt auswendig. Der Ansatz der Denkerfalte, der vorhin die hübsche Stirn verunzierte, war verschwunden und die Stirn war wieder so glatt wie der berühmte himmelblaue See. Aber das war nach seiner Ansicht auch weiter kein Wunder, denn die Baronesse sah heute einfach entzückend aus und ihre blitzblanken Augen leuchteten so hell, als habe der liebe Gott in die hinein ein paar brennende Lichter gestellt.

Aber dann sahen sich die beiden Herren plötzlich gegenseitig an und einer las in den Minen des anderen: das ist ja alles sehr schön und sehr gut, aber was haben wir davon, wenn die anderen sich zum Abendessen setzen und bei einer Flasche Sekt wahrscheinlich sehr bald sehr vergnügt sind, wenn wir da nicht mitmachen können? Wie aber ist das zu erreichen? Daß wir frei nach Schiller sagen: gewährt uns unsere Bitte, nehmt uns in Eure Mitte, das geht nicht und wenn Herr Flämning uns nicht auffordert, sie zu begleiten, dann können wir beide uns nachher bei dem Abendschoppen mit einem sehr dammligen Gesicht

gegenüber sitzen und uns, noch dazu ohne Mandolinbegleitung, das schöne Lied vorsingen: Ach wärst du bei mir und wär ich bei dir, du holdes Mägdelein! Doch der Himmel hatte ein Einsehen, Carl-Georg forderte sie auf, wenn sie sonst nichts Besseres vorhätten, mit ihnen in den Weißen Falken zu kommen, denn er allein fühle sich der Aufgabe nicht gewachsen, drei junge Damen so gut zu unterhalten, daß die im stillen nicht den Wunsch verspüren sollten, es möchten noch zwei andere Herren dabei sein. Wenn die Herren also nichts andres vorhätten —

Und die beiden Herren hatten nichts anderes vor, garnichts, im Gegenteil. Bis Herr von Ratzfeld dann doch, nachdem er dem Grafen Hasso mit dem Spazierstock einen kleinen wie zufälligen Stoß versetzt hatte, absichtlich erklärte, sie beide wären zwar allerdings gerade im Begriff gewesen, wenn auch auf Umwegen in das Blaue Schild zu gehen, wo der General von Bärman einen außerordentlich interessanten Vortrag über die absolute Notwendigkeit, einen neuen Verein zu bilden, hielt, aber schließlich werde der neue Verein auch totensicher gegründet werden, wenn sie an der ersten Beratung nicht teil nähmen und darum und deshalb würde es ihnen ein ganz besonderes Vergnügen sein, den heutigen Abend in so angenehmer Gesellschaft verleben zu dürfen.

So ging man denn dem Weißen Falken entgegen, voran Carl-Georg mit der Baronesse, hinter diesen Herr von Ratzfeld zu seinem größten Leidwesen mit

Fräulein Brinken und wieder hinter diesen beiden, ebenfalls zu seinem größten Leidwesen, Graf Hasso mit Fräulein Viola. Aber während Herr von Ratzfeld, der es nicht gewagt hatte, sich gleich an Fräulein Viola heran zu machen, um nicht ihr und um dadurch nicht auch den anderen zu verraten, wie sehr seine Gedanken sich mit ihr beschäftigten, sich erst umdrehen mußte, wenn er Fräulein Viola einmal ansprechen wollte, wobei er die Unterhaltung sehr geschickt so führte, daß auch die beiden, die hinter ihm gingen, sich an der beteiligen mußten, hatte Graf Hasso es wenigstens nicht nötig, sich seinerseits fortwährend nach Fräulein Brinken den Hals und das Genick zu verdrehen, denn Fräulein Brinken ging ja vor ihm und Donnerwetter wie ging die! Wie ein edles Vollblutpferd, da sich seiner schlanken feinen Glieder und seines untadelhaften Wuchses voll bewußt ist. Donnerwetter, hatte die einen stolzen, geraden aufrechten Gang! Das sah er erst heute und was hatte das Mädels für schlanke entzückende Fesseln. Und in einem wie dichten Knoten sah auch heute das schöne Haar unter dem Hut hervor. Wenn die das Haar auflöste, reichte es ihr sicher wie ein Mantel bis zu den Hüften, wenn nicht sogar noch weiter. Herrgott mußte das ein Vergnügen sein, als Mann seine beiden Hände und das Gesicht in diesem Haarmantel vergraben zu dürfen. Und er würde viel, verdammt viel darum geben, wenn er das einmal dürfte. Und wie tadellos ihre Figur in dem schlichten und doch äußerst

geschmackvollen bastseidenen Kleid zur besten Geltung kam. Mußte man sich nicht in dieses schöne Geschöpf verlieben, ob man es wollte oder nicht? Und nachdem er hatte einsehen müssen, daß es für ihn nicht den leisesten Zweck hätte, sich in sie zu verlieben, wollte er das ja auch nicht, das hatte er sich in den letzten Tagen mit den heiligsten Eiden geschworen, aber diese Eide kamen, wie sonst die Reue, viel zu spät, denn auch jetzt gestand er sich wieder ein, daß er bereits in sie verliebt sei.

Na, das sollte ihm wenigstens den heutigen Tag nicht verderben und wenn er erst nachher bei Tisch neben ihr saß, gelang es ihm vielleicht doch, einen kleinen Funken in ihr Herzenspulverfaß zu werfen und wenn dann ihr Herz Feuer fing und vielleicht sogar explodierte, konnte unter Umständen doch noch alles gut für ihn werden.

Aber als man sich eine halbe Stunde später auf der nach dem Garten zu gelegenen Veranda des Gasthofes zu Tisch setzte, da saß er, dreimal verflucht und zugenäht, doch nicht neben Fräulein Brinken, sondern neben Fräulein Flämning, ohne zuerst selbst recht zu wissen, wie er dahin kam. Bis es ihm dann wieder einfiel. Ja richtig, so war das zugegangen, Carl-Georg Flämning hatte der Baronesse, die von seiner Schwester zu diesem Abendessen eingeladen war, den Arm gereicht, hatte ihr, dem Gast, den auch reichen müssen, da war für ihn also entweder nur Fräulein Viola oder Fräulein Helene-Hildegard in Frage

gekommen und ehe er diese Frage mit Fräulein Brinken hätte beantworten könne, war Herr von Ratzfeld, den der Satan holen sollte, mit der abgezogen und hatte ihn neben Fräulein Flämning stehen lassen. Wie kam der nur dazu? Das wußte er nicht und Herr von Ratzfeld wußte das auch nicht so recht. Im ersten Augenblick hatte er sich gesagt: wenn du auch heute wieder Fräulein Flämning führst wie damals im Hause ihres Vaters, dann fällt das auf und Fräulein Flämning selbst zieht daraus vielleicht Schlüsse, über die du dir für deine Person noch nicht ganz einig bist. Das wollte er vermeiden, aber als er das nun dadurch, daß er neben Fräulein Brinken saß, vermieden hatte, ärgerte er sich wie ein krummer Hund, obgleich er gar nicht wußte, ob es krumme Hunde gäbe und ob die sich überhaupt ärgern könnten.

Er ärgerte sich und Viola ärgerte sich, ohne daß er etwas davon ahnte, darüber, daß sie neben dem Grafen Hasso saß und Carl-Georg ärgerte sich für seine Schwester, daß die nicht den richtigen Tischherrn erwischte hatte und für seine Person ärgerte er sich, daß er die beiden Herren nicht ebenfalls gebeten hatte, seine Gäste zu sein, denn dann hätte er die kleine Tischordnung, die anders ausgefallen wäre, machen können. Aber er hatte die Einladung absichtlich unterlassen, um dadurch nicht aufdringlich zu erscheinen. So ärgerten sich von den sechs Personen, die an dem Tisch saßen, vier, aber Carl-Georg war wenigstens froh darüber, daß er, um Fräulein Brinkens

Eifersucht weiter zu erwecken, auch heute wieder neben der Baronesse saß. Wirklich glücklich waren aber nur zwei, die Baronesse und Helene-Hildegard. Die Baronesse hatte es vorhin, als sie im Geschäft mit den anderen zusammentraf, sehr deutlich bemerkt, wie Herr Flämning sich über das unerwartete Wiedersehen freute und sie hatte es auch bemerkt, wie er seine Schwester solange mit heimlichen Rippenstößen bearbeitete, bis die sie endlich fragte, ob sie ihnen vielleicht die Freude machen wolle, mit ihnen zu Abend zu essen. Und als sie dann ja sagte, nachdem sie sich um dieses Ja natürlich sehr hatte bitten lassen, da warf Herr Flämning ihr einen Blick zu, nur einen Blick, aber in dem hatte der schöne Choral „Nun danket alle Gott“ vom ersten bis zum letzten Vers gestanden. Ja, die Baronesse war glücklich und sie blieb es auch bei Tisch, denn sie sah es ja immer deutlicher, wie Carl-Georg um ihre Gunst warb und sie sah den Tag in immer dichterem Nähe, an dem er in Frack und weißer Binde vor ihr auf den Knien lag und aus ihren Händen den längst bereitgehaltenen Korb, den sie aber zart und duftig auszuschnücken verstehen würde, damit der ihm nicht allzu weh täte, entgegen nahm. So klang ihr Lachen denn hell und frisch über die kleine Tafel und Helene-Hildegard lachte mit ihr, denn sie war mehr als glücklich, daß Graf Hasso nicht neben ihr saß, obgleich sie das bis zum letzten Augenblick befürchtet und es eigentlich als ganz selbstverständlich angenommen hatte, daß er heute

nicht von ihrer Seite weichen würde. Nun war die Gefahr beseitigt, denn wie hätte sie wohl ganz unbefangen neben ihm sitzen sollen, nachdem sie sich am Schluß des *Gesellschaftsabends* auf Schloß Geisau bei dem Auskleiden in ihrem Zimmer auf solchen Gedanken ertappt hatte, wie sie das tat? Nach außen hin hätte sie sich natürlich nichts merken lassen, aber im stillen hätte sie doch fortwährend daran denken müssen, noch viel mehr, als sie es jetzt ohnehin schon tat, obgleich sie das garnicht wollte. Aber sie tat es dennoch, schon weil sie so oft zu ihm hinübersah und sie sah zu ihm hin, weil es sie belustigte, daß er eine Grimasse nach der anderen schnitt, um dadurch seinem Gesicht endlich einen vergnügten Ausdruck zu geben, ohne daß ihm das bisher gelungen wäre. In der Hauptsache war es seine Miene, der ihr Lachen galt, obgleich sie sich natürlich so stellte, als amüsiere sie sich wirklich über die gezwungene Art, in der Herr von Ratzfeld sie in humoristischer Weise zu unterhalten versuchte. Aber wenn sie auch über den Grafen Hasso lachte, leid tat er ihr doch.

Das Essen war gut, der Sekt war schön kalt, aber trotzdem kam keine rechte fröhliche Stimmung auf, die stellte sich erst ein, als man sich zum Kaffee und zum weiteren Sekt an einen anderen runden Tisch gesetzt hatte, damit die Kellner die kleine Tafel abdecken könnten. Da erst wurde es wirklich lustig, denn da fanden sich die Paare anders zusammen. Carl-Georg wich allerdings nicht von der Seite der

Baronesse, aber Herr von Ratzfeld hatte seinen Stuhl kurzerhand neben den von Fräulein Viola geschoben und Graf Hasso konnte und mußte sich so nun endlich Fräulein Brinken widmen. Das tat er auch und er versuchte alles nachzuholen, was er bisher im Laufe des Abends hatte versäumen müssen, aber zu seiner Enttäuschung fand er damit zuerst bei der schönen Helene-Hildegard verdammt wenig Gegenliebe, die war ihm gegenüber sogar von einer echt hamburgischen Zurückhaltung, aber das nicht allein, sie nannte ihn heute nicht ein einzigesmal „Graf“, sondern „Herr Graf“ oder „Graf Mehnert“. Warum tat sie das? War sie inzwischen auf die Vermutung gekommen, die Anrede „Graf“ wäre an dem Gesellschaftsabend vielleicht doch nicht ganz richtig gewesen, oder wollte sie ihm zu verstehen geben: an jenem Abend mußte ich mich als völlig gleichberechtigtes junges Mädchen der Gesellschaft betrachten, denn sonst hätte ich an dem Fest nicht teilnehmen dürfen, wenn ich mich nicht vielleicht doch einer gewissen Zurücksetzung aussetzen wollte; heute aber bin ich in erster Linie wieder die Angestellte des Hauses Flämning und weiß als solche sehr genau, was ich mir erlauben darf und was nicht.

Gewiß, das war es und von ihrem Standpunkt aus hatte sie vielleicht, aber auch nur vielleicht, recht, aber trotzdem, was sie sich da im stillen einredete, war weiter nichts als Unsinn. Und das Wort Unsinn wiederholte er sich solange und so oft in Gedanken,

daß er es ihr nun plötzlich ganz ungewollt auch wirklich zurief. Gott sei Dank nur halblaut, sodaß die anderen es nicht hören konnten, aber Fräulein Brinken hatte es verstanden, denn einen Augenblick sah sie ihn ganz erstaunt an, dann aber lachte sie hell auf, um gleich darauf dunkelrot zu werden. Und da glaubte er zu wissen, daß sie ihn tatsächlich verstand, nicht nur das Wort, sondern auch den Sinn des Wortes. Und das gab ihm Mut. Da wurde er fromm und gottesfürchtig, wie er es seit seiner Kindheit nicht mehr gewesen war, da nahm er sein ganzes Gottvertrauen zusammen und sie mit heißen Augen leidenschaftlich ansehend, flüsterte er ihr zu: „So, gnädiges Fräulein, nun sind wir uns also einig und nun da wir es sind, nicht wahr, jetzt können Sie wohl wieder Du — ach nein,“ verbesserte er sich schnell, während er nun seinerseits etwas verlegen wurde, „soweit sind wir ja beide noch nicht und ob es je dahin kommen wird, wissen wohl nicht einmal die unsterblichen Götter, deshalb wollte ich Sie natürlich auch nicht bitten, mich wieder Du zu nennen, da Sie das ja leider noch nie taten, aber nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie werfen die feierliche Anrede „Herr Graf“ oder „Graf Mehnert“ in den tiefsten Abgrund des Ozeans und nennen mich ganz einfach wieder „Graf“, wie Sie das am ersten Abend unserer Bekanntschaft taten und wie es gerade aus Ihrem Munde ganz besonders nett klingt.“ Und noch einmal bat er: „Nicht wahr, gnädiges

Fräulein, nun wird einfach wieder weiter gegraft?"

Ganz erstaunt und völlig verständnislos hatte Helene-Hildegard ihm zugehört. Wie kam er dazu, diese Bitte an sie zu richten und wie hätte sie wohl dazu kommen sollen, ihn heute steifer und feierlicher anzureden als am ersten Abend? Und wie kam er, der in dem gesellschaftlichen Zeremoniell doch zum mindesten ebenso bewandert war wie sie, die doch im Gegensatz zu ihm nicht nur ausschließlich in adligen Kreisen verkehrte, dazu, die durchaus korrekte Anrede „Graf“, die sie ihm gegeben hatte, gewissermaßen als eine Bevorzugung, als eine Zärtlichkeit oder wie sie das sonst nennen sollte, aufzufassen? Und wie hätte sie, ausgerechnet sie, die doch weiß Gott alle Ursache gehabt hatte oder gehabt hätte, ihm böse zu sein, ihn wohl gleich am ersten Abend irgendwie verwöhnen oder ihm entgegen kommen sollen? Nein, sie verstand ihn wirklich nicht und wenn er darin, daß sie ihn einfach „Graf“ ansprach, etwas Besonderes sah, etwas, das ihn gerade aus ihrem Munde erfreute und beglückte, dann durfte sie ihn selbstverständlich nie wieder so nennen, nie, niemals, bis ihr nun plötzlich einfiel: mußte sie ihn nun erst recht nicht wieder einfach Graf nennen? Nicht, weil er sie darum bat, o nein, deshalb ganz gewiß nicht, sondern einzig und allein, um ihm dadurch zu beweisen, daß er sich sehr täuschte, wenn er sich einbildete, sie habe am ersten Abend das Wort Graf anders, intimer oder vertraulicher

gebraucht, als das „Herr Graf“ oder „Graf Mehnert“. Ja, sie mußte um ihrer selbst willen seine Bitte erfüllen, das sah sie immer deutlicher ein und er hätte es garnicht nötig gehabt, sie beinahe flehentlich anzusehen, denn nur seinetwegen würde sie ganz gewiß nicht auf seinen Wunsch eingehen. Sie tat es nur, aber auch nur, weil sie es um ihrer selbst willen mußte und deshalb sollte das Wort „Graf“ aus ihrem Munde nun zum mindesten ebenso steif und förmlich klingen wie der „Herr Graf“, aber als sie es dann ausgesprochen hatte, bekam sie einen dunkelroten Kopf und wünschte sich ganz weit weg, denn sie hatte ihn eben „Graf“ genannt, ohne dieser Anrede irgend ein paar Worte oder gar einen Satz hinzuzufügen, sie hatte lediglich nur „Graf“ gesagt und das hatte ganz gegen ihren Willen geklungen wie, ja wie denn nur? Beinahe so, als wenn man einem Menschen, dem man sehr gut ist, einfach seinen Kosenamen gibt. Wie hatte ihr das nur passieren können? Sie schämte sich vor sich selbst, sie schämte sich aber auch vor ihm, denn was sollte er von ihr denken? Mußte er sich nicht einbilden, sie käme ihm bei seinem Versuch, sie zu erobern, stark entgegen? Sie wagte garnicht, ihn anzusehen, aber als sie es endlich doch tat, da sah sie, wie er sich mit beiden Händen mit aller Gewalt an den Armlehnen seines Sessels festhielt und als sie nun in sein Gesicht blickte, da erriet sie auch, warum er das tat, nicht aus Furcht, er könne vom Sessel herunterfallen, sondern lediglich, damit er in Gegenwart der anderen nicht

aufspränge und auf sie zustürzte, um sie zu küssen. Und wenn er sie geküßt hätte, dann hätte sie sich nicht einmal dagegen wehren können, denn nach dem Verhalten, das sie ihm gegenüber eben an den Tag legte, mußte er sich ja das Recht anmaßen, sie küssen zu dürfen. Da hatte sie etwas Schönes angerichtet und voller Angst sah sie zu Carl-Georg hinüber, ob der ihr nicht irgendwie zu Hilfe käme, denn der liebte sie doch, der hatte ja keinen anderen Wunsch, als den, sie möchte seine Frau werden. Warum kümmerte er sich da auch heute nicht um sie, warum wollte er sie denn immer weiter eifersüchtig machen? Ahnte er denn nicht, daß sie es garnicht wurde, weil er das Spiel so übertrieb, daß sie es längst durchschaut hatte? Und wenn Carl-Georg heute keine Zeit für sie hatte, warum kümmerte sich denn ihre Freundin Viola nicht etwas mehr um sie, warum zog die sie nicht in die anscheinend sehr lustige und heitere Unterhaltung, die sie mit Herrn von Ratzfeld führte? Warum ließen die beiden sie hier ganz allein mit dem Grafen Mehnert auf weiter Flur sitzen? Warum, warum? Darauf fand sie keine Antwort, schon weil sie keine Gelegenheit hatte, darüber nachzudenken, denn plötzlich schob Graf Hasso seinen Sessel dicht an den ihrigen heran, während er ihr freudestrahlend zurief: „So, gnädiges Fräulein, nachdem nunmehr die letzte Schranke gefallen ist, die uns trennte, nun sollen Sie mich mal wirklich kennen lernen. Das hatte ich mir zwar auch schon auf Schloß Geisau vorgenommen, aber

da lag mir trotzdem allerlei beklemmend auf meinem Brustkasten. Heute aber will ich mir wirklich einmal wieder einbilden, ich wäre noch der ehemalige flotte Kavallerieoffizier, säße bei Tisch, wie ich es ja auch in Wirklichkeit tue, an der Seite einer auffallend hübschen jungen Dame und hätte mir geschworen: Hasso, edler Graf und Kronensohn, ehe eine Stunde vergeht, hat sich deine Tischdame in dich verliebt, wenn auch nicht gerade unsterblich, so doch immerhin soviel wie nötig ist, damit sie in Zukunft zum mindesten halb soviel an dich denkt, wie du an sie. Nun also los, Hasso, nun zeig' mal. Was du kannst."

Und er zeigte es ihr, aber das nicht allein, Helene-Hildegard fühlte bald sehr deutlich, sein Vorhaben gelang ihm auch. Er gewann sie, so sehr sie sich auch dagegen sträubte. Woran lag das? Machte es der schöne Sommerabend, die herrliche Abendluft, die durch die weit geöffneten großen Fenster in die Veranda hereindrang, machte es der Sekt, an dem sie von Zeit zu Zeit nippte, machte es der Duft der starken Zigaretten? Sie wußte es nicht, aber ihr war, als säße sie mit ihm ganz allein in einem mit verführerischer Pracht ausgestatteten verschwiegenen Raum und als höre sie aus weiter Ferne eine leise Musik, die ihre Sinne umschmeichelte. Aber so süß es auch war, zu unterliegen, sie durfte es trotzdem nicht, sie kämpfte immer von neuem dagegen an und so war sie denn schließlich wirklich froh, als Carl-Georg

endlich daran erinnerte, daß es für sie Zeit würde, die Rückfahrt anzutreten, zumal auch die Baronesse davon gesprochen habe, daß sie nicht länger von Hause fortbleiben könne, sie würde ohnehin wahrscheinlich etwas Ausschelte bekommen, wengleich sie glücklicherweise gleich, als sie den Eltern telephonierte, daß sie nicht zum Abendessen komme, hinzugesetzt habe, es würde heute vielleicht etwas später werden.

So brach man denn auf. Carl-Georg Flämning, Fräulein Viola und Fräulein Brinken übernahmen es, die Baronesse, die nicht allzu weit entfernt wohnte, nach Hause zu bringen, während der Kutscher anspannte. Herr von Ratzfeld und Graf Hasso aber blieben, als sie sich von den anderen sehr herzlich verabschiedet hatten, unter dem Vorwand, für ihre Person noch mit dem Kellner abrechnen zu müssen, auf der Veranda zurück und als sie allein waren, setzten sie sich beide zu einem ernsthaften Männertrunk zusammen, Graf Hasso, weil er mit allen seinen Gedanken bei Helene-Hildegard weilte, Herr von Ratzfeld aber, weil ihm jetzt wieder das Wort einfiel, das er sich am Nachmittag sagte, als Graf Hasso vor ihm auftauchte, das Wort: „wenn wir nachher beim Weine sind, dann wird sich alles finden.“ Das fand sich dann auch, wenn auch in anderer Art, als er es vermutet hatte, denn Graf Hasso schimpfte nicht auf die Weiber, sondern trank nur und er selbst redete anfangs auch nicht, sondern trank ebenfalls nur, bis er endlich doch mit

dem Reden anfang und damit wohl auch vor dem Morgengrauen nicht aufgehört hätte, wenn Graf Hasso ihm, wengleich er selbst schon lange nicht mehr nüchtern war, nicht endlich zugerufen hätte: „So, Herr von Ratzfeld, jetzt gedenke ich einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Stunden Flaschenzahl war groß. Ich gehe jetzt schlafen und das Klügste wäre, Sie täten das auch, denn mit Respekt zu vermelden, der Nüchternste scheinen Sie mir auch nicht mehr zu sein. Deshalb werde ich Sie mir Ihrer hohen Erlaubnis auch erst in Ihr Bett bringen, bevor ich das meine aufsuche.“

Das tat er auch und als er eine halbe Stunde später, nachdem er den anderen mit vieler Mühe nach Hause gebracht hatte, in seinem Bette lag, da schlief er auch sofort ein und er schlief wie ein Toter bis zum hellen Mittag, ohne glücklicherweise etwas von dem zu ahnen, was bereits seit dem frühen Morgen in der Stadt geklatscht und geredet wurde. Das Zusammensein der jungen Herrschaften auf der Veranda des Weißen Falkens war blitzschnell in allen Familien der Hofgesellschaft bekannt geworden und man fand das einfach unerhört. Erstens hätten die jungen Leute überhaupt nicht zusammensitzen dürfen, zweitens hätten sie wenigstens eine, wenn nicht sogar zwei verheiratete Anstandsdamen bei sich haben müssen, drittens aber, und das blieb die Hauptsache, hatte man doch die offiziellen Besuche mit der Familie Flämning nicht deshalb ausgetauscht, damit diesem offiziellen Verkehr nun ein derartiger intimer

folge. Hatte da die Rundschau nicht recht, wenn sie schrieb: die Hofgesellschaft ergibt sich? Aber daran, sich derartig zu ergeben, daß sie die bürgerliche Gesellschaft in jeder Weise als gleichberechtigt ansahen und daß sie mit der Familie Flämning verkehrten, wie man bisher untereinander verkehrt hatte, nein, daran dachten sie denn doch nicht und es war im höchsten Grade bedauerlich, daß die beiden Herren, die sich mit der Familie Flämning so intim eingelassen hatten, Graf Hasso und Herr von Ratzfeld gewesen waren, denn gerade von diesen beiden hätte man mehr Zurückhaltung erwartet.

Und zu alledem kam noch eins und das war beinahe das Allerschlimmste, wenigstens trug das sehr wesentlich dazu bei, die Mißstimmung gegen das Haus Flämning zu erhöhen, denn ein mehr als unglücklicher Zufall hatte es gefügt, daß gerade gestern nachmittag eine Äußerung bekannt geworden war, die Fräulein Flämning letzthin in einem der Geschäfte hatte fallen lassen. Der Ladeninhaber hatte ihr in sehr taktloser Weise erklärt, er bediene keine seiner zahlreichen Kundinnen so gern wie sie, da sie niemals handle und darauf hatte Fräulein Flämning erwidert, es sei ihr völlig unverständlich, wie ein Mensch in einem reellen Geschäft auch nur den Versuch machen könne, die Preise zu drücken. Wollte auch sie das tun, dann würde sie sich vorkommen, als habe sie die Absicht, den Kaufmann um einen Teil seines ehrlichen Verdienstes zu bestehlen und zum

Stehlen und zur Diebin habe sie nicht das leiseste Talent. So hatte Fräulein Flämning gesprochen und daß sie das tat, war einfach skandalös, denn damit war den anderen Damen jede Möglichkeit genommen, die Bewohner des Schlosses Geisau vielleicht doch noch einmal in aller erheuchelten Freundschaft dahin zu beeinflussen, daß auch die nicht die vollen Preise bezahlten, die man in den Geschäften verlangte. Um in diesem Sinne wenigstens auf Fräulein Flämning einwirken zu können, hatten sehr viele von ihnen doch nur den Besuch der neuen Schloßbewohner angenommen, deshalb hatten sie diesen erwidert und sich deshalb mit diesen Leuten an einen Tisch gesetzt. Die Damen waren über Fräulein Violas Äußerung einfach außer sich, sie hatten sich sofort alle gegenseitig telephonisch die große entsetzliche Neuigkeit mitgeteilt und auf telephonischem Wege war die auch zu der alten Gräfin Mehnert gelangt. Und der Wahrheit die Ehre, die Gräfin war am außersichsten, denn obgleich die es absolut nicht nötig hatte, handelte und feilschte sie für ihr Leben gern. Das machte ihr Spaß und sie verstand es, mit den Kaufleuten in so reizender, liebenswürdiger, charmanter Form zu handeln, daß sie auch stets ihren Zweck erreichte und wenn sie den erreicht hatte, war sie glücklich wie ein armer Teufel, dem etwas ganz besonders Gutes widerfahren ist. Dieses ihr Vergnügen war ihr nun für alle Zeiten genommen, denn in Zukunft würde sie immer an Fräulein Flämmings Worte denken müssen und dann

würde auch sie sich so vorkommen, als wolle sie die Geschäftsleute um einen Teil ihres Verdienstes bestehlen. Na und wenn Fräulein Flämning schon kein Talent zur Diebin hatte, dann besaß sie, die Gräfin Mehnert, das selbstverständlich erst recht nicht. Und wenn sie es trotzdem besaß, durfte sie es fortan wenigstens nicht mehr zeigen. Damit aber, daß sie das nicht mehr durfte, hatte man ihr einen großen Teil dessen geraubt, das ihr in dieser schrecklichen Zeit noch wenigstens manchmal so etwas wie Freude am Leben gab. Na das war ja nun nicht mehr zu ändern, aber trotzdem, gleichsam als könnten dadurch Fräulein Flämmings Worte wieder rückgängig gemacht werden, stand sofort eins für sie fest, ihr Mann mußte sehr energisch mit ihrem Sohn reden, damit der nie wieder so intim und familiär wie gestern abend sich mit der Familie Flämning zum Abend essen zusammen setzte. Wenn ihr Sohn es leider nicht allein wußte, was er sich und der Stellung seiner Eltern schuldig war, dann mußte er darauf aufmerksam gemacht werden. In diesem Sinne mit seinem Sohn zu sprechen versprach Graf Mehnert denn auch seiner Frau, nachdem diese sehr lang und sehr ausführlich mit ihm über all das gesprochen hatte, was ihr Herz bedrückte und nachdem ihr Mann ihr vollständig beigestimmt hatte, ohne daß sie etwas davon ahnte, wie sehr er im stillen Fräulein Flämning wegen ihrer Äußerung belobte, denn die Angewohnheit seiner Frau, zu feilschen und zu handeln, war ihm seit

vielen Jahren außerordentlich unsympathisch, umso mehr, da er längst jeden Versuch, sie in der Hinsicht zu bekehren, als völlig aussichtslos hatte aufgeben müssen. Auch sonst fand er das Verhalten seines Sohnes garnicht so schlimm, denn die Baronesse war doch auch bei dem Abendessen zugegen gewesen und schließlich war dieses Fräulein Brinken sogar nach seinem Geschmack ein sehr hübsches junges Mädchen und wenn Hasso, sein Sohn, keine Gelegenheit unbenutzt ließ, um sich an die heran zu machen, um die vielleicht doch noch als Freundin zu gewinnen, obgleich sein Sohn Hasso nie wieder mit ihm darüber gesprochen hatte, wie auch er selbst es bisher absichtlich vermied, dieses Thema erneut zu berühren, du großer Gott, wenn sein Sohn Hasso es auf jede Weise versuchte, sich dieses Fräulein Brinken zu erobern, dann hatte er kein Recht, seinen Sohn deswegen zu schelten, denn er selbst hatte es in seiner Jugend auch nicht besser gemacht. Wenn ihm ein hübsche Mädels gefiel und ihm hatten glücklicherweise sehr viele gefallen, dann hatte er auch nicht geruht, bis er am Ziele seiner Wünsche anlangte und er konnte trotzdem mit vollem Recht von sich behaupten, daß er ein anständiger vornehmer Mensch geblieben war. Ja, das Thema Fräulein Brinken wollte er auch heute seinem Sohn gegenüber nicht erwähnen, aber sonst wollte er mit dem sprechen, schon weil er es seiner Frau versprochen. Aber es dauerte sehr, sehr lange, bis sein Sohn für ihn zu sprechen war und als

der dann endlich bei ihm eintrat, da erschrak der alte Graf bei dessen Anblick derartig, daß er ihm ganz entsetzt entgegenrief: „Aber Hasso, mein Sohn, wie siehst Du denn nur aus?“

„Ich glaube grün, Papa,“ gab der zur Antwort, nachdem er seinen Vater mit einem Händedruck begrüßt hatte, und noch einmal wiederholte er: „Ich glaube grün, Papa, es kann aber auch eine andere Farbe sein, vorausgesetzt, daß es die in einem Tuschkasten überhaupt gibt und daß die nicht erst künstlich auf einer Palette zusammengebraut werden muß. Aber die Farbe ist noch nicht das Schlimmste, die ist nur äußerlich und geht vielleicht wieder fort, wenn ich mich nachher mal gründlich mit Soda oder mit Bimsstein wasche, aber innerlich, Papa, da sehe ich erst aus, einfach zum Steinerweichen. Und dabei haben wir garnicht mal besonders viel getrunken, wenigstens nicht mehr, als ich früher bei manchem Liebesmahl trank, ohne am nächsten Morgen einen nennenswerten Kater zu haben. Aber es scheint wirklich, als wenn bei der jetzigen Ernährung selbst unsereins nichts mehr vertragen könne, denn ich habe heute keinen Kater, sondern wenn der Ausdruck frei nach Chimborazo erlaubt ist, einen Katerrazo und ich hoffe, Du wirst mir Dein Mitleid nicht versagen.“

„Das tue ich auch nicht, Hasso, mein Sohn,“ pflichtete der alte Graf ihm bei, um dann fortzufahren: „Nun aber nimm Platz, mein Junge, ich

möchte mit Dir über den gestrigen Abend sprechen, deshalb ließ ich dich zu mir bitten."

„Und da ich das voraussah, Papa, habe ich deswegen solange auf mich warten lassen, weil ich im stillen hoffte, Du würdest inzwischen selbst einsehen, daß es über den gestrigen Abend garnichts zu besprechen gibt. Es war sehr nett, das auch schon deshalb, weil Flämmings selbstverständlich so taktvoll waren, den letzten Artikel in der Rundschau mit keiner Silbe zu erwähnen. Zum Schluß, als ich mit Herrn von Ratzfeld allein war, wurde die Sache etwas feucht und wie gesagt, unsere Mägen scheinen heutzutage keine Nässe mehr vertragen zu können. Aber sonst war es wirklich sehr hübsch, ich habe mich ausgezeichnet unterhalten und anstatt daß Du mit mir über den Abend sprichst, möchte ich das eigentlich mit Dir tun, denn ich habe da gestern abend etwas einsehen müssen, was mich selbst heute nacht im Schlaf und erst recht heute morgen nach dem Erwachen fortwährend beschäftigte."

„Und das wäre?" fragte der alte Graf voller Spannung.

Aber sein Sohn antwortete nicht gleich, sondern betrachtete angelegentlich seine Fingernägel, um plötzlich auszurufen: „Sieh mal, Papa, selbst meine Finger haben einen Kater, auch die schillern ganz grün. Aber das ist es natürlich nicht, was ich sagen wollte, sondern etwas ganz anderes. Ich habe es mir eben nochmals überlegt, ich glaube, ich darf darüber sprechen, wenigstens zu Dir, denn ich bin, soweit ich

mich entsinne, zu keiner Diskretion verpflichtet worden. Aber trotzdem ist es wohl selbstverständlich, Papa, daß Du über das, was ich Dir sagen möchte, gegen jedermann schweigst, auch gegen die Mama."

Graf Mehnert beeilte sich, seinen Sohn zu beruhigen: „Daß ich das Vertrauen, das Du in mich setzen willst, in keiner Weise täuschen werde, ist doch selbstverständlich, aber jetzt sage mir endlich, Hasso, mein Sohn, was hast Du denn eingesehen"

„Daß wir einer neuen Zeit entgegen gehen," sagte Graf Hasso beinahe ernst und feierlich, jedes Wort scharf betonend.

Der alte Graf blickte verständnislos auf: „Einer neuen Zeit? Einer noch neueren als jetzt? Davor mögen uns die Götter bewahren." Bis er plötzlich seinen Sohn zu verstehen glaubte und diesem mit einem vor Freude verklärten Gesicht zurief: „Ach so waren Deine Worte gemeint, Hasso, mein Sohn, Du wolltest mir mit denen zu verstehen geben, die alte Zeit kommt wieder? Das Volk hat es eingesehen, daß es trotz aller modernen Sozialisierungen und trotz aller neuen Steuern früher doch viel besser war als jetzt. Das Volk hat sich wieder auf sich selbst besonnen und will seine angestammten Fürsten zurück haben. Ist es das, Hasso, mein Sohn, was Du mir sagen willst? Daß es eines Tages dahin kommen würde, daß auch unser Herzog wieder den Thron seiner Väter besteigen würde, das habe ich nicht nur gehofft, das habe ich auch gewußt, aber immerhin, daß ich den Tag

nun verhältnismäßig trotz allem schon so bald erleben darf, das ergreift und packt mich derartig, daß ich es vorläufig noch kaum zu glauben wage. Und darum, Hasso, mein Sohn, sage mal, siehst Du auch nicht vielleicht zu rosig in die Zukunft?"

Es kam selten vor, daß der alte Graf so viele Worte machte, aber da er es nun einmal ausnahmsweise tat, glaubte sein Sohn, ihn ruhig bis zu Ende anhören zu müssen, dann meinte er: „Lieber Vater, von irgendwelchem Optimismus kann bei mir garnicht die Rede sein, und es tut mir Deinetwegen aufrichtig leid, daß meine Worte Hoffnungen in Dir erweckten, die nach meiner ehrlichsten Überzeugung in absehbarer Zeit ganz gewiß nicht in Erfüllung gehen werden, denn die Zeiten werden wohl noch viel demokratischer werden, als es die ohnehin schon sind. Als Beweis dafür vertraue ich Dir, wie gesagt unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß Herr von Ratzfeld die feste Absicht hat, sich mit Fräulein Flämning zu verloben,“ und er wollte hinzusetzen: was sagst Du dazu? Aber er kam nicht dazu, diese Frage an seinen alten Herrn zu richten, denn der fuhr sich blitzschnell mit der rechten Hand zwischen Hals und Kragen, als sei ihm der letztere zu eng geworden und sank gleich darauf kraftlos in seinem Sessel zusammen, während er vor sich hin stöhnte: „Herr von Ratzfeld will sich mit Fräulein Flämning verloben? Wenn das wirklich wahr ist, mein Sohn, dann überlebt unser gnädigster Herzog

das ganz einfach nicht. Ich weiß es wohl am besten, welche großen Stücke der Herzog auf ihn hielt, wie er gerade über den seine hohe Gnadensonne hat leuchten lassen, wie er den in höchstem Herz geschlossen hatte. Der Herzog hat Herrn von Ratzfeld beinahe lieb gehabt, als wäre er sein Sohn, den ihm der Himmel versagte und wenn er nun erfährt, daß der sich mit Fräulein Flämning — mein Sohn, paß auf, dann bekommt der Herzog einen Herzschlag, denn daß er Herrn von Ratzfeld durch die Verbindung, die dieser eingehen will, für immer verliert, das überlebt er nicht.“

„Vielleicht doch, Vater,“ versuchte Graf Hasso seinen alten Herrn zu beruhigen, „vielleicht doch, denn ich habe immer gefunden, daß gerade die Fürsten dieser Welt einen ganz gehörigen Puff vertragen können, ohne daß sie selbst zugrunde gehen. Denke nur an den verstorbenen Kaiser Franz Joseph von Österreich. Dem wurde der Sohn nach einem wüsten Sektgelage erschlagen, dem wurde die Frau, die ihm allerdings wohl längst eine Fremde war, ermordet, dem wurde sein Thronnachfolger samt dessen Gemahlin durch ein Bombenattentat entrissen, aber der alte Kaiser lebte trotzdem ruhig weiter, der wurde immer älter und älter und wenn der inzwischen nicht gestorben wäre, lebte er sicher heute noch. Und deshalb meine ich, Vater, auch unser Herzog wird es überleben, daß Herr von Ratzfeld eine Bürgerliche heiratet.“

Aber der alte Graf schüttelte den Kopf: „Das wird er nicht, Hasso, mein Sohn, da kenne ich den

hohen Herrn denn doch besser und wenn ich mir vorstelle, daß unser gnädiger Herr so bald schon seine Augen für immer zumachen soll, ohne sein Land, das er bisher regierte, noch einmal wiedergesehen zu haben, dann schnürt mir das Weh mein Herz zusammen und darum, Hasso, mein Sohn, lasse mich jetzt bitte allein. Ich sollte Dir zwar eigentlich auf Wunsch Deiner Mutter wegen des gestrigen Abends eine donnernde Strafrede halten und wenn sie Dich fragen sollte, muß Du ihr natürlich auch erklären, daß ich es getan hätte. Nun aber laß mich bitte allein, denn was Du mir erzähltest, hat mich auf das tiefste erschüttert, das muß ich erst in mir verarbeiten und es wird Stunden dauern, bis ich wenigstens das erste Entsetzen überwunden habe."

Und Graf Hasso ging, nachdem er seinem Vater die Hand gereicht und ihn zärtlich auf die Stirn geküßt hatte.

Der alte Graf aber blieb ganz gebrochen in seinem Sessel sitzen. Er grübelte vor sich hin und er wehrte seinen Tränen nicht, als die ihm nun aus den Augen auf die rechte Hand fielen, in die er sein Gesicht vergraben hatte. Er dachte an den Herzog, an das schwere Herzeleid, das dem bevorstand, er dachte an dessen baldigen Tod, der auch seinen eigenen Tod beschleunigen würde, da er es voraussah, daß er seinen Herzog, der ihm stets ein treuer Freund gewesen war, nicht lange überleben würde. Und er durfte den auch nicht überleben, denn wie er mit dem zusammen in derselben Stunde geboren war, mußte er

auch mit dem zusammen in derselben Stunde diese Welt verlassen, das war er dem hohen Herrn ganz einfach schuldig. Aber der *Gedanke*, daß auch er nun bald das Zeitliche segnen würde, hatte für ihn nichts Erschreckendes. Gewiß, er hing mit großer Liebe an seiner Frau und an seinem Sohn, aber trotzdem, versäumte er noch etwas auf dieser Welt, wenn er von ihr ging, von dieser Welt, die so schrecklich geworden war, daß sogar ein Mitglied der ehemaligen Hofgesellschaft den Entschluß gefaßt hatte, sich mit einer Bürgerlichen zu verloben? Nein, er versäumte nichts mehr und diese Erkenntnis ließ ihn dem baldigen Tod seines Herzogs und seinem eigenen baldigen Ableben mit einem verklärten, ruhigen Lächeln entgegensehen.

* * *

Der alte Graf Mehnert hatte selbstverständlich das Versprechen, das er seinem Sohn gab, gehalten und nichts von dem verlauten lassen, was sein Hasso ihm anvertraute, aber trotzdem war es in der Hofgesellschaft bekannt geworden, mit welchen Absichten Herr von Ratzfeld sich trage. Hatte es der Mond weiter erzählt, der den beiden Zechern zusah und zuhörte, oder hatte einer der Kellner, der die beiden bediente, zufällig oder absichtlich gelauscht und das, was er so erfahren, an die große Glocke gehängt? Auf jeden Fall waren alle unterrichtet und alle waren empört. Was Herr von Ratzfeld da zu tun beabsichtigte, war in ihren Augen derartig schmachvoll, daß

keine Phantasie ausreichte, um es sich in Wirklichkeit vorzustellen und deshalb gab man sich schließlich der Hoffnung hin, Herr von Ratzfeld habe an jenem Abend unter der Wirkung des Weines selbst nicht mehr gewußt, was er sagte, oder er habe sich mit seinen Worten nur einen allerdings sehr schlechten Witz erlaubt. Alle hofften, daß die dunkle Wolke, die da über ihnen hing, sich noch wieder verziehen würde, nur Maria-Ursula hoffte nicht mit, weil sie es voraussah, daß dieses Hoffen vollständig zwecklos wäre und weil sie sich mit den heiligsten Eiden geschworen hatte, für ihre Person jeden Gedanken daran aufzugeben, doch noch eines Tages durch den ehemaligen Adjutanten den auch heute noch höchsten Herrschaften vorgestellt und von diesen mit Kuß und Geschmeide dafür belohnt zu werden, daß sie ihren Verlobten dahin gebracht hatte, sich dem Herzog wieder zur Verfügung zu stellen. Mochte Herr von Ratzfeld, wenn er wollte, später mit seiner Verlobten glücklich werden, sie selbst würde auch nicht den leisesten Versuch machen, ihn für sich zu gewinnen, ja sie wollte sogar nicht mehr an ihn denken. Und glücklicherweise ließ ihre Mutter ihr auch gar keine Zeit, ihren Gedanken viel nachzuhängen, denn die zog wieder einmal um, wenn vorläufig auch erst nur wieder auf dem Atlas. Mit den Städten, die sie sich vor einigen Wochen ausgesucht hatte, war es nichts, denn sie hatte auf ihre Annoncen, die sie in den dortigen größten Zeitungen veröffentlichte, nicht ein einziges

Wohnungsangebot erhalten, aber irgendwo mußte doch einen hübsche Villa oder wenigstens eine große schöne Etage mit allem, was an Luxus dazu gehört, zu finden sein. Wenn es das nicht in den Städten gab, für die sie sich bisher entschieden hatte, dann gab es das vielleicht, nein sicher, in einer anderen. So suchte sie denn weiter auf dem Atlas und bei diesem Suchen mußte Maria-Ursula ihr helfen. Aber die fuhr auf dem Atlas eigentlich nur mit dem Finger herum, mit ihren Augen und mit ihren Gedanken war sie nicht wie ihre Mutter bald hier, bald dort, sondern lediglich im Osten des deutschen Reiches, nicht, um dort eine neue Stadt zu finden, sondern weil dort Hauptmann von Frankenberg weilte, der sich zum Grenzschutz-Ost gemeldet hatte und der so schnell einberufen worden war, daß er nicht einmal Zeit gefunden hatte, irgendwelche Abschiedsbesuche zu machen, Nun war er schon länger als zehn Tage fort und hatte sich auch bis jetzt noch nicht einmal mit einer Ansichtskarte nachträglich bei ihr verabschiedet, er hatte nicht die kleinste Nachricht gesandt, wo er jetzt sei und das fand sie sehr wenig nett von ihm, denn wenn sie ihn auch in der letzten Zeit etwas unfreundlich behandelt hatte, so mußte er doch wissen, daß das garnicht so böse von ihr gemeint gewesen war und daß sie ihm im Grunde ihres Herzens doch nur freundlich, ja sogar mehr als freundlich gesinnt war. Warum ließ er da nichts von sich hören? War er vielleicht krank oder war er in einem der

Gefechte, die sich wohl täglich an der Grenze abspielten, von neuem verwundet worden?

Das alles beschäftigte sie so, daß sie gar keine Zeit mehr fand, an Herrn von Ratzfeld zu denken, das tat sie auch schon deshalb nicht, weil sie sich sagte: der denkt ja auch nicht an dich, der hat ja überhaupt nie ernstlich an dich gedacht und tut das jetzt erst recht nicht.

Aber das tat er doch, weil er sich eingestand: vielleicht hätte Fräulein von Willberg doch einen anderen Ausweg für dich gefunden, wenn sie deine Bitte erfüllt und solange für dich nachgedacht hätte, bis ihr etwas noch Besseres eingefallen wäre als dir. Gewiß, er war auch heute noch mit dem Ausweg, auf den er gekommen, sehr zufrieden, denn er war wirklich in Fräulein Viola verliebt, aber es war ihm trotzdem unangenehm, daß seine Kreise ihn jetzt schon bis zu einem gewissen Grade als einen Abtrünnigen betrachteten, jetzt schon, wo er doch noch nicht einmal verlobt war, sondern wo es lediglich, Gott wußte wie, bekannt geworden war, daß er sich mit Fräulein Flämning verloben wolle. Wie seine Kreise darüber dachten, merkte er denen sehr genau an, wengleich niemand den Mut fand, ihm das offen zu erklären und wenn er sich auch hundertmal im stillen sagte: ich lache darüber, ja ich muß sogar darüber lachen, weil ich es nicht anders gewollt habe. Aber er litt trotzdem etwas darunter, weil auch er mit seinen Anschauungen noch zu sehr an den althergebrachten Traditionen hing, weil auch er mit seinen Ansichten

noch nicht über die Kreise hinauskam, in denen er geboren und erzogen war und in denen er bisher gelebt hatte.

So kam es auch, daß er bis jetzt noch keinen weiteren Versuch gemacht hatte, sich Fräulein Viola zu nähern und vielleicht hätte er das noch lange nicht getan, wenn sich nicht eines Tages der Leutnant d. R. Carl-Georg Flämning bei ihm zur Besuchszeit hätte anmelden lassen.

Nanu, was will denn der? dachte Herr von Ratzfeld, als seine Wirtin ihm die Karte in das Zimmer brachte und unwillkürlich wurde die Vermutung in ihm wach, daß zwischen diesem Besuch und dem, was man sich in der Stadt über ihn und seine Verlobungsabsichten erzählte, ein gewisser Zusammenhang bestehen könne. Das verursachte ihm, trotzdem er ganz gewiß kein Feigling war, dennoch ein leichtes Gefühl des Unbehagens, aber den Besuch abweisen lassen konnte er selbstverständlich nicht, so ließ er denn wie man sagt, sehr bitten und gleich darauf stand ihm Carl-Georg Flämning gegenüber. Wie immer tadellos angezogen, vor allen Dingen aber mit dem Zylinder in der Hand und Herr von Ratzfeld gestand es sich sofort ein, durch den letzteren bekam der Besuch etwas verflucht Steifes und Zeremonielles, aber gerade dieser Zylinder half ihm über die allererste Verlegenheit hinweg und seinem Gast die Hand schüttelnd, rief er ihm zu: „Ich freue mich herzlich, Sie bei mir zu sehen, mein lieber Herr Flämning, nur eins ist mir nicht ganz klar. Wir haben

unseren offiziellen Besuch doch schon längst miteinander ausgetauscht, wie kommt mir da dieser Glanz, ich meine der Ihres in beinahe märchenhafter Schönheit erstrahlenden Zylinderhutes in meine Hütte? Hoffentlich haben Sie sich den nicht nur meinetwegen auf das Haupt gestülpt.?"

„Doch, Herr von Ratzfeld,“ gab Carl-Georg zur Antwort, „doch, ich tat es nur Ihretwegen, einmal, weil ich gerade diesen Hut Ihnen als dem Älteren schuldig zu sein glaubte, dann aber auch, weil die Sache, die mich zu Ihnen führt, keine ganz alltägliche ist und da möchte ich um Erlaubnis bitten, ohne lange Einleitung gleich mit der Tür in das Haus fallen zu dürfen.“

„Bitte bitte, immer fallen Sie,“ ermunterte Herr von Ratzfeld seinen Besucher in liebenswürdiger Weise und Carl-Georg fiel denn auch sofort los. In durchaus bescheidener, höflicher, korrekter, aber trotzdem in sehr bestimmter Art erzählte er Herrn von Ratzfeld, daß ihm durch einen Zufall eine Äußerung zu Ohren gekommen sei, die er vor länger als einer Woche gemacht habe und die dahin laute, daß er die Absicht habe, sich mit seiner Schwester Viola zu verloben. Und nun wäre er gekommen, um sich zu erkundigen, ob diese Äußerung auf Wahrheit beruhe. Wenn ja, dann bitte er um Auskunft, wie die Sache weitergehen solle, denn zweierlei gäbe es doch nur, entweder mache er, Herr von Ratzfeld, nun endlich Anstalten, sich die Hand seiner Schwester

Viola zu gewinnen, oder aber er erkläre seinen Bekannten privatim, aber dadurch zugleich auch offiziell, daß er jene Äußerung lediglich in der Sektlaune getan habe und daß er garnicht ernstlich daran denke, sich jemals mit Viola zu verloben.

„Aber ich denke ja garnicht daran, mein lieber Herr Flämning, “ rief Herr von Ratzfeld seinem Besucher zu, als dieser nun schwieg, um gleich darauf hinzu zu setzen: „Sie müssen mich natürlich richtig verstehen. Wenn ich eben sagte, ich dächte nicht daran, so sollte das natürlich nicht heißen: ich dächte nicht daran, mich mit Ihrem Fräulein Schwester verloben zu wollen, falls diese mir das Jawort gibt, sondern ich wollte damit sagen, ich dächte nicht daran, meinen Bekannten zu erklären, daß ich jene Äußerung lediglich in der Sektlaune fallen ließ, denn das würde der Wahrheit widersprechen. Daß ich an jenem Abend nicht ganz nüchtern war, gebe ich offen zu, aber das, was ich da sagte, war der Entschluß reiflichster Überlegungen. Ich würde tatsächlich sehr glücklich sein, wenn es mir gelingen sollte, die Liebe Ihrer [sic! D.Hrsgb.] Fräulein Schwester zu erringen und ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, daß ich mir Ihren Besuch als ein gutes Zeichen dafür deuten darf, daß Ihr Fräulein Schwester —“

Aber er kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, denn sein Besucher schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab, um nun seinerseits zu erklären: „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß meine Schwester von diesem meinem Besuch bei

Ihnen keine Ahnung hat. Ja ich glaube, mich auch dafür verbürgen zu können, daß die nichts von Ihrer Äußerung weiß, die Sie über sie fallen ließen, denn es geht ja merkwürdigerweise oft so, daß gerade der, über den gesprochen wird, keine Ahnung hat, daß man über ihn redet. Ja ich glaube, mich auch dafür verbürgen zu können, daß ich jetzt nicht bei Ihnen säße, wenn meine Schwester etwas wüßte. Die würde, soweit ich sie kenne, es niemals erlaubt haben, daß ich Sie aufsuchte, schon damit es nicht so aussähe, als wolle sie nun auch von Ihnen geheiratet sein, nachdem Sie öffentlich erklärten, sich mit ihr verloben zu wollen. Wie gesagt, ich komme keineswegs in Violas Auftrag, aber ich kam trotzdem, weil es mir als Bruder natürlich nicht gleichgültig sein kann, was die Leute sich hier in der Stadt über meine Schwester im Zusammenhang mit Ihrer Person erzählen. Die Leute sollen aber auch nicht einen Tag länger als es unbedingt nötig ist, reden dürfen und deshalb bitte ich Sie, schon heute mit mir nach unserem Gut hinaus zu kommen und ein paar Tage dort als Gast zu weilen."

„Aber glauben Sie nicht, daß Ihr Fräulein Schwester sich sehr wundern wird, wenn ich Ihrem Herrn Vater da plötzlich als Logierbesuch in das Haus falle?“ warf Herr von Ratzfeld ein, obgleich ihn die Aussicht, nach Schloß Geisau zu kommen, sehr lockte und reizte.

Doch sein Besucher sah ihm offen und frei in die

Augen: „Ich glaube, Herr von Ratzfeld, daß es sich nicht darum handelt, ob meine Schwester sich über Ihren Besuch wundert, sondern darum, ob meine Schwester sich über Ihr Kommen freut, und ich glaube, sie wird sich freuen. Wenn ich Sie also bitten dürfte, mich zu begleiten, mein Wagen steht bereit. Ich habe garnicht erst ausspannen lassen, der Kutscher erwartet uns vor dem Gasthof.“

Donnerwetter, der hat es aber wirklich verdammt eilig, das von dir in die Welt gesetzte Gerede verstummen zu lassen, dachte Herr von Ratzfeld, dann aber meinte er: „Ich nehme Ihre freundliche Einladung mit dem größten Dank an, aber Sie jetzt auf der Stelle zu begleiten, ist mir bei dem besten Willen nicht möglich, denn da ich mehrere Tage fortbleiben werde, muß ich doch erst meine Koffer packen. Daß ich mir in die eine Rocktasche meine Zahnbürste und in die beiden anderen Kamm und Haarbürste stecke, dürfte doch wohl nicht genügen. Wenn Sie mich in einer Stunde oder sagen wir lieber in anderthalb mit Ihrem Wagen abholen wollen, werden Sie mich fix und fertig antreffen.“

Sein Besucher lachte belustigt und etwas verlegen zugleich auf: „Ach so, ja richtig, Herr von Ratzfeld, packen müssen Sie ja auch noch. Da will ich Sie denn nun allein lassen und wenn es Ihnen recht ist, hole ich Sie also in anderthalb Stunden ab.“

„Sagen wir lieber in zwei Stunden,“ meinte Herr

von Ratzfeld nach kurzem Besinnen und am liebsten hätte er erklärend hinzugesetzt: mit dem Packen allein ist es nämlich nicht getan, ich muß unbedingt noch einen Brief schreiben, aber das hätte sich so anhören können, als müsse er noch erst seine Junggesellenangelegenheiten ordnen und von denen für immer Abschied nehmen, bevor er seine Verlobungsreise antrete. Und das hätte dann wiederum so aussehen können, als nähme er nicht ganz freiwillig von seiner Junggesellenzeit Abschied, sondern als täte er das, wenn auch nur ein klein wenig unter dem Einfluß fremder Mächte. Na und auch diesen Schein mußte er um seiner selbst willen vermeiden.

„Also schön, Herr von Ratzfeld, dann auf Wiedersehen in zwei Stunden. Ich werde pünktlich vorfahren und Ihnen den Kutscher heraufschicken, damit der Ihren Koffer holt. Also nochmals, auf Wiedersehen.“

Zwei Minuten später war Herr von Ratzfeld wieder allein und überlegte. Was machst du zuerst? Packst du erst deinen Koffer oder schreibst du zuerst an den Herzog, um ihn gleich heute darauf vorzubereiten, daß er in ungefähr acht Tagen deine Verlobungsanzeige erhält, damit er sich auf diese Überraschung gefaßt macht und damit er schon jetzt erfährt, daß du absichtlich jede Brücke, die von dir zu ihm führte, abgebrochen hast, wengleich der hohe Herr von dieser deiner Absicht natürlich nichts ahnen, sondern in der Überzeugung erhalten werden muß, daß

nur die Liebe, aber auch nur die Liebe — ja und wenn er das schrieb, war das eine Lüge? War es nicht wirklich nur die Liebe oder wenigstens in erster Linie die Liebe, die immer stärker und stärker in ihm den Wunsch hatte wach werden lassen, Viola bald die Seine nennen zu dürfen.?

Aber darüber wollte er ein andermal nachdenken, nun mußte er packen, nein, erst mußte er an den Herzog schreiben, das war das Wichtigste und wenn es auch kein höfisches Zeremoniell mehr gab, selbst ein abgesetzter Herzog konnte es verlangen, daß er einem Rohrplattenkoffer vorging. So setzte er sich denn an seinen Schreibtisch, aber er wußte selbst nicht, woran das lag, so schwer wie heute war ihm noch nie ein Brief an seinen Herzog gefallen, bis er endlich auch wußte, warum die Feder so langsam über das Papier dahinglitt. Er sah in Gedanken Seine Durchlaucht, wenn er seinen Brief gelesen hatte, und er hörte im Geiste dessen Stimme, die zu der Frau Herzogin sagte: „Liebe Mathilde, denke Dir nur, da hat Herr von Ratzfeld mir eben geschrieben, daß er sich mit einer Bürgerlichen, bitte verstehe mich recht, liebe Mathilde, daß er sich mit einer Bürgerlichen verloben will. Der Zug des Herzens ist natürlich auch heutzutage noch des Schicksals Stimme, aber trotzdem, ich verstehe Herrn von Ratzfeld nicht, und ich verstehe auch nicht, wie er das mir hat antun können, denn selbst wenn ich es wollte, nun kann ich ihn ganz einfach nicht mehr darum bitten, doch noch einmal wieder zu mir zu kom-

men und das tut mir meinetwegen ganz aufrichtig leid.“

Und ihm selbst tat das mit einemmal auch ganz aufrichtig leid, denn wenn auch gerade sein Herzog seine Launen und Schrullen gehabt hatte, ein tadellos vornehmer, anständiger Mensch war er doch gewesen und gegen ihn immer besonders gütig, freundlich und gnädig. Na, nun hatte er sich dessen Freundschaft und Zuneigung für immer verscherzt, nun würde er seinen Herzog tatsächlich nie wiedersehen, aber er hatte das ja auch nicht anders gewollt, er hätte es ja nicht nötig gehabt, alle Brücken hinter sich abzurechen. Nun aber, da er es getan hatte, durfte er darüber nicht klagen und seinen Schritt nicht bereuen, das umso weniger, da er eine neue Brücke betrat, die ihn zu dem Herzen seiner Viola führte. Jetzt hieß es schnell den Brief beenden und dann den Koffer packen, damit er fix und fertig sei, wenn Carl-Georg ihn abholte. Und das war er denn auch, als er zur verabredeten Stunde unten den Wagen vorfahren hörte und als gleich darauf der Kutscher sich bei ihm melden ließ, um sein Gepäck herunter zu holen, während er selbst sich von seiner Wirtin verabschiedete: „Ich bleibe ungefähr acht Tage fort, lieber Frau Mertens. Herr Flämning war so liebenswürdig, mich für eine Woche nach Schloß Geisau einzuladen, bitte sagen Sie das den Herrschaften, die mich etwa in der Zwischenzeit besuchen oder nach mir fragen sollten. Alle für mich ankommenden Postsachen bitte ich nach Schloß Geisau

nachsenden zu wollen und nun auf Wiedersehen, Frau Mertens."

Dann trat er aus dem Hause, vor dem Carl-Georg, der inzwischen seinen Zylinder mit einem weichen Filzhut vertauscht und der einen Staubmantel über seinen Anzug gezogen hatte, auf dem Kutschbock des leichten eleganten Jagdwagens sitzend, ihn bereits erwartete, um ihn mit den Worten zu begrüßen: „Das nenne ich aber pünktlich, Herr von Ratzfeld. Ofen gestanden hätte ich nicht geglaubt, daß Sie so schnell mit dem Packen fertig würden. Hoffentlich haben Sie in der Eile nichts vergessen."

„Doch etwas und sogar die Hauptsache," gab Herr von Ratzfeld zur Antwort, nachdem er neben Carl-Georg Platz genommen hatte. „Ja wirklich die Hauptsache," wiederholte er noch einmal, „mir fällt nämlich eben die verfluchte Kartenwirtschaft ein. Ich habe nicht daran gedacht, mich polizeilich abzumelden und was wird Ihr Herr Vater wohl sagen, wenn ich mich bei dem ohne Brot-, Fleisch-, Fett-, Zucker- und was weiß ich noch ohne alle sonstigen Lebensmittelkarten einstelle?"

Carl-Georg lachte lustig auf: „Machen Sie sich nur deswegen keine Sorgen, Herr von Ratzfeld, wir werden Sie auch ohne die Karten satt bekommen, wir sind doch Gott sei Dank Selbstversorger. Im übrigen können wir die polizeiliche Abmeldung zu Ihrer Beruhigung morgen noch schriftlich nachholen, jetzt wollen wir keine Zeit mehr damit verlieren," und sich

umwendend fragte er: „Ist das Gepäck auf dem Wagen, können wir abfahren?“ Und als der Kutscher das bestätigt hatte, ließ er die beiden schönen Rappen antraben und die gingen mit solchem Feuer los, daß Herr von Ratzfeld nicht umhin konnte, sich in sehr anerkennender Weise über die Pferde zu äußern. Aber wenn das, was er sagte, auch seine ehrlichste Überzeugung war, er sagte es hauptsächlich doch nur, weil er sonst nicht recht wußte, was er sagen sollte, denn eigentlich war die Situation, in der er sich befand, doch eine recht sonderbare. Ja, wenn er Carl-Georg gebeten hätte, ihn nach Schloß Geisau abzuholen, damit er dort um Viola werben könne, hätte er sich sicher jetzt sehr wohl und glücklich gefühlt, nun aber, da er zu diesem Zweck abgeholt worden war, wick ein etwas unbehagliches Gefühl nicht von ihm und das wurde umso größer, je selbstverständlicher es Carl-Georg zu finden schien, daß er neben ihm saß. Nein, er fühlte sich wirklich nicht sehr behaglich und er hatte nur den einen Wunsch, daß sie bald aus der Stadt heraus wären, damit ihnen hier in den Straßen nicht irgendwelche Bekannte begegneten, die da vielleicht, nein sicher, instinktiv erraten würden, wie es zusammenhing, daß er heute auf dem Flämmingschen Wagen saß.

Aber er hatte Glück, keiner seiner Bekannten begegnete dem Gefährt und doch hatte ihn eine gesehen, ohne daß er die gesehen hätte. Das war die Baronesse Benita, die in einer Konditorei Besorgungen machte und die durch die hohen Glasscheiben den

Wagen vorüberfahren sah. Und die Baronesse sah nicht nur das schöne *Gespann*, sie sah auch das leise Lächeln, das den hübschen Mund Carl-Georgs umspielte und sie sah auch, wie Herr von Ratzfeld sich bemühte, ein möglichst unbefangenes *Gesicht* zu machen und da wußte sie *Bescheid*, sodaß sie an sich halten muß, um nicht hell aufzulachen, weil sie sich im stillen sagte: sehen Sie wohl, Herr von Ratzfeld, so was kommt von so was, das haben Sie nun davon, daß Sie Ihre Verlobungsabsichten voreilig ausplauderten, nun hält man Sie beim Wort und nun werden Sie wie ein armer Sünder auf dem Schinderkarren abgeholt, damit Sie als Ehrenmann ihr Wort auch einlösen, denn führen Sie freiwillig, nicht der, wenn auch nur etwas sanften *Gewalt* weichend, ich glaube, dann würden Sie nicht so miesepetrig neben dem Bruder Ihrer Auserwählten sitzen.

Aber anstatt wie vor einigen Augenblicken noch am liebsten über ihn zu lachen, tat er ihr unmittelbar darauf plötzlich leid, ja, er tat ihr leid, aber Carl-Georg Flämning imponierte ihr, er imponierte ihr sogar mächtig, das gefiel ihr ganz ausnehmend, daß der die Leute nicht einfach tagaus, tagein über seine Schwester reden ließ, was die wollten, sondern daß der in des Wortes wahrster Bedeutung mit seinem Rappengespann dazwischenfuhr. Daß er das tat, war schneidig von ihm, aber das nicht allein, das sah ihm ähnlich und sie freute sich für ihn, daß sich ihm

Gelegenheit geboten hatte, den adligen und den anderen Kreisen der Stadt einmal zu zeigen, wer er sei und daß er nicht zu jenen gehöre, die sich etwas gefallen lassen.

Der war trotz seiner Jugend schon ein ganzer Mann, der da wußte, was er wollte und das freute sie für ihn, das freute sie sogar riesig, bis sie nun plötzlich vor Angst und vor Schrecken, unbekümmert um die Vorübergehenden, da sie inzwischen wieder auf die Straße getreten war, einen leisen Schrei ausstieß, und sich an eine Häuserwand lehnen mußte, um nicht zu fallen, weil sie deutlich fühlte, daß ihr die Kniee zitterten. Und die zitterten ihr auch noch, als sie zu Hause ankam, sodaß die Mutter sie besorgt fragte: „Aber Benita, was ist Dir denn nur? Daß Du Dich nicht wohl fühlst, merke ich Dir an, aber so plötzlich kann doch ein bisher ganz gesunder Mensch, noch dazu in Deinem Alter, nicht krank werden, wenigstens nicht ohne besondere Veranlassung. Also erzähle, was ist unterwegs geschehen?“ Und voller Angst und voller Unruhe setzte sie hinzu: „Bist Du vielleicht zufällig dem Grafen Hasso begegnet und hat es da zwischen Euch beiden irgendwie einen Streit gegeben? Das sollte mir mehr als leid tun, denn Du weißt, wie der Vater und ich keinen sehnlicheren Wunsch haben, als daß der nun endlich um Deine Hand anhalten möchte.“

Ja das wußte sie und wenn sie es nicht schon längst gewußt hätte, wäre ihr das an dem Abend klar geworden, als sie von dem Abendessen im Weißen

Falken nach Hause kam. Zuerst hatten die Eltern schelten wollen, daß sie solange fortgeblieben war und daß sie sich von Flämmings hatte einladen lassen, aber als sie dann erfuhren, daß auch Graf Hasso zugegen gewesen sei, da war jeder weitere Tadel sofort verstummt und die Eltern hatten sich nur danach erkundigt, ob der sie auch zu Tisch geführt habe, ob er nett und liebenswürdig gegen sie gewesen sei und sie hatte zu allem, was die sonst noch fragten, ja und amen gesagt, um die Eltern nicht zu betrüben und weil sie sich die Erinnerung an die schönen Stunden nicht dadurch verderben lassen wollte, daß sie vielleicht dafür Ausscelte bekäme, weil der Graf ganz ohne ihre Schuld nicht neben ihr saß und sie nicht wie sonst auszeichnet hatte. Seit jenem Abend war in ihrem Elternhause fast nur noch von dem Grafen Hasso die Rede, der war der erste und der letzte Gedanke ihrer Eltern und auch jetzt wieder der ihrer Mutter. Und das wurde auf die Dauer wirklich bald langweilig, denn sie selbst konnte es abwarten, bis der Graf um sie anhielt. Kommen würde der Tag ja einmal, bis dahin aber sollte man sie endlich in Ruhe lassen und deshalb meinte sie jetzt: „Nein, Mutter, Du brauchst nichts zu befürchten, ich bin dem Grafen nicht begegnet, folglich haben wir uns auch in keiner Weise streiten können. Was mir ist, weiß ich selber nicht recht, ein plötzlicher leichter Schwindelabfall kam über mich, aber der wird sicher sehr schnell wieder vergehen. Ich werde mich eine kleine Stunde in meinem Zimmer

hinlegen und etwas zu schlafen versuchen, da wird mir nachher schon wieder besser sein."

„Ja tue das, mein Kind," stimmte die Mutter ihr bei, „die Hauptsache bleibt, daß zwischen Dir und dem Grafen nichts vorgefallen ist."

Aber als Benita sich dann in ihrem Zimmer hingelegt hatte, gelang es ihr nicht, einzuschlafen. Da kam dieselbe Angst wieder über sie, die sie vorhin auf der Straße so plötzlich überfallen hatte, die Angst, daß Carl-Georg sich an dem Tage, an dem sie ihn soweit hatte, daß er ihr seine Liebe gestand, von ihr nicht so ohne weiteres mit einem Korb wieder würde fortschicken lassen, sondern daß er ihr erklärte: „O nein, verehrte Baronesse, spielen lasse ich nicht mit mir, ich nicht. Für solche Scherze müssen Sie sich schon einen anderen aussuchen. Ich habe ehrlich um Ihre Liebe geworben, Sie aber haben mich in dem Glauben bestärkt, daß Sie meine Liebe erwidern, Sie haben es wenigstens geduldet, daß ich um Ihre Gunst warb und nun soll ich zusehen, wie Sie dem Grafen Mehnert die Hand reichen? O nein, Baronesse, das gibt es nicht, ich weiß sehr genau, was ich will und ich habe meinen Willen noch stets durchgesetzt. Und darauf, daß ich auch den bei Ihnen durchsetzen werde, können Sie sich felsenfest verlassen."

Gewiß, so ähnlich würde er zu ihr sprechen und was dann? Wie sollte sie da den Freier, den sie selbst dazu verleitet hatte, ihr den Hof zu machen, wieder

los werden? Denn daß sie den wirklich erhörte, war natürlich ganz ausgeschlossen, denn dem, daß man dann auch sie aus den Kreisen der Hofgesellschaft ausstieß, wie man das jetzt schon beinahe mit Herr von Ratzfeld getan hatte, nein, dem setzte sie sich unter keinen Umständen aus. Und was würden ihre Eltern wohl dazu sagen, wenn sie Carl-Georg das Jawort gäbe? Die würden sie ganz einfach verstoßen und sich von ihr lossagen. Und nun erst Graf Hasso! An den mußte sie sich natürlich in erster Linie wenden, wenn Carl-Georg sie zwingen wollte, nur deshalb seine Frau zu werden, weil sie etwas mit ihm spielte. Und wenn sie dem alles erzählt hatte, blieb dem garnichts anderes übrig, als seinen Rivalen zum Duell zu fordern. Und wenn sie sich nun vorstellte, daß Graf Hasso ihretwegen tot oder wenigstens zum Krüppel geschossen werden könne, nein, das war ganz einfach nicht auszudenken. Aber um sich das nun doch auszudenken, schloß sie die Augen und sah im Geiste ganz deutlich den Zweikampf der beiden auf einer kleinen Lichtung des in der Nähe gelegenen Waldes vor sich. Sie sah die beiden einander mit den Pistolen in der Hand gegenüber stehen, sie hörte die Kommandos des Unparteiischen, sie sah, wie die beiden die Waffe erhoben und wenn sie sich jetzt auch mit beiden Händen die Ohren fest zuhielt, so hörte sie trotzdem ganz deutlich den scharfen kurzen Knall der Pistolen, dem gleich darauf ein schwerer Fall folgte. Und als sie, nachdem sie sich von ihrem ersten

Entsetzen erholt hatte, nun hinsah, lag Graf Hasso tot auf der Erde. Da wimmerte und jammerte sie vor sich hin, aber mit einemmal schrie sie laut auf, denn der Tote war garnicht Graf Hasso, sondern es war Carl-Georg und da wußte sie auch, warum sie eben geschrieen hatte, nicht weil sie daran schuld war, daß der Ärmste sein junges Leben so früh hatte lassen müssen, sondern weil ihr in diesem Augenblick klar wurde, daß sie ihn liebte.

Sie liebte ihn! Aus dem Spiel, das sie mit ihm getrieben, war für sie bitterer Ernst geworden und in dieser Erkenntnis, die da eben plötzlich über sie kam, blieb sie nun regungslos wie in einer Art Betäubung liegen. Sie liebte ihn, sie, die Baronesse Benita von Fink, ihn, den bürgerlichen Carl-Georg Flämning! Das hatte sie nun zur Strafe dafür, daß sie ihn hatte bestrafen wollen. Sie liebte ihn und mit dieser Liebe zu ihm im Herzen wollte sie nun eines Tages den Grafen Hasso heiraten. Aber nein, das tat sie nicht, das wäre unehrenhaft gegen den Grafen gehandelt und ehe sie mit einer Lüge im Herzen und mit einer Lüge auf den Lippen mit dem an den Altar trat, eher ging sie in das Wasser oder brachte sich sonst irgendwie um. Nein, daß sie nun noch den Grafen heiratete, sobald der es über hatte, dem hübschen Tippelfräulein bei Flämings aus Unsinn etwas den Kopf zu verdrehen, das war ebenso ausgeschlossen, wie daß sie Carl-Georg heiratete. Nein, ehe sie dem das Jawort gab, ging sie

wirklich in das Wasser oder wenigstens in ein adliges Kloster. Aber der Gedanke daran hatte für sie auch sehr wenig Verlockendes und so fing sie denn nun plötzlich an, herzzzerbrechend zu weinen. Ach, sie war ja so unglücklich, viel unglücklicher, als irgend ein anderer Mensch auf der Welt. So schluchzte und weinte sie denn mit heißen Tränen erst ein Taschentuch naß und dann das zweite, aber als sie sich nun das dritte aus ihrer Kommode holen wollte, da zögerte sie, einmal weil sie sich zu schwach, zu elend, zu krank und zu unglücklich fühlte, um von der Chaiselongue aufzustehen, dann aber auch, weil ihr plötzlich Zweifel kamen, ob ihr Unglück tatsächlich so groß sei, daß kein anderes Leid irgend eines anderen Menschen dagegen aufkäme. Was fehlte ihr denn eigentlich? Warum schluchzte, weinte, klagte und jammerte sie vor sich hin? Weil sie liebte und weil sie zu wissen glaubte, daß sie wiedergeliebt würde? Ach nein, deshalb gewiß nicht, das wäre doch eher ein Grund gewesen, die Jubelharfen zu stimmen und wenn man es konnte, außerdem noch ein fröhliches Lied auf der Schalmey zu blasen. Aber warum fühlte sie sich denn zum Sterben unglücklich? Weil der, den sie liebte und der sie wiederliebte, ein Bürgerlicher war? Ja, das war es, das ganz allein, aber nein, besann sie sich rasch eines anderen, das war es auch nicht, denn so dumm und so adelsstolz würde sie doch nicht sein, daß sie an einer solchen Äußerlichkeit Anstoß nehmen würde. Aber dann gestand sie sich ein, daß sie doch so

dumm und so adelsstolz wäre und da weinte sie über ihre eigene Dummheit, nein, nicht über die, sondern über die ihrer Eltern und ihrer adligen Mitmenschen, die es nie zugeben würden, daß sie einen Bürgerlichen heiratete. Und darüber mußte sie nun so entsetzlich weinen, daß sie sich jetzt doch das dritte und zur Vorsicht auch gleich das vierte und fünfte Taschentuch aus der Kommode holte, denn wer konnte wissen, wie lange es noch dauern würde, bis sie endlich die wahre Veranlassung ihrer Tränen fand. Und wenn sie die erst gefunden hatte, dann würde sie natürlich erst recht weinen und das tat sie auch, als sie es endlich heraus hatte, wo die Tränenquelle entsprang: in dem bangen Zweifel und der Ungewißheit, ob Carl-Georg sie auch wirklich liebe, oder ob er sie nicht schon längst durchschaute und nur auf den Augenblick wartete, in dem er ihr zurufen konnte: „Verehrte Baronesse, Sie haben mit mir spielen wollen, statt dessen habe ich mir erlaubt, den Spieß, an dem Sie nun mitten durch das Herz getroffen zappeln, ein klein wenig umzudrehen. Daß Sie nun zappeln, tut mir Ihretwegen selbstverständlich sehr leid, Baronesse, aber trotzdem ist mir das offen und ehrlich gestanden sehr viel lieber, als daß ich an Ihrem Spieß zapple, denn wie überall ist auch bei der Zappelei jeder sich selbst der Nächste.“

Ja das war der wahre Grund ihrer Tränen, die bange Frage: liebt er dich auch wirklich wieder? Und damit er das täte, faltete sie nun die Hände und sandte ein Gebet zum Himmel. Und als sie damit

fertig war, fragte sie sich immer von neuem: ob Carl-Georg wohl auch nur halb soviel an dich denkt, wie du an ihn? Und weil sie darauf keine Antwort fand, fragte sie sich das in den nächsten Tagen fortwährend wieder. Mit dieser Frage ging sie zu Bett, mit der stand sie auf, mit der beschäftigte sie sich, während sie bei dem Frühstück den Löffel in die Honigdose steckte und an die dachte sie bei allem, was sie sonst noch vom frühen Morgen bis zum späten Abend tat.

Aber es war nur gut, daß sie nicht wußte, wie wenig Carl-Georg mit seinen Gedanken bei ihr war. Das aber hatte eine Veranlassung, die auf Schloß Geisau wie ein Blitz einschlug. Denn niemand war darauf vorbereitet gewesen, daß Fräulein Brinken ihre Stellung so plötzlich kündigen könne und kündigen würde. Nun aber hatte sie das getan und selbst ihre Freundin Viola vermochte sie nicht umzustimmen, sondern erhielt immer wieder von ihr die Antwort: „Daß Herr von Ratzfeld nur herausgekommen ist, um Deine Liebe und Deine Hand zu gewinnen, ist doch klar. Du wirst sicher in kurzer Zeit heiraten und wenn Du erst das Haus verlassen hast, ist hier für mich nicht mehr der richtige Platz, das muß Du mir nachfühlen. Deshalb ist es das beste, wenn ich mich rechtzeitig nach einer anderen Stellung umsehe, wenn ich mich nicht entschließen sollte, dauernd nach Hamburg zurück zu kehren, was ich im Augenblick noch nicht weiß.“

Fräulein Brinken hatte gekündigt und dabei blieb

es, obgleich der alte Herr Flämning sie himmelhoch beschwor, ihn nicht zu verlassen, da er zu sehr an sie gewöhnt sei, da er sie beinahe wie eine Tochter lieb gewonnen habe und da ihm in seinen alten Tagen davor graue, noch eine Fremde in das Haus nehmen zu müssen. Und immer wieder bat er: „Bleiben Sie wenigstens noch solange bei mir, Fräulein Brinken, bis ich mich in ein oder zwei Jahren auf meinen Altenteil zurückziehe und bis ich meinem Sohn den Besitz übergebe. Bis dahin ändern auch Sie vielleicht Ihren Entschluß wieder und vielleicht haben Sie dann selbst den Wunsch, dauernd hier zu bleiben.“

Helene-Hildegard verstand sehr genau, worauf der alte Herr Flämning mit seinen Worten anspielte, auf die Hoffnung, die er immer noch nicht aufgab, sie möchte dereinst doch noch seine Schwiegertochter werden. Aber trotzdem oder gerade deshalb schüttelte sie den Kopf und blieb unerbittlich, nur soviel gab sie schließlich zu, daß sie bleiben wollte, bis sich eine Nachfolgerin für sie gefunden und bis sie die selbst eingerichtet und eingearbeitet habe.

Der alte Herr Flämning sah schließlich ein, er mußte sich Fräulein Brinkens unbeugsamem Willen fügen, aber er tat es fluchend und scheltend. Er war in der denkbar schlechtesten Stimmung, er knurrte vom frühen Morgen bis zum späten Abend vor sich hin, sein Sohn aber rannte mit einem Gesicht durch die Welt, als habe er mit einem schweren Hammer eins auf den Schädel bekommen und wenn er nicht

durch traurige Erfahrungen klug geworden wäre, dann hätte er mit seinem Kopf sicher erneut manchen Leiterwagen angerannt. Fräulein Brinken, Helene-Hildegard, hatte gekündigt und wollte unweigerlich gehen. Das wollte und wollte ihm nicht in den Sinn, das begriff er nicht, das war ihm einfach zu hoch und er verstand es erst recht nicht, wie sie das ihm antun könne, ihm, der von dem ersten Augenblick an, da er sie kennen lernte, bis zu dem heutigen Tage um ihre Gunst geworben hatte. Allerdings, das sah er selbst ein, in der letzten Zeit hatte er sie sehr vernachlässigt, aber das war doch nur in ihrem eigenen Interesse geschehen, damit sie sich endlich auch in ihn verliebe, und damit sie das täte, hatte er doch weiß Gott kein Mittel unversucht gelassen. Oder sollte die Hilfe, die er ihr dadurch gab, daß er der Baronesse so den Hof machte, vielleicht doch nicht die richtige gewesen sein? Das quälte und beunruhigte ihn fortwährend und wenn er sich das Leben fortan ohne Helene-Hildegard vorstellen sollte, nein, das konnte er ganz einfach nicht. Das heißt, können konnte er das natürlich schon, weil er das ganz einfach mußte, aber sie würde ihm schrecklich fehlen, schon weil er noch nie eine andere kennen gelernt hatte, die er ebenso hübsch und ebenso nett fand, wie eben Helene-Hildegard. Bis er sich dann eingestand, daß das, was er sich da sagte, eine große Ungerechtigkeit gegen die Baronesse war. Wenn die nicht hübsch war, dann war es Helene-Hildegard auch nicht und wenn die

Baronesse nicht nett und liebenswürdig war, dann war es Helene-Hildegard ebenfalls nicht, die Baronesse war sogar vielleicht noch hübscher und noch netter als Fräulein Brinken und wenn die ihn denn nicht heiraten wollte, dann ließ sie es eben bleiben. Daß er den Versuch machte, sie dadurch zurück zu halten, daß er ihr nochmals seine Liebe gestand und sie in aller Form um ihre Hand bat, dafür war er zu stolz und was dann, wenn selbst dieser Versuch fehl schlug und wenn sie ihm einen Korb gab? Nein, dem setzte er sich nicht aus und wenn sie gehen wollte, ohne auf ihn irgendwelche Rücksicht zu nehmen, dann sollte sie gehen, seinetwegen sogar gerne.

Das waren die Gedanken, die ihn täglich beschäftigten, wenn er durch die Wirtschaftsräume ging oder über die Felder ritt und jedesmal, wenn er zu dem Endresultat gekommen war „dann soll sie gehen, meinestwegen sogar gerne,“ dann wunderte er sich immer aufs neue darüber, daß sein Verstand so sprach, ohne daß sein Herz dagegen Widerspruch erhob.

Wie kam das nur? Darüber wollte er einmal nachdenken, wenn er ganz ungestört war und so setzte er sich denn heute abend, als er von seinem Ritt zurückgekommen war, in den Park auf Helene-Hildegards Lieblingsbank, auf der er so oft neben ihr gesessen hatte. Vielleicht hatte er das Glück, daß auch Helene-Hildegard in den Park kam und wenn sie kam und wenn sie miteinander sprachen, vielleicht daß

sie dann doch noch blieb. Aber das nahm er sich gleich vor, seine Liebe würde er ihr nicht von neuem gestehen, denn wenn sie es immer noch nicht wußte, daß er nur sie allein auf der Welt liebte, dann hatte es auch gar keinen Zweck, daß er ihr das noch einmal sagte. Und schon damit er es ihr nicht sage, wenn sie nachher an seiner Seite sitzen sollte, sah er ungeduldig nach ihr aus, aber es dauerte lange, bis sie endlich kam, solange, daß er ihr um ein Haar zugerufen hätte: Sie haben mich heute aber entsetzlich lange warten lassen. Aber nicht einmal das durfte er sagen und so sagte er denn, nachdem er sich von seinem Platz erhoben hatte, um sie zu begrüßen, garnichts, sondern wartete darauf, daß sie irgend etwas sagen möge, irgend etwas, wenn auch nur, daß es ihr doch sehr, sehr schwer fallen würde, von hier fort zu gehen, daß sie ihn nie, niemals vergessen würde und daß es vielleicht doch eines Tages in Hamburg oder sonst irgendwo in der Welt für sie beide ein Wiedersehen gäbe. Aber Helene-Hildegard sagte vorläufig auch nichts, sondern sah nur fortwährend auf das Zifferblatt ihrer goldenen Armbanduhr, bis er nun seinerseits doch zuerst das Wort nahm, das aber nur, um ihr zuzurufen: „Ach so, Fräulein Brinken, nun verstehe ich es endlich, warum Sie den Blick nicht von Ihrer Uhr wenden. Sie zählen wohl die Minuten, die Sie noch bei uns zubringen müssen, bis Sie endlich Ihre Koffer packen können, um uns für immer zu verlassen?“ Und wenn er es auch ganz bestimmt nicht hatte sagen wollen, nun sagte er doch: „Wissen Sie

wohl, Fräulein Brinken, daß ich Ihre Absicht, von uns zu gehen, sehr, sehr unfreundlich finde? Von mir selbst will ich natürlich nicht reden, obgleich Sie ganz genau wissen, was Sie mir damit antun. Sie sind für mich, wenn ich mich so ausdrücken darf, die helle Sonne gewesen, an deren Anblick ich mich immer wieder erfreute, selbst dann, wenn sie nicht schien, das heißt, selbst dann, wenn Sie unfreundlich oder wenigstens nicht sehr freundlich gegen mich waren. Und der Wahrheit die Ehre, Fräulein Brinken, denn jede Lüge ist mir verhaßt, Sie sind sehr oft unfreundlich gegen mich gewesen und warum waren Sie das? Weil ich Ihnen verriet, daß ich Sie liebe, daß ich keinen anderen Gedanken hatte als nur Sie. Aber nicht davon wollte ich Ihnen heute reden, sondern ich wollte Sie meines Vaters wegen bitten, bleiben Sie bei dem, tun Sie es wenigstens dem nicht an, daß Sie ihn verlassen." Aber anstatt nun von seinem Vater zu sprechen, sagte er ihr dann doch nur wieder, wie sehr er selbst darunter leiden würde, wenn sie erst fortgegangen sei und wenn er ihr auch das ganz bestimmt nicht hatte sagen wollen, er mußte es ihr ganz einfach sagen, denn sie sah in dem weißen Kleid, obgleich er es doch schon längst an ihr kannte, heute nach seiner Ansicht noch viel hübscher aus als sonst, schon weil ihr Gesicht einen freudig erregten Ausdruck trug, wie er den kaum je zuvor an ihr bemerkt hatte. Und mit einemmal wußte er auch,

warum sie mit dieser frohen Miene neben ihm saß, weil sie über seine Worte glücklich war, weil sie es nicht mehr erwartet hatte, daß er ihr noch einmal von seiner Liebe sprechen würde und nun wußte er auch, warum sie fortwährend auf ihre Uhr sah: um sich für alle Zeiten die Stunde einzuprägen, in der er ihr zum letztenmal seine Liebe gestand und um für immer zu behalten, wielange es nach der Uhr gedauert hatte, bis es ihm gelungen war, das Jawort aus ihrem Munde zu bekommen. Das aber dauerte zu seiner Verwunderung garnicht solange, wie er es befürchtet hatte, denn plötzlich schob Helene-Hildegard nun die Armbanduhr unter den linken Ärmel zurück und ihn fröhlich und übermütig ansehend, rief sie ihm zu, während sie ihm zugleich die rechte Hand entgegenstreckte: „So, Herr Flämning, jetzt ist es soweit, die Frist ist abgelaufen und nun da sie es ist, können Sie sich gratulieren, wie ich Ihnen gratuliere.“

Einen kurzen Augenblick sah Carl-Georg Helene-Hildegard, die ja nun seine Helene-Hildegard geworden war, ganz erstaunt an. Etwas anders hatte er das Jawort aus ihrem Munde denn doch erwartet und daß sie ihn selbst dazu beglückwünschte, daß sie ihm keinen Korb gab, kam ihm ja auch etwas seltsam vor und daß sie sich nach der Uhr eine Frist gestellt hatte und die erst vorübergehen ließ, bevor sie ihn erhörte, war ja auch gerade nicht alltäglich, aber das waren doch nur kleine nebensächliche Dinge. Die Hauptsache war und blieb, Helene-Hildegard hatte ihm ihre Liebe

gestanden und so nahm er denn nun blitzschnell ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie heiß und wild auf den Mund und sie küßte ihn noch viel heißer und leidenschaftlicher wieder als er das gehofft hatte, denn sie küßte ihn so wild, daß sie bei dem Küssen in seine Unterlippe biß, sodaß er mit einemmal einen starken Schmerz verspürte, der ihn veranlaßte, sie frei zu geben. Aber kaum hatte er das getan, da sprang Helene-Hildegard von ihrem Platz auf und während sie nun abwechselnd blaß und rot werdend vor ihm stand, rief sie ihm mit erregter Stimme zu: „Herr Flämmer, ich muß dringend um Aufklärung bitten, wodurch habe ich Ihnen das Recht gegeben, mich gegen meinen Willen zu küssen?“

„Gegen Ihren Willen?“ fragte er verständnislos und das Taschentuch, auf dem ein großer Blutstropfen sichtbar war, von seinen Lippen fortnehmend, setzte er hinzu: „Mit demselben Recht könnte ich Sie fragen, Fräulein Brinken, weshalb haben Sie mich verleitet, Sie zu küssen, wenn Sie mich bei der Gelegenheit doch nur zum Krüppel beißen wollten?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, setzte er schnell hinzu: „Ich hätte ja vieles für möglich gehalten, aber daß wir beide uns auf eine so sonderbare Art verloben würden —“

„Wir beide hätten uns miteinander verlobt?“ fiel Helene-Hildegard ihm ins Wort. „Wir beide? Das ist doch wohl eine Personalverwechslung, denn wir haben uns nicht miteinander verlobt, sondern Ihre

Schwester hat sich soeben mit Herr von Ratzfeld verlobt."

Gewiß, darauf, daß die beiden sich einmal miteinander verloben würden, war er täglich vorbereitet gewesen, aber daß die beiden das nun getan haben sollten, während er sich selbst zu verloben glaubte, das begriff er nicht und so fuhr er sich denn mit dem Taschentuch über die heiße Stirn, auf der die Schweißtropfen perlten, ohne daran zu denken, daß er dadurch das von seinen Lippen auf das Taschentuch getropfelte Blut auf seiner Stirn zerrieb und als er das getan hatte, da sah er so komisch aus, daß Helene-Hildegard, wenn auch ganz gegen ihren Willen, hell auflachen mußte, bis er ihr nun ärgerlich zurief: „So ist es recht, Fräulein Brinken, erst hören Sie mein Liebesgeständnis ruhig mit an, dann erklären Sie mir, die Frist, die Sie mir Gott weiß weshalb stellten, wäre abgelaufen, dann beglückwünschen Sie mich dazu, Ihre Liebe gewonnen zu haben, dann beißen Sie mich, während ich Ihnen den Verlobungskuß zu geben glaube, und während ich hier vor Ihren Augen verblute, lachen Sie mich auch noch aus."

„Aber Herr Flämning, das ganze ist doch nur ein Mißverständnis Ihrerseits," gab Helene-Hildegard, der Carl-Georg nun aufrichtig leid tat, zur Antwort.

„Das kommt mir nachgerade auch so vor," stimmte Carl-Georg ihr bei, um sie nun zu bitten: „Wollen Sie nicht so liebenswürdig sein, mir dieses

Mißverständnis zu erklären, schon damit Sie mir den Verlobungskuß zurückgeben können, den ich Ihnen gab? Und ich gab Ihnen einen wirklichen Kuß, Fräulein Brinken, ich glaube sogar, es waren drei und da muß ich bitten, daß Sie mir die drei ebenso zurückgeben, wie Sie die empfingen, mit den Lippen und nicht mit den Zähnen."

„Über die Rückgabe einigen wir uns vielleicht später," meinte Helene-Hildegard, um ihm nicht weiter weh tun zu müssen, absichtlich übermütig auf seine letzten Worte eingehend, „nun aber lassen Sie sich alles erzählen, es ist schnell gesagt." Und nachdem sie wieder an seiner Seite Platz genommen hatte, fuhr sie fort: „Ich habe auf alles das, was Sie mir da vorhin von Ihrer Liebe erzählten, nicht hingehört, einmal weil ich das schon zur Genüge kenne, dann aber auch, weil Ihre Worte garnicht ernsthaft gemeint waren. Nein, bitte unterbrechen Sie mich nicht, Herr Flämning, nachher stehe ich Ihnen Rede und Antwort, aber erst lassen Sie sich von mir alles erklären. Im Begriff, in den Garten zu gehen, traf ich Herrn von Ratzfeld, der Viola suchte, um ihr seinen Antrag zu machen und zwar sofort, denn er war vor Freude und vor Verliebtheit ganz außer sich. Er hat, bevor er mit Ihnen heraus fuhr, seinem Herzog einen Brief geschrieben und als Antwort daraufhin von dem hohen Herrn ein langes Telegramm erhalten. Ich habe die Depesche, die er mir gab, gelesen, den Wortlaut

weiß ich nicht mehr, denn dafür war der zu lang, dem Sinne nach aber telegraphierte der Herzog: er, Herr von Ratzfeld, wisse ja, daß der Herzog und die Frau Herzogin früher mit aller Strenge darauf gehalten hätten, sich nur solche Damen vorstellen zu lassen, die von Geburt aus adlig wären und daß weder er noch die Frau Herzogin jemals eine Dame bei Hofe zugelassen hätten, die sich einbildete, dadurch hoffähig zu werden, daß sie als Bürgerliche einen, wenn auch noch so hochstehenden Adligen heiratete. Deshalb hätten er, der Herzog, und die Frau Herzogin zunächst einen Todesschrecken bekommen, als sie aus seinem Briefe ersahen, daß er eine Bürgerliche zu heiraten beabsichtigte, schon weil sie befürchtet hätten, ihn dadurch für immer zu verlieren. Aber dann hätten sie beide sich doch darüber hinweggesetzt, weil sie nun erst verständen, warum Herr von Ratzfeld sich bisher immer gesträubt hätte, dem Ruf des Herzogs zu folgen. Nun wüßten sie, daß das lediglich mit Rücksicht auf seine spätere Frau geschehen sei, um die nicht dem auszusetzen, daß sie später von dem Herzogspaar nicht empfangen würde."

„Und die beiden werden nun Viola bei sich aufnehmen, oder die wenigstens als Herrn von Ratzfelds Frau anerkennen?“ fragte Carl-Georg, der Fräulein Brinken mit immer größer werdendem Erstaunen zugehört hatte, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Für Viola freut mich das natürlich sehr, aber ich bin zugleich neugierig, was der Vater dazu

sagen wird, obwohl es sich im Augenblick ja nicht um den, sondern um das glückliche Brautpaar handelt, vorausgesetzt, daß die beiden inzwischen wirklich ein Brautpaar geworden sind."

„Das sind sie, darüber können Sie unbesorgt sein," beeilte Helene-Hildegard sich, ihn zu beruhigen. „Ich traf, wie gesagt, Herrn von Ratzfeld, als er mit dem Telegramm in der Hand Viola suchte und da erzählte er mir auch, wie grenzenlos glücklich er sei. Und dann berichtete er mir etwas, was ich aber nicht gleich verstand. Er habe sich früher immer eingeredet, keine hundert schweren belgischen Arbeitspferde würden die Kraft haben, ihn wieder in die Nähe des Herzogs zu bringen, nun brächte das sogar ein schwacher Mensch fertig, seine Viola, und das würde er ihr nie vergessen, denn nun sähe er erst ein, wie er doch noch an seinem Herzogspaar hinge, nachdem er das wiedergewonnen anstatt es für immer verloren habe. Und dann wollte er mir anscheinend noch manches andere erzählen, aber ich rief ihm zu: „Herr von Ratzfeld, wenn Sie sich nun nicht beeilen, zu Viola zu kommen, wird es heute mit Ihrer Verlobung wieder nichts werden und ich würde an Ihrer Stelle die schöne Verlobungsstimmung, in der Sie sich augenblicklich befinden, zu Ihren Gunsten ausnutzen." Das schwor er mir denn auch zu tun, nachdem ich ihm gesagt hatte, wo er Viola finden würde und er stürmte davon, nachdem er mir zugerufen hatte: „Sehen Sie bitte eine Viertelstunde lang unentwegt auf Ihre Armbanduhr und denken Sie

während dieser Zeit nur an mich, damit es mir bei meiner Werbung gut geht und damit ich später als Violas Ehemann noch lange lebe auf Erden. Und wenn die Zeit verstrichen ist und wenn Sie dann zufällig Carl-Georg treffen sollten, sagen Sie ihm, die Frist wäre abgelaufen. Sie gratulieren ihm herzlich, der Storch hätte ihm einen Schwager gebracht." Damit ließ er mich stehen, ich aber suchte Sie auf, um mich meines Auftrages nach Ablauf der gestellten Frist entledigen zu können. Allerdings, das will ich Ihnen offen gestehen, Herr Flämmer, ich hätte den Auftrag nicht übernommen, wenn ich es vorausgesehen hätte, daß der so enden würde, denn daß Sie meinen Glückwunsch derartig falsch deuten würden, wie Sie das taten, darauf war ich nicht vorbereitet."

„Und ich erst recht nicht, Fräulein Brinken, daß Sie mir auf mein Liebesgeständnis eine derartig bis-sige Antwort erteilen würden," gab er halb verstimmt, halb belustigt, wenn auch nur mit einer Art Galgenhumor, zurück, um nun fortzufahren: „Dank Ihrer ausführlichen Erklärung bin ich ja nun über alles im Bild. Daß ich mich sehr darüber freue, daß mir der Storch einen Schwager brachte, ist wohl selbstverständlich, aber sagen Sie mir bitte, Fräulein Brinken, und sagen Sie mir bitte ganz offen und ehrlich, denn es ist das letztemal, daß ich mit Ihnen darüber spreche, glauben Sie nicht, daß ich mich noch viel

mehr freuen würde, wenn der Storch mir persönlich eine Braut gebracht hätte, die mir Namen —“

„Baronesse Benita von Fink heißt,“ fiel Helene-Hildegard ihm blitzschnell in das Wort, so schnell, daß er sie fassungslos anstarrte, als sei ganz dicht vor seinen Augen ein greller Blitz zur Erde niedergefahren, bis er nun endlich stotterte: „Fräulein Brinken, ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, den Namen habe ich nicht nennen wollen und es ist mir ganz unverständlich, wie Sie auf den kommen, denn Sie müßten doch eigentlich wissen, daß ich einzig und allein nur Sie liebe und daß —“

„Und daß Sie vorhin gesagt haben, nichts wäre Ihnen auf der Welt so verhaßt wie eine Lüge,“ unterbrach sie ihn. „Sie sehen, ich habe das nicht vergessen. Weil Sie aber die Lüge so hassen, Herr Flämning, deshalb sollten und müßten Sie es vermeiden, nicht nur mich, sondern auch sich selbst zu belügen. Sie tun es unwissentlich, das mag zu Ihrer Entschuldigung dienen, aber Sie belügen sich trotzdem, denn wenn Sie ganz wahr und offen sein wollen, Herr Flämning, Sie lieben mich nicht mehr, ja ich glaube sogar, Sie haben mich nie geliebt. Sie fanden mich hübsch, gut angezogen, mein Wesen gefiel Ihnen und das übrige tat die Langeweile, die Gewohnheit, das viele Zusammensein mit mir. Da bildeten Sie sich ein, mich zu lieben, aber ernstlich geliebt haben Sie mich nie, denn sonst hätten Sie es nicht einmal im Scherz fertig gebracht, der Baronesse, noch dazu in

meiner Gegenwart, derartig den Hof zu machen, wie Sie es wiederholt taten." Und halb ernsthaft, halb lachend schloß sie: „Jetzt, Herr Carl-Georg Flämning, sehen Sie in mir Ihren irdischen Richter, der von Ihnen ein volles Geständnis, die ganze Wahrheit verlangt und da frage ich Sie kraft meines Amtes, das ich mir selbst verlieh: habe ich mit dem, was ich Ihnen eben auseinandersetzte, recht oder nicht? Ja oder nein?“

Es herrschte zwischen ihnen beiden ein langes Schweigen, tausend und abertausend Gedanken schossen Carl-Georg durch den Kopf, er überlegte sich Helene-Hildegards Worte hin und her, bis er sie endlich in der Furcht, er könne sie kränken und verletzen, ausweichend fragte: „Muß ich wirklich ja sagen, Fräulein Brinken? Ist es nicht genug, wenn ich Ihnen im stillen recht gebe und wenn ich Ihnen eingestehe, daß ich ohne Ihre Worte niemals darauf verfallen wäre, daß ich die Baronesse tatsächlich liebe, da ich mir bisher einbildete, einzig und allein in Sie, Fräulein Brinken, verliebt zu sein? Aber nun ist mir so vieles klar geworden, was ich in den letzten Tagen nicht begriff, vor allen Dingen, warum ich mir immer wieder sagte: schön, wenn Fräulein Brinken denn gehen will, meinethwegen, ich halte sie nicht. Ich dachte, das wäre bei mir Trotz, Eigensinn, beleidigte Eitelkeit oder etwas Ähnliches, nun aber weiß ich, daß die Liebe zu der Baronesse mich so sprechen ließ und deshalb frage ich Sie noch einmal, muß ich wirklich

auf Ihre Frage mit einem lauten, vernehmlichen „Ja“ antworten?“

„Ja, das müssen Sie,“ gab sie zurück.

„Also schön, dann sollen Sie es auch zu hören bekommen,“ pflichtete er ihr bei und damit sie es auch wirklich höre, rief er ihr so laut wie er es nur irgend konnte, zu, um sie gleich darauf erschrocken zu fragen: „Nun sind Sie mir sicher ewig böse?“

„Böse?“ wiederholte sie und ihn so freundlich ansehend, wie sie es kaum je zuvor getan hatte, setzte sie hinzu: „Ich danke Ihnen sogar für dieses Ja, denn hätte ich es nicht aus Ihrem Munde vernommen, hätte ich mir später, wenn ich nicht mehr hier bin, vielleicht doch zuweilen Vorwürfe gemacht, daß ich Ihre anscheinend so treue Liebe nicht erwiderte und daß ich Sie nicht erhörte. Nun bin ich in der Hinsicht vollständig beruhigt und kann mit dem Bewußtsein scheiden, daß Sie auch, wenn ich fortgegangen bin, glücklich sein werden.“

„Und Sie glauben, Fräulein Brinken, daß die Baronesse mich erhören wird? Und noch eins, glauben Sie, daß die mich wiederliebt?“ kam es nach einer Pause etwas zaghaft über Carl-Georgs Lippen.

„Das letztere tut die so bestimmt, wie ich jetzt neben Ihnen sitze,“ gab Helene-Hildegard zur Antwort, „aber wenn Sie mich fragen, ob die Baronesse Sie heiraten wird, wohl weil Sie dabei daran denken, daß Sie nur bürgerlich sind, dann kann

ich Ihnen nur erklären: wie können Sie so zaghaft sein, da es sich nun um Ihr eigenes Lebensglück handelt? Sie hatten doch Schneid und Energie, als Sie Herrn von Ratzfeld hierher brachten, denn nun kann ich es Ihnen gestehen, Viola und ich wußten es längst, was sich die Leute in der Stadt über Viola und Herrn von Ratzfeld erzählten. Wir haben es Ihnen absichtlich verschwiegen, damit Sie nicht etwa eines Tages als Abgesandter Ihrer Schwester bei Ihrem jetzigen Schwager vorsprächen. Wenn Sie das täten, sollten Sie das aus eigener Initiative tun und so ist es ja auch gekommen. Da aber meine ich, wenn Sie schon der Schwester den Verlobten verschafften, den die sich wünschte, dann werden Sie sich doch wohl für Ihre eigene Person erst recht die Braut zu holen wissen, ganz abgesehen davon, daß die Eltern der Baronesse und daß die Baronesse selbst sich an Ihrem fehlenden Adel nicht mehr stoßen können, nachdem sogar das Herzogspaar erklärt hat, Ihre Schwester mit offenen Armen aufnehmen zu wollen. Darauf können Sie sich bei Ihrer Bewerbung doch berufen."

„Das ist das einzige, was ich ganz gewiß nicht tun werde," widersprach Carl-Georg sehr energisch, „ich werde sogar, mit Erlaubnis zu sagen, den Teufel was tun und diesen Punkt überhaupt nicht berühren. Wie ich die Baronesse um ihrer selbst willen liebe und die Quarkspitze danach frage, ob die adlig ist oder nicht, so soll die mich auch um meiner selbst willen lieben und sich den Kuckuck darum scheren, daß ich bürger-

lich bin. Und wenn die das nicht tut, wenn die vielleicht Anstoß daran nimmt, daß ich ohne blaues Blut in den Adern auf die Welt gekommen bin, dann, Fräulein Brinken, soll die mal was erleben. Dann mache ich ihr, aber auch deren Eltern derartig den Standpunkt klar, daß allen die Augen überquellen und daß die Eltern ihrer Tochter zurufen: „Um Gottes willen, Benita, heirate diesen schrecklichen Menschen, damit wir ihn schnell wieder los werden, denn der ist sonst imstande und faucht uns solange an, bis alle Fensterscheiben im Hause gesprungen sind.“ Und siegesgewiß vor sich hinlächelnd meinte er: „Seien Sie unbesorgt, Fräulein Brinken, wenn die Baronesse mich liebt, dann heiratet sie mich auch und wenn sie sich hinter einem Wall verstecken sollte, der mit hunderttausend Vorurteilen gespickt ist, wie im verflorenen Kriege eine feindliche Stellung mit Maschinengewehren.“

„Sehen Sie, so gefallen Sie mir,“ belobte Helene-Hildegard ihn, „aber so wie Sie es eben taten, mußten Sie auch sprechen, etwas anderes paßte garnicht zu Ihnen. Nun aber, Herr Flämning, da wir uns ja Gott sei Dank einig sind, ich meine nachdem zwischen uns beiden endlich völlige Klarheit geschaffen wurde, müssen wir wohl in das Haus zurückkehren und dem glücklichen Brautpaar zur Verlobung gratulieren.“

„Ja das müßten wir wohl eigentlich,“ stimmte Carl-Georg ihr bei, aber als sie sich von ihrem Platz erhoben hatte, zögerte er, ihr zu folgen, sodaß sie ihn

nun erstaunt fragte: „Hätten wir vielleicht doch noch etwas miteinander zu besprechen?“

„Nach meiner Ansicht ja,“ gab er ein klein wenig verlegen zur Antwort, um sie jetzt seinerseits zu fragen: „Sagen Sie bitte, Fräulein Brinken, wie wird denn das nun eigentlich mit den drei Verlobungsküssen, die ich Ihnen vorhin irrtümlicherweise gab? Wollen Sie die für sich behalten, oder wollen Sie mir die nicht doch lieber zurück geben, denn es wird doch auch für Sie sicher eines Tages die Stunde kommen, in der man Ihnen den richtigen Verlobungskuß gibt und da muß es Ihnen doch um Ihrer selbst willen, aber auch um Ihres Verlobten willen peinlich sein, wenn Sie daran denken müssen, daß auf Ihren Lippen noch von früher her drei andere Verlobungsküsse ruhen. Da also meine ich, wollen Sie mir die nicht lieber zurückgeben?“

Halb lachend, halb verlegen stand sie ihm gegenüber. „Und die Baronesse?“ fragte sie endlich.

„Ach so ja die Baronesse,“ gab er etwas kleinlaut zur Antwort, dann aber lachte er fröhlich auf: „Der werde ich schon nichts davon erzählen und wenn doch, dann wird die es sicher sehr begreiflich finden, daß ich nicht nur mit Worten, sondern mit einem Freundschaftskuß von Ihnen und von meiner Liebe zu Ihnen für immer Abschied genommen habe, denn nicht wahr, Fräulein Brinken, wenn Sie mich auch nicht lieben und wenn auch ich Sie wohl nie richtig liebte,

gute Freunde sind wir trotzdem die ganze Zeit hindurch gewesen?"

„Ja das sind wir,“ stimmte sie ihm bei, während sie ihm zugleich herzlich die Hand reichte und noch einmal wiederholte sie: „Ja, das sind wir gewesen, das wollen wir auch bleiben und wenn Sie mich in diesem Sinne einmal küssen wollen, dann meinethwegen und ich verspreche Ihnen auch —“

„Nicht wieder zu beißen,“ fiel er ihr in das Wort.

„Nein, Sie wiederzuküssen,“ gab sie zur Antwort und so küßten sie sich rein und freundschaftlich.

Und während sie sich küßten, dachte Carl-Georg: nein, ich habe sie wirklich nie geliebt, sonst würde es mich selbst mit der Liebe zu der Baronesse im Herzen nicht so kalt lassen, daß ich Helene-Hildegard küsse und daß sie mich wiederküßt —

Helene-Hildegard aber dachte: jetzt, wo ich Carl-Georg küsse, heute, wo ich seit Jahren zum erstenmal wieder einen Mann küsse, jetzt fühle und empfinde ich es erst, wie grenzenlos ich mich nach den Küssen eines anderen sehne. —

* * *

Achtundvierzig Stunden später klingelte in der kleinen ehemaligen Residenz in den Wohnungen der einstigen Hofgesellschaft vom Morgen bis zum Abend das Telephon und überall wurden telephonisch die drei großen Neuigkeiten besprochen, zuerst die erste, die allerdings keine mehr war, denn daß Herr von Ratzfeld sich mit Fräulein Flämning verloben würde, war ja

leider voraus zu sehen gewesen.

Dann die zweite: Seine Durchlaucht der Herzog hatte dieses Verlöbniß telegraphisch gesegnet, sogar noch bevor die beiden Hauptbetheiligten sich miteinander verlobt hatten. Der Herzog hatte gesegnet und die Frau Herzogin wollte die Braut, wenn die erst junge Frau war, in höchstirrer Nähe dulden, als wäre dieses Fräulein Flämning schon vor Ausbruch der Revolution hoffähig gewesen.

Die Telephondrähte zitterten: „Liebste beste teuerste Freundin, was sagen Sie nur zu diesem Entschluß der höchsten Herrschaften?“

Und die anderen Telephondrähte zitterten: „Ich weiß es doch nicht, liebste beste teuerste Freundin, was ich dazu sagen soll, deshalb habe ich doch bei Ihnen angeklingelt, was sagen Sie nur?“

So ging das hin und her, bis dann die dritte Neuigkeit kam, die dritte, die größte, die unglaublichste, die auch niemand geglaubt haben würde, wenn der sogenannte glückliche Bräutigam es dem alten Grafen Mehnert, als er diesem, dem Oberhaupt der ehemaligen Hofgesellschaft, offiziell seine Verlobung und das Einverständnis Seiner Durchlaucht zu diesem seinen Schritt meldete, es nicht persönlich mitgeteilt hätte: anstatt die Glocken läuten zu lassen und die Freudenfahnen zu hissen, weil seine Tochter eine so glänzende adlige Partie machte, hatte der alte

Flämning sich anfangs sehr energisch auf die Hinterbeine gesetzt und sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, daß seine Tochter einen Adligen heirate, bis es dann doch den vereinten Kräften des Brautpaares, denen der Sohn des Hauses und selbst das Tippelfräulein hatten zu Hilfe kommen müssen, gelungen war, den alten Herrn umzustimmen.

Wieder zitterten die Telephondrähte und diesesmal zitterten sie erst recht: „Liebste beste teuerste Freundin, was sagen Sie nur dazu? Ist das zu glauben? Ist dieses Sträuben des alten Herrn Flämning, seinen adligen Schwiegersohn mit offenen Armen aufzunehmen, nicht eine Beleidigung für uns alle? Liebste Freundin, was sagen Sie nur dazu? Ich bin sprachlos und vor allen Dingen weiß ich auch eins nicht, wie soll ich mich verhalten, wenn Herr Flämning mir nun morgen oder übermorgen offiziell die Verlobung seiner Tochter anzeigt? Soll man dem da überhaupt gratulieren, da er sich doch über diese Verlobung garnicht freut und wenn man trotzdem gratuliert, in welcher Form soll man das tun?“

Darüber wurden sich die zitternden Telephondrähte in der ganzen Stadt nicht einig und so beschloß man denn, auch die Antwort auf diese schwierige Frage dem alten Grafen Mehnert zu überlassen. Der als der Älteste von ihnen allen würde schon das Richtige finden. Und um es zu erfahren, was der alte Graf zu den drei großen Neuigkeiten, in Sonderheit aber zu der dritten, der größten, sage, klingelten

gleich darauf alle Telephone bei dem Grafen Mehnert an, aber leider ohne Erfolg, denn da der Graf diese Klingelei vorausgesehen hatte, war er so klug gewesen, den Apparat abstellen zu lassen und saß nun, eine seiner großen schweren Zigarren nach der anderen rauchend, in seinem Zimmer und überlegte, was er dazu sagen solle, und darauf die Antwort zu finden, war für ihn nicht so leicht, denn etwas Dummes sagen durfte er nicht und etwas Kluges fiel ihm schon deshalb nicht ein, weil er garnicht klar denken konnte, derartig hatte es ihn erschüttert, daß das Herzogspaar Fräulein Flämning als die Braut des Herrn von Ratzfeld anerkannte. Wie hatten die höchsten Herrschaften ihm und damit der ganzen Hofgesellschaft, die, so gering die Aussichten dafür auch waren, trotzdem unentwegt auf seine Rückkehr hoffte, das antun können? Lohnte es sich da noch, treu und fest zueinander zu halten, wie man es bisher tat, war es da noch möglich, sich wie bisher die bürgerlichen Kreise fern zu halten, wenn das Herzogspaar mit einem derartigen, beinahe hätte er gedacht, mit einem derartig schlechten Beispiel voranging und wenn das in die uralten Traditionen der Hofgesellschaft eine Bresche schlug? Aber das nicht allein, sollte und konnte man unter diesen Umständen noch weiter auf die Rückkehr des Herzogs hoffen, damit er die Regierung seines Landes von neuem übernehme? Würden mit dessen etwaiger Rückkehr und nach Wiedererrichtung des Hoflagers in der Residenz und am Hofe nicht Zustände und

Neuerungen um sich greifen, die in nichts, aber auch in nichts mehr an die Zeiten vor der Revolution erinnerten? War es da nicht vielleicht wirklich besser, es blieb so, wie es jetzt war?

Das waren die schweren Fragen, die sich dem alten Grafen aufdrängten und auf die er zu seinem eigenen Entsetzen nur die eine Antwort fand: ja, es ist besser, wenn das Herzogspaar, nachdem es derartig demokratisch geworden ist, bleibt wo es ist, denn unter diesen Umständen wäre die Rückkehr des Herzogs nicht nur für uns, die Mitglieder der einstigen Hofgesellschaft, sondern für sein ganzes Land ein großes nationales Unglück.

Und um diesen seinen alten Herzog, der nach seiner Ansicht außer sich geraten und einen Schlaganfall erleiden würde, sobald der erführe, daß sein ganz besonderer Schützling, Herr von Ratzfeld, sich bürgerlich verloben wolle, hatte er geweint! Damals hatte er sich seiner Tränen nicht geschämt, wohl aber tat er das jetzt. Wie war es nur möglich, daß er sich in seinem Herzog so hatte täuschen können? Da sah man es einmal wieder, je höher einer stand, desto weniger war auf ihn Verlaß.

Stunde um Stunde saß der alte Graf in seinem Zimmer und sann vor sich hin, bis ihm wieder einfiel, daß er hauptsächlich darauf Antwort geben sollte, in welcher Form man auf die Verlobungsanzeigen, die der alte Flämmer verschicken würde, zu antworten habe. Auch das wollte sehr reiflich überlegt sein, bis er endlich das Richtige fand: die Anzeigen zwar höflich,

aber trotzdem lediglich kühl und korrekt beantworten, keine mündliche Gratulation, also keine Gratulationsbesuche auf Schloß Geisau und erst recht keine Annahme der Einladung zu einem Verlobungsdiner, falls eine solche ergehen sollte.

Das war das Resultat des langen Nachdenkens, das den allgemeinen Beifall der Hofgesellschaft fand, als diese davon erfuhr, sobald der alte Graf sein Telephon erneut hatte umstellen lassen, sodaß er nun wieder angeklingelt werden konnte. Alle stimmten ihm bei, nur sein Sohn Hasso war darüber anderer Ansicht, denn der vertrat den Standpunkt, wenn das Herzogspaar die Braut offiziell anerkenne und herzlich bei sich aufnehme, dürfe die Hofgesellschaft, die zum Überfluß doch gar keine mehr wäre, nicht höfischer denken, als der ehemalige Hof selbst und nach seiner Ansicht sah es einer tatsächlichen Beleidigung gleich, falls man eine Einladung zu einem etwaigen Verlobungsdiner ausschlagen solle. Es war das erstmal, daß Graf Vater und Graf Sohn in Meinungsverschiedenheiten gerieten, aber der alte Graf nahm das seinem Sohn, den er zu durchschauen glaubte, nicht weiter übel. Es war in der Stadt bekannt geworden, daß Fräulein Brinken demnächst Schloß Geisau verlassen wollte, da hoffte sein Sohn sicher, wenn er noch einmal auf Schloß Geisau mit Fräulein Brinken zusammentreffen könne, diese im letzten Augenblick doch noch für sich zu gewinnen. Diesen Wunsch fühlte der alte Graf seinem Sohn vollständig nach, denn ein bildhübsches Mädels war

dieses Fräulein Brinken, sie hatte auch tadellose gesellschaftliche Manieren und auch das war ein nicht zu unterschätzender Vorzug, denn eine Geliebte mit schlechten Umgangsformen stieß sehr bald ab. Ja der alte Graf gönnte es seinem Sohn, seinem Hasso, wirklich, daß es dem noch gelingen möge, sich Fräulein Brinken zu erobern, denn wenn sein Hasso sich auch nicht weiter darüber aussprach, er merkte dem doch ganz deutlich an, wie sehr der darunter litt, daß Fräulein Brinken nun bald für immer fortgehen würde. Wenn er sah, wie sein Sohn, sein Hasso, in den letzten Tagen ein ganz anderer geworden war, wie der den Kopf hängen ließ, wie der garnicht mehr lachte und scherzte, wie der sich absonderte und seine eigenen Wege ging, vor allem aber, wenn er bemerkte, wie sein Sohn noch mehr als früher unter seinen Frostanfällen litt, dann wollte er ihm oft zurufen: Nimm es nicht so tragisch, mein Junge, es gibt noch genug andere hübsche junge Mädchen auf der Welt und erhört Dich die eine nicht, erhört Dich die andere. Im übrigen habe ich Dich beizeiten gewarnt und Dir im voraus prophezeit, daß Du bei diesem Tippelfräulein eine Enttäuschung erleben würdest, denn die Mädchen desselben Berufes sind in ihren Anschauungen und in ihrem Wesen nur zu verschieden voneinander.

Ja so wollte er zu seinem Sohn sprechen, aber er unterließ es dennoch, denn er war ja auch einmal jung gewesen und wußte aus eigener Erfahrung, daß

man solche Krisen am besten und am leichtesten überwindet, wenn kein Dritter sich hineinmischt. Aber sein Sohn tat ihm so aufrichtig leid, daß er sich im stillen sagte: Na, vielleicht ladet Herr Flämning uns doch alle noch ein und wenn das geschehen sollte, finde ich mit Rücksicht auf meinen Hasso am Ende doch noch einen Ausweg, der es mich der Hofgesellschaft plausibel machen läßt, daß es vielleicht doch besser wäre, der Einladung Folge zu leisten.

Aber der alte Herr Flämning dachte nicht daran, eine Einladung ergehen zu lassen, dafür hatten ihn die zwar höflichen und korrekten, aber trotzdem sehr kühlen Gratulationen, die er erhielt, zu sehr verschnupft, und glücklicherweise bat ihn auch das Brautpaar nicht darum, ihnen zu Ehren ein Fest zu geben, auch das ärgerte sich über die kühlen Glückwünsche, denn namentlich Herr von Ratzfeld hatte damit gerechnet, daß das Telegramm des Herzogs die anderen sehr schnell mit seiner Verlobung wieder aussöhnen würde. Auf den Gedanken, daß der Groll und der Zorn der Hofgesellschaft in erster Linie dem alten Herrn Flämning galten, kam das Brautpaar garnicht und deshalb war es für die wenigen wirklich herzlichen Glückwünsche, die es erhielt, besonders dankbar.

Die erste, die schrieb, und die dem offiziellen Glückwunsch ihrer Mutter noch eigene Worte hinzufügte, war Maria-Ursula und wenn die sich auch vorgenommen hatte, nur ein paar Worte zu schreiben, wurde es dennoch ein ganzer Brief, denn erstens

mußte ihre Gratulation so herzlich klingen, daß selbst Herr von Ratzfeld garnicht auf die Vermutung kommen könne, sie habe einmal, wenn auch nur vorübergehend, gehofft selbst seine Braut zu werden und zweitens mußte ihre Gratulation auch Violas wegen, der sie zu aufrichtigem Dank verpflichtet war, sehr herzlich klingen, denn wenn die ihr Herrn von Ratzfeld nicht abgenommen hätte, wäre sie vielleicht selbst mit dem eines Tages doch noch kreuzunglücklich geworden, denn seitdem der sich mit Viola verlobte, wußte sie, daß sie selbst ihn niemals geliebt und daß sie sich ihr ganzes Verliebtsein in den nur eingeredet hatte. Zu dieser Erkenntnis trug eins bei, ein Brief, den sie endlich von dem Hauptmann von Frankenberg aus einem Lazarett in Graudenz erhielt. Er schrieb ihr, was sie längst vermutete und befürchtete, daß er in einem der Grenzgefechte verwundet worden sei, nicht lebensgefährlich, aber doch so sehr, daß er damit rechnen müsse, sein eines Bein werde dauernd steif bleiben und daß es mit seiner militärischen Laufbahn daher definitiv vorbei sei. Das bedeute für ihn das Schlimmste, was ihn habe betreffen können und er frage sich immer wieder: was nun? Darauf aber fände er allein keine Antwort, vielleicht daß sie ihm die geben könne, wenn er in hoffentlich nicht zu ferner Zeit mit ihr darüber sprechen dürfe, vorausgesetzt, daß er es dürfe und daß sie ihm nicht mehr böse sei, obgleich er eigentlich garnicht wisse, weshalb sie ihm solange gezürnt habe.

Auch sonst stand noch so manches in dem Brief, allerdings weniger in den Zeilen als zwischen denen und als sie das alles mit glühenden Wangen und klopfenden Herzens gelesen hatte, stand ihr Entschluß fest, sie wollte Hauptmann von Frankenberg im Lazarett besuchen und wenn sie ihn da wiedersah, wollte sie ihm sagen, daß sie ihm garnicht mehr böse wäre, daß sie ihm überhaupt nie ernstlich böse gewesen sei und dann würde sie sicher schon am Tage des Wiedersehens eine ebenso glückliche Braut werden, wie Fräulein Flämning es war, nein sogar eine noch viel glücklicherere [sic! D.Hrsgb.]. Um das aber zu werden und um in die Nähe des Geliebten zu gelangen, gebrauchte sie eine List, sie erzählte der Mutter, die nicht zu Hause gewesen war, als der Brief ankam, sie habe zufällig gehört, Graudenz solle eine reizende Stadt sein, sie habe auch letztthin in der Zeitung gelesen, daß dort kein Mangel an hübschen Villen herrsche und deshalb möchte die Mutter es sich doch einmal überlegen, ob sie nicht nach Graudenz ziehen wolle. Das Beste und Einfachste sei wohl, sie führen beide einmal auf ein paar Tage hin, um sich die Stadt anzusehen, diese Reise habe von allem anderen abgesehen auch den Vorteil, daß man dann tatsächlich einer eventuellen Einladung zu einer Verlobungsfeier nach Schloß Geisau nicht Folge zu leisten brauche. Das alles leuchtete der Mutter ein und so wurde die Reise für die allernächsten Tage beschlossen, und deshalb war es keine Lüge, wenn Maria-Ursula ihren Brief mit den Worten schloß: „Ich

würde sehr gern zu Ihnen hinaus kommen, um Ihnen persönlich meine besten Glückwünsche auszusprechen, aber meine Mutter und ich sind im Begriff zu verreisen, unsere Koffer sind schon gepackt. Sobald ich aber zurück bin, werde ich den Besuch nachholen, den ich heute leider auf später verschieben muß."

Und fast noch freundlicher als Maria-Ursula schrieb Baronesse Benita, denn Viola war doch die Schwester des von ihr geliebten Carl-Georg und wer konnte wissen, ob Viola nicht sogar über kurz oder lang ihre Schwägerin würde, wenn der hübsche und so nette Carl-Georg sie wirklich ebenso oder wenigstens ungefähr ebenso liebte, wie sie selbst ihn auch heute noch liebte. Daß und wie sehr sie ihn aber liebte, gestand sie sich von Tag zu Tag mehr ein, seitdem der Gedanke, er könne darauf bestehen, daß sie ihm das Jawort gäbe, nicht nur jeden Schrecken für sie verloren hatte, sondern seitdem der sie mit einem Glücksgefühl durchströmte, das sie früher nie empfand, wenn sie sich vorstellte, sie könnte und würde die Frau des Grafen Hasso werden.

Aber am herzlichsten von allen gratulierte Graf Hasso und das zu tun, war nach seiner Überzeugung seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Er war der erste gewesen, der etwas davon erfuhr, daß Herr von Ratzfeld sich mit Fräulein Flämning verloben wolle und da mußte er für seine Person dem Brautpaar auch beweisen, daß er nicht strenger und zeremonieller denke als der Herzog. Schließlich mußte er aber auch

mit Rücksicht auf Fräulein Brinken so herzlich gratulieren wie er nur konnte. Die hübsche, nein die mehr als hübsche Helene-Hildegard, war doch Violas beste Freundin und sicher würde die es ihm übel nehmen, wenn auch er den Glückwunsch, den er sandte, nur in kühle höfliche Worte kleidete und außerdem hoffte er, daß seine besonders herzliche Gratulation noch einen Erfolg haben würde, denn wer konnte wissen, ob das Brautpaar ihn nicht eines Tages doch noch zu einer wenn auch noch so intimen Verlobungsfeier nach Schloß Geisau einladen würde und dann gab es für ihn noch ein Wiedersehen mit Fräulein Brinken, allerdings wohl das letzte, aber zwischen dem letzten Wiedersehen und dem Abschied für immer hatte sich ja schon oft manches ereignet, an das die Beteiligten vorher nie und nimmer geglaubt hätten.

So hoffte er denn im stillen auf eine Einladung, die konnte nach seiner ehrlichsten Überzeugung sogar garricht ausbleiben und der Ansicht war auch das Brautpaar. Einmal widersprach es dessen fröhlicher und glücklicher Stimmung, das Verlobtsein Abend für Abend immer nur im Familienkreise zu feiern, dann aber gedachten beide des alten Wortes: geteilte Freude ist doppelte Freude und daran, daß namentlich Viola so dachte, war Helene-Hildegard schuld. Die hatte es ihr, wenn auch unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, anvertraut, wie es um das Herz ihres Bruders bestellt sei und wenn das für sie auch

keine allzu große Neuigkeit war, da sie längst Ähnliches vermutete oder wenigstens befürchtete, so hörte sie dennoch mit einiger Verwunderung, daß Carl-Georg seine Liebe zu der Baronesse so offen und ehrlich zugegeben hatte. Dann aber sagte sie sich: hat Carl-Georg dir geholfen, daß du glücklich wirst, wirst du auch ihm zu seinem Glück verhelfen. Und dazu kam noch eins, die Hoffnung, daß Helene-Hildegard weiter bei ihrem Vater bleiben würde, wenn ihr Bruder erst verlobt war und wenn die nicht mehr zu befürchten brauchte, daß Carl-Georg sie selbst weiter mit seinen Liebesgeständnissen quälen würde, obgleich sie es für ihre Person bei dem besten Willen immer noch nicht verstand, daß Helene-Hildegard sich nicht in ihren Bruder verliebt hatte. Aber die schien ja überhaupt nicht für die Liebe zu sein, denn auch ihre Vermutung, daß die Freundin sich irgendwie für den Grafen Hasso interessiere, hatte sie fallen lassen müssen, nachdem sie offen und ehrlich mit der darüber gesprochen und von der als Antwort auf ihre Frage so herzlich ausgelacht worden war, daß sie sich eingestand: dieses Lachen ist echt, das kommt vom Herzen, das hört man sofort, denn keine Verstellung auf der Welt ist so schwer, wie die, einen anderen durch sein Lachen täuschen zu wollen.

Aber so echt das Lachen auch nach Violas Ansicht klang und so echt es auch nach Helene-Hildegards eigener Überzeugung war, oder es wenigstens sein sollte, ganz echt war es trotzdem nicht und das lag daran, daß sie sich trotz allen

Grübelns nicht darüber klar werden konnte, ob sie den Grafen Hasso zum Teil auch mit ihrem Herzen, oder ob sie den auch jetzt noch nur mit ihren Sinnen liebe. Daß sie das letztere tat, gestand sie sich offen und ehrlich ein und wenn er es bei dem letzten Zusammensein an dem Abend im Weißen Falken darauf angelegt hatte, in der Hinsicht ihre Liebe zu gewinnen und es zu erreichen, daß sie mit ihren Leidenschaften an ihn dachte, sie an ihn vielleicht sogar noch mehr als er an sie, dann war ihm das gelungen. Aber sie glaubte sicher zu sein, daß ihr Herz frei von jeder Liebe zu ihm war, bis sie, als sie Viola wegen ihrer Bemerkung, sie interessiere sich vielleicht für den Grafen Hasso, auslachte, zu ihrem eigenen grenzenlosen Erstaunen bemerken mußte, daß der Graf doch schon von einem kleinen Teil ihres Herzens Besitz genommen habe. Und daß dem so war, bestärkte sie erst recht in ihrem Entschluß, unter keinen Umständen auf Schloß Geisau zu bleiben. Den wahren Grund, der sie veranlaßt hatte, zu kündigen und auf ihrer Kündigung zu bestehen, wollte sie dem Grafen Hasso offen und ehrlich mitteilen, wenn der sie danach fragen sollte. Vielleicht, daß der sich dann seines Sieges über sie freute, vielleicht aber auch, daß es ihm doch leid tat, schuld daran zu sein, daß sie seinetwegen ihre gute Stellung hier aufgeben mußte.

So sah sie dem Abend, an dem die Baronesse Benita und Graf Hasso zu einem einfachen kleinen Verlobungssessen nach Schloß Geisau geladen waren,

zwar voller Entschlossenheit, aber trotzdem mit einer gewissen inneren Unruhe entgegen, aber während sie sich im stillen wünschte, die Gäste möchten am Abend erst wieder fortgefahren sein, wünschten sich Baronesse Benita und Graf Hasso, als sie zusammen mit der Klingelbahn nach Schloß Geisau hinaus fuhren, sie wären erst an Ort und Stelle, denn diese Fahrt, bei der sie allein im Kupee saßen, war für sie beide peinlich und verlegen und sie wurde das umso mehr, je gewaltsamer sie eine heitere Unbefangenheit zur Schau zu tragen versuchten und das fiel der Baronesse besonders schwer, weil die immer wieder an die Worte denken mußte, die die Mutter ihr mit auf den Weg gab und die da dem Sinne nach lauteten: „Mädel, sei schlau. Wenn ich nicht zu Deiner Ehre annähme, daß Du das wärest, würde ich Dir nicht erlauben, daß Du mit dem Grafen allein nach Schloß Geisau hinausfährst, denn etwas unpassend ist es, obgleich Ihr ja längst gute Bekannte seid. Also Mädel, sei schlau und benutze die Gelegenheit, Dir endlich den Grafen für immer einzufangen, Du weißt, eine Verlobungsfeier zieht meistens schon an demselben Tage eine zweite nach sich, bringe also den Grafen dahin, daß er sich Dir heute erklärt, denn die größte Freude, die Du mir, aber auch Deinem Vater machen könntest, wäre die, wenn du heute abend als glückliche Braut zurück kämst.“ In diesem Sinne hatte die Mutter lange auf sie gesprochen und mehr als einmal hatte es ihr auf den Lippen gelegen, der

Mutter zu erwidern: Ja, Mutter, daß ich nicht unverlobt zurückkomme, das hoffe ich mit Dir, aber dafür, daß mein Bräutigam gerade Graf Hasso Mehnert heißt, übernehme ich keine Garantie, doch ich denke, Ihr werdet auch mit meinem anderen Verlobten einverstanden sein, denn in erster Linie scheint es Euch ja darauf anzukommen, daß ich mich überhaupt verlobe, wengleich ich es persönlich auch nicht recht verstehe, warum Ihr mich so schnell unter die Haube bringen wollt."

Und während die Baronesse an die Worte ihrer Mutter dachte, hörte Graf Hasso in seinen Ohren immer noch die Worte, die sein Vater ihm mit auf den Weg gab: „Also, Hasso, mein Sohn, ich wünsche Dir für den heutigen Tag alles nur denkbar Gute, möchte es Dir gelingen, den Schmetterling, der nun bald flattern will, doch noch einzufangen. Vielleicht ist es nicht ganz korrekt, daß ich Dir das sage, und persönlich wäre es mir offen und ehrlich gestanden lieber, Du trügst Dich mit ernsthaften Heiratsgedanken, als mit denen, ein neues Verhältnis anzufangen. Aber trotzdem, Hasso, mein Sohn, Glückauf! Und noch eins: alles was ich Dir eben sagte, habe ich Dir eigentlich nicht sagen wollen, weil ich das etwas unmoralisch finde und weil dieses Fräulein Brinken mir offen gestanden viel zu gut vorkommt, um Deine Geliebte zu werden. Aber für mich ist die Hauptsache, mein Sohn, daß Du mit ihr glücklich wirst und da mache was Du willst und was Du vor Deinem

Gewissen und vor Deiner Ehre verantworten kannst. Nun gute Reise, mein Junge, ich werde aufbleiben, bis Du zurück bist und mir dann alles von Dir erzählen lassen."

Baronesse Benita dachte an die Ermahnung ihrer Mutter: „Mädel, sei schlau," und freute sich darüber, daß sie es vielleicht garnicht allzu schlau anzufangen brauche, um den hübschen Carl-Georg dahin zu bringen, ihr seine Liebe einzugestehen. Graf Hasso aber dachte an die Worte seines Vaters: „Mache mit ihr was Du willst und was Du vor Deinem Gewissen und vor Deiner Ehre verantworten kannst." Diese Ermahnung verdarb ihm aber seine Laune immer mehr und mehr. War es nicht genug, daß man als anständiger Mensch ein Gewissen hatte, mußte man sich erst noch daran erinnern lassen, daß man eins besaß? Hatten sich die Worte seines Vaters nicht beinahe angehört, als sei er im Begriff, ein Unrecht zu begehen? Was sollte er tun, anständig bleiben und freiwillig verzichten, oder den letzten Versuch machen, die hübsche Helene-Hildegard für sich zu gewinnen? Darauf fand er keine Antwort, die konnte nachher erst der entscheidende Augenblick geben, in dem sich hoffentlich Gelegenheit bot, mit Fräulein Brinken allein zu sein.

Aber vorläufig mußte er noch darauf warten, denn selbst als man endlich auf der Station angekommen, dort mit dem Gespann, das der junge Herr Flämning selbst lenkte, abgeholt worden war, und als man dann auf Schloß Geisau eintraf, bot sich

noch keine Gelegenheit zum Alleinsein, erst wurde auf der Gartenterrasse gemeinsam der Tee getrunken, da man den Nachmittagszug hatte benutzen müssen und da es zum Abendessen noch zu früh war. Der alte Herr Flämning hatte sich bei seinen Gästen vorläufig entschuldigen lassen, die Jugend saß allein zusammen und plauderte, und sie plauderte umso unbefangener darauflos, je befangener sie war, bis das Brautpaar einen Spaziergang durch den Park vorschlug, nach dessen Beendigung man sich, vielleicht nach Ablauf einer Stunde, hier auf der Terrasse wiedertreffen könne. So ging man denn in den Park hinein und wenn die große Allee, die man zuerst betrat, auch eigentlich gar keine besondere Gelegenheit dazu bot, sich zu verlieren, die einzelnen Paare verloren sich trotzdem sehr bald, denn von der Hauptallee bogen kleine Seitenpfade ab und wozu waren die angelegt worden, wenn man sich nicht auch die einmal ansehen wollte?

Und als man sich erst getrennt hatte, zögerte Carl-Georg auch nicht mehr lange, der Baronesse zu erklären, warum er sich erlaubt habe, sie diesen Nebenweg zu führen, gerade diesen, denn der sei noch viel hübscher als alle anderen, denn in dem stehe eine Laube, die so verschwiegen sei, wie kaum eine andere auf der ganzen Welt, es sei ganz unmöglich, in die hinein zu sehen, die sei so dicht zugewachsen, daß selbst ein Lauscher nichts von dem hören könne, was man da drinnen spräche. Diese Laube sei wirklich eine Sehenswürdigkeit und deshalb bäte er die Baronesse,

ihr die einmal zeigen zu dürfen und zwar nicht nur von außen, sondern auch von innen. Und als Baronesse Benita ihm das mit klopfendem Herzen und mit dunkelroten Wangen erlaubt hatte, da, als sie bald darauf in der Laube neben ihm saß, fing er an, ihr von seiner Liebe zu sprechen und zwar genau so, wie sie es damals zuerst befürchtete, als der Schrecken sie auf der Straße befiel. Er bat sie nicht darum, ihn wieder zu lieben, er verlangte das ganz einfach von ihr, „denn wenn Sie es aus tausend veralteten Vorurteilen heraus auch leugnen wollten, Baronesse, ich weiß, daß Sie mich lieben, das haben Sie mir durch viele Kleinigkeiten bewiesen, auch wenn Sie das vielleicht garnicht wollten. Aber Sie taten es trotzdem, Baronesse, und wenn Sie glauben, man würde es in der Hofgesellschaft wagen, über uns beide abfällig zu sprechen, wenn Sie mir Ihr Jawort geben, dann kann ich Ihnen nur sagen, Baronesse, es sollte nur einer wagen, den Mund über uns aufzumachen, der könnte, einerlei ob Männlein oder Weiblein, sein Wunder an mir erleben. Und wenn Sie selbst sich hinter einem Wall von Vorurteilen verschanzen, Baronesse, dann renne ich den mit meinem Kopf ein, denn das, was ich mir vornahm, habe ich noch stets durchgeführt,“ bis er nun mit einem ganz veränderten trockenen Tonfall plötzlich schloß: „Weißt Du wohl, Benita, daß es mich deshalb sehr freuen würde, wenn Du mir freiwillig sagtest, daß Du mich wiederliebtest, denn es würde mir Deinetwegen weh tun, Dich solange quälen zu

müssen, bis Du es mir doch sagtest. Also wie ist es, Benita, willst Du mir das freiwillig zugeben?"

Da sagte sie es ihm, aber so leise, daß sie selbst es kaum hörte und er hätte sie ganz sicher nicht verstanden, wenn sie ihre Hand nicht in die seine gelegt und ihn nicht mit einem Blick angesehen hätte, der ihm viel mehr verriet, als ihre Worte es vermocht hätten.

Gleich darauf zog er sie an sich und küßte sie auf den Mund, ach und sie ließ sich nur zu gern küssen, so gern, daß sie ihn wiederküßte, schon damit er auch sie wieder küsse und das tat er denn auch, und während sie sich küßten, freuten sich beide darüber, daß die Laube so dicht zugewachsen war, daß keiner, der etwa vorüberging, etwas sehen und hören konnte.

Doch es ging keiner vorüber. Das Brautpaar hatte sich einen Kahn losgemacht und fuhr auf dem kleinen Teich auf und ab, der zu dem Park gehörte, Graf Hasso und Fräulein Brinken aber saßen auf Helene-Hildegards Lieblingsbank und unterhielten sich über die langweiligsten und über die gleichgültigsten Dinge von der Welt, denn Graf Hasso fand trotz allen Nachdenkens nicht die passende Einleitung, um Fräulein Brinken das zu erklären, was ihn derartig beschäftigte, daß er selbst kaum wußte, was er sich da, nur um überhaupt etwas zu sagen, alles zusammenredete, bis er sich endlich sagte: so geht das nicht weiter, so oder so mußt du erfahren, woran du bist und deshalb nahm er nun seinen ganzen Mut

zusammen und fragte: „Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein, ist es wirklich wahr, daß Sie Schloß Geisau demnächst für immer verlassen wollen und ist keine Macht der Erde imstande, Ihren Entschluß zu ändern?“

„Nein, Graf, keine,“ gab sie mit so fester Stimme zur Antwort, daß er darüber fast erschrak, denn er hatte aus der deutlich herausgehört, daß sie ihm damit zu verstehen geben wollte: ich habe diese Frage aus Deinem Munde erwartet und da möchte ich Dir gleich jede Hoffnung nehmen, als sei es Dir möglich, mich umzustimmen.

Donnerwetter, die wenigen Worte, die sie ihm zurief, waren deutlich, der Erkenntnis konnte er sich leider nicht verschließen und für einen Augenblick wollte er ganz geknickt in sich zusammensinken, dann aber richtete er sich plötzlich hoch auf, weil er an die Zeit zurückdachte, da er noch ein flotter Reiteroffizier war. Da war er auch nicht gleich umgekehrt, wenn er sich einem Hindernis gegenüber sah, da hatte er sich und seinem Gaul auch nicht zugerufen: „komm, hier machen wir auf der Hinterhand kehrt, denn sonst brechen wir uns beide das Genick,“ sondern er hatte seinem Gaul die Sporen gegeben und dem zugerufen: „Wir wollen es einmal ausprobieren, ob wir uns wirklich das Genick brechen.“ Und er hatte es sich bisher noch nie gebrochen, da würde es also auch schon diesmal nicht so schlimm werden und wenn doch, dann war es besser, in Ehren zu sterben, als einen unrühmlichen Rückzug anzutreten. Jetzt hieß es

nur, mutig und voller Schneid vorzugehen, vielleicht daß er doch noch den Sieg davontrug und deshalb bat er nun: „Ihre Worte geben mir zwar kaum noch eine Hoffnung, gnädiges Fräulein, aber trotzdem, würden Sie auch dann nicht mehr hier bleiben, wenn ich Sie darum bitte, denn daß Sie mir sehr fehlen würden, wenn Sie fortgingen, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Ich will Ihnen sogar ein offenes Geständnis machen, Fräulein Brinken, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen, aber es ist trotzdem so wie ich Ihnen erkläre: seitdem ich erfahren habe, daß Sie Ihre Stellung hier aufgeben wollen, ist mir, wie es mir in meinem ganzen bisherigen Leben noch nicht gewesen ist. Ich habe das Gefühl, als trüge ich nicht nur in meinem Gehirn, sondern in meinem ganzen Körper eine grenzenlose Blutleere spazieren. Ich bin garnicht mehr ich, sondern ein mir ganz Fremder. Und außerdem bin ich krank, gnädiges Fräulein. Mein Schüttelfrost nimmt zu statt ab, mein Schlaf ist miserabel, mein Appetit ist gleich Null, nur mein Durst läßt nichts zu wünschen übrig, im Gegenteil, der wird immer größer, denn bei dem Gedanken, daß ich Sie nun vielleicht sehr bald nicht mehr sehen soll, kann ich den ganzen Tag und erst recht die ganze Nacht trinken, aber selbstverständlich kein Wasser, sondern nur Sekt, gnädiges Fräulein. Und Sekt ist doch so ungesund, wenngleich man die Folgen ja glücklicherweise erst im Alter spürt, da bekommt man Gicht und Rheumatismus,

unter Umständen sogar Atembeschwerden, manchmal auch einen Herzklappenfehler und nicht wahr, gnädiges Fräulein," bat er nun mit einschmeichelnder Stimme, „das werden Sie doch nicht wollen, daß ich Ihretwegen schon in meinen jungen Jahren fortwährend einen Nagel nach dem anderen in meinen späteren Sarg hineinschlage und deshalb flehe ich Sie an, gnädiges Fräulein, bleiben Sie auf Schloß Geisau, oder wenn Sie das nicht können oder wollen, dann — dann bleiben Sie wenigstens in der Stadt, oder in der Nähe der Stadt, oder sonst irgendwo, wo ich täglich oder von Zeit zu Zeit Gelegenheit habe, Sie zu sehen.“

Donnerwetter, was er ihr da eben sagte, war aber auch deutlich gewesen, noch viel deutlicher als die Antwort, die sie ihm vorhin gab und nun, da er zu Ende gesprochen hatte, erschrak er, aber das nicht allein, er schämte sich vor sich selbst, aber erst recht vor Fräulein Brinken, denn die sah heute weiß Gott noch weniger als je danach aus, als sei sie für eine vorübergehende Freundschaft zu haben. Für derartige Gedanken, wie er sie hegte, war sie wirklich viel zu hübsch und viel zu sehr Dame, aber trotzdem, was er sagte, hatte er gesagt und er wäre sich wie ein Feigling vorgekommen, wenn er das zurückgenommen hätte. Eher setzte er sich dem aus, daß Fräulein Brinken ihn mit der Hand in das Gesicht schlug, weil er es gewagt hatte, er derartiges Ansinnen an sie zu stellen, und als er sie nun in ihrem duftigen hellen Sommerkleid, in ihrer ganzen Schönheit, aber auch in

ihrer ganzen mädchenhaften Anmut neben sich sah, war er auch fest davon überzeugt, daß sie ihn in das Gesicht schlagen oder daß sie wenigstens aufspringen und ihn allein lassen würde.

Aber zu seinem Erstaunen und erst recht zu seiner grenzenlosen Freude geschah weder das eine noch das andere, Fräulein Brinken blieb ruhig neben ihm sitzen, allerdings bemerkte er, daß sie abwechselnd blaß und rot wurde, bis sie nach einem langen, für ihn fast unerträglichen Schweigen endlich meinte: „Lassen Sie mich Ihnen ganz offen und ehrlich antworten, Graf, und was ich Ihnen jetzt sage, ist nicht die Eingebung des Augenblicks, sondern das Resultat langen Nachdenkens und da muß ich Ihnen offen erklären, Ihre Wünsche werden niemals in Erfüllung gehen und damit das nicht geschieht, damit ich Ihnen gegenüber nicht vielleicht doch eines Tages schwach werde, deshalb gehe ich von hier fort, Graf, nur deshalb. Sie hatten es an jenem Abend in der Stadt darauf angelegt, mich in Sie verliebt zu machen, ich sollte noch mehr an Sie denken, als Sie an mich und das haben Sie erreicht. Damit müssen Sie sich aber auch zufrieden geben, denn Ihre Geliebte will ich nicht werden,“ und als er sie unterbrechen wollte, weil ihn dieses Wort aus ihrem Munde mehr als peinlich berührte, setzte sie schnell hinzu: „Graf, leugnen Sie es nicht, Sie haben von dem ersten Tage an, da wir uns sahen, keinen anderen Gedanken gehabt, als den, daß ich Ihre Freundin werden möchte

und Sie haben alles versucht, was Sie nur konnten, damit ich es würde."

„Ja, Fräulein Brinken, das habe ich getan," gab er offen und ehrlich zur Antwort, um nun seinerseits schnell hinzu zu setzen: „Und alles was ich tat und versuchte, ist vergebens gewesen?"

„Nein das nicht," erwiderte sie mit leiser Stimme, als schäme sie sich ihrer eigenen Worte, „nein das ist es nicht, Graf, Sie haben mir meine Gedanken verwirrt, meine Sinne entfacht, meine Leidenschaften erweckt, ja noch mehr, ich bin oft drauf und dran gewesen, Ihnen zu schreiben, daß Sie Ihr Ziel bei mir erreicht hätten. Aber bis jetzt bin ich doch Siegerin geblieben, ich möchte es auch bleiben und deshalb bitte ich Sie, Graf, versuchen Sie es nicht weiter, mich im letzten Augenblick vielleicht doch noch willenlos zu machen."

Und er versuchte das auch nicht weiter, weil ihm das hübsche junge Mädchen an seiner Seite aufrichtig leid tat. Was mußte das in der letzten Zeit durchgemacht haben, bis es heute so offen und frei zu ihm sprach? Und an alledem war er ganz allein schuld, auch daran, daß es jetzt beinahe totenblaß neben ihm saß und kaum die gewaltige Erregung verbergen konnte, die sich seiner bemächtigt hatte. Er verstand sich plötzlich selbst nicht mehr, wie hatte er Helene-Hildegard bei der ersten Begegnung nur so ansehen können, wie er es tat? Warum hatte er sie gezwungen, fortwährend an ihn zu denken, noch dazu mit denselben Wünschen, mit denen er an sie dachte? Dazu kam aber für

ihn unglücklicherweise noch eins, nun, da sie ihm eingestand, daß sie mit sich selbst gekämpft habe, ob sie seine Freundin werden solle oder nicht, fühlte er ganz deutlich, welche Ernüchterung und Enttäuschung es ihm bereitet haben würde, wenn sie ihm erklärt hätte: ja, Graf, ich bin die Deine." Welch ein Glück, daß sie in dem Kampf, den sie mit sich ausfocht, Siegerin geblieben war, Welch ein Glück für sie, aber auch für ihn, denn er wäre sich wirklich wie ein Ehrloser vorgekommen, wenn er dieses hübsche junge Mädchen, nein wenn er diese hübsche junge Dame, selbst mit ihrem ausdrücklichen Einverständnis zu seiner Geliebten gemacht hätte.

Bis er sich nun mit einemmal fragte: ja warum wärest du dir aber wie ein schlechter Mensch vorgekommen, wenn Fräulein Brinken dir erklärt hätte: ich bin ein erwachsener selbständiger Mensch, der das ganz genau weiß, was er tut und was er sagt und trotzdem oder gerade deshalb erkläre ich Ihnen, Graf, Ihre Wünsche sind auch die meinen — hier auf Schloß Geisau bleibe ich zwar nicht, schon weil wir beide da zu wenig voneinander hätten, da könnten wir uns nur alle paar Tage und auch dann höchstens nur für eine flüchtige Stunde sehen. Wenn ich Euch aber angehöre, Graf, will ich das auch ganz tun, zu jeder Stunde des Tages will ich um und bei Euch sein, dann will ich keinen anderen Gedanken haben, als Euch, keinen anderen Beruf, als nur den, Euch glücklich zu machen und ich werde Euch glücklich machen, Graf,

darauf könnt Ihr Euch verlassen, dafür bürgt Euch meine Schönheit, meine Jugend und mein Temperament. Aber ich werde Euch auch in den Stunden glücklich machen, in denen wir von anderen Dingen reden, als nur von der Liebe, denn ich bin klug, Graf, ich habe viel gelesen und gelernt, Ihr könnt Euch mit mir über jedes Thema unterhalten, ich habe für alles Interesse und Verständnis und wenn es mir selbstverständlich auch Freude machen würde, mich für Euch, aber auch für mich hübsch anzuziehen, bin ich doch Gott sei Dank nicht so dumm, daß ich Euch wie so viele andere das vielleicht täten, nur von meinen Kleidern und Hüten erzählen würde.

„Nun sind Sie mir wohl sehr böse, Graf, daß ich Ihnen das alles so offen und ehrlich gesagt habe?“ erklang da plötzlich Fräulein Brinkens Stimme, als Graf Hasso zu ihrem Erstaunen, aber auch zu ihrer Beruhigung immer noch schwieg. Daß sie ihm mit ihren Worten eine große Enttäuschung bereiten würde, hatte sie vorausgesehen, aber ihr zürnen sollte und durfte er nicht. Und als er auch jetzt noch nicht gleich antwortete, fragte sie noch einmal mit leiser bittender Stimme: „Sind Sie mir sehr böse, Graf?“

Er glaubte nicht recht gehört zu haben und sah sie ganz verständnislos an: „Ich sollte Ihnen böse sein, gnädiges Fräulein? Ich denke ja garnicht daran, im Gegenteil, und da wundert mich eins, daß Sie nach allem, was Sie mir eben gestanden, mich noch „Graf“ und „Sie“ nennen. Ich meine, wenn Sie mir eben soviel

mit der Anrede „Ihr“ und „Euch“ sagten, könnten Sie mich jetzt wenigstens „Graf“ und „Du“ nennen.“

Diesesmal war es Helene-Hildegard, die ihn ganz verständnislos ansah, bis sie ihn nun fragte: „Ich sollte „Du“ zu Ihnen sagen, Graf, ja warum denn nur? Was habe ich Ihnen denn nur eben alles gesagt?“

„Ja wissen Sie denn das jetzt schon nicht mehr?“ fragte er seinerseits, um gleich darauf ganz entsetzt auszurufen: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein, nun wird es mir erst klar, Sie selbst haben mir garnichts gesagt, sondern das, was Sie mir sagten, habe ich mir selbst gesagt, aber mir war trotzdem, als sprächen Sie zu mir. So deutlich hörte ich Ihre Stimme und alles was Sie mir, oder richtiger ausgedrückt, was ich mir in Ihrem Namen sagte, klang so schön, so verlockend und berauschend und das alles soll nur ein Produkt meiner Phantasie gewesen sein? Aber nein das soll es nicht, gnädiges Fräulein,“ erklärte er nun mit erhobener Stimme, „denn ich habe ganz recht mit dem, was ich mir über Sie sagte. Allerdings, was das war, erkläre ich Ihnen ein andermal später, wenn wir erst ganz beieinander sind, denn das schwöre ich Ihnen in diesem Augenblick, gnädiges Fräulein, jetzt, nachdem ich so, wie ich es tat, zu mir von Ihnen gesprochen habe, lasse ich Sie nicht, ich halte Sie mit tausend dicken Eisenketten fest, wir müssen ganz einfach zusammen bleiben.“

Aber Helene-Hildegard schüttelte erneut den Kopf: „Quälen Sie sich, aber bitte quälen Sie mich nicht weiter, Graf, es bleibt bei dem, was ich Ihnen erklärte.“

„Glauben Sie das wirklich, gnädiges Fräulein? Da bin ich doch wesentlich anderer Ansicht,“ gab er siegesbewußt zu Antwort, um jetzt fortzufahren: „Ich werde Ihnen jetzt auch gleich beweisen, worauf sich mein Glaube gründet, obgleich das mit dem Beweisen eine solche Sache ist. So etwas ist leichter gesagt als getan, aber ich werde es trotzdem tun und da meine ich —“

Aber über das, was er meinte, schwieg er sich vorläufig aus, weil er nicht wußte, wie der Satz zu Ende gehen sollte, aber mit einemmal wußte er es doch und als er es wußte, saß er eine ganze Weile da, als wisse er selber nicht, was plötzlich in ihn gefahren sei, dann aber fragte er: „Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein. Haben Sie schon einmal in Ihrem Leben mit ganz richtiggehender Begeisterung hurra gerufen?“

„Das schon,“ stimmte sie ihm bei, „aber was soll das?“

„Was das soll, gnädiges Fräulein? Zeigen sollen Sie es mir, daß Sie es können und deshalb bitte ich Sie, tun Sie mir den Gefallen und rufen Sie einmal, nein dreimal so laut und freudig wie Sie nur können „hurra!“

Aber als sie seinen ihr unverständlichen Wunsch erfüllt hatte, schüttelte er mißbilligend den Kopf: „Das war das ganze Hurra, das Sie in der Kehle haben,

gnädiges Fräulein? Dann können Sie sich zu Weihnachten auf dem Hamburger Dom mit dem aber nicht hören lassen, da bin ich Ihnen mit meinem Hurragesang bedeutend über, aber den stimme ich erst nachher an, wenn Sie mit einem Ja meine Frage beantwortet haben, die da kurz und schmerzlos lautet: Wollen Sie meine Frau werden?"

„Nein, Graf.“

So kurz, so bestimmt und so energisch kam diese Antwort über ihre Lippen, daß Graf Hasso auf der Bank hintenüber fiel, bis er endlich nach einer ganzen Weile fassungslos stotterte: „Sie wollen nicht meine Frau werden? Da wäre ich nun also zum zweitenmal bei Ihnen abgeblitzt! Das erstmal, als ich auf der Straße meine Augen voll sündhaften Begehrens zu Ihnen erhob und jetzt wieder! Aber das gibt es nicht, Fräulein Brinken," fuhr er erregt fort, „denn wenn Sie glauben, daß Sie mich beständig abblitzen lassen können, irren Sie sich sehr, dagegen erhebe ich sehr energischen Widerspruch und ich werde Ihnen auch widersprechen, sobald ich erst die Gründe kenne, die Sie veranlaßt haben, mir einen Korb zu geben, oder sollten Sie dafür etwa gar keinen Grund haben?"

„Doch, Graf, sogar zwei Gründe," gab Helene-Hildegard, die bei seinem Antrag vor Erregung die Farbe gewechselt hatte, zur Antwort. „Der erste Grund ist der, daß Sie niemals glauben sollen, ich hätte mich nur deshalb geweigert, Ihre Freundin zu

werden, um Sie durch diese meine Weigerung dahin zu bringen, daß Sie mich heiraten. Ich bin es mir selbst schuldig, daß Sie mich niemals für so schlecht und für so berechnend halten."

„Das würde ich auch ganz gewiß niemals tun, gnädiges Fräulein, das schwöre ich Ihnen schon heute," doch ohne seinen Einspruch zu beachten, fuhr sie ruhig fort: „Der zweite Grund ist aber noch wesentlicher und noch lauter: Sie lieben mich nur mit den Sinnen, Graf, und deshalb —"

„Aber erlauben Sie mal, gnädiges Fräulein," unterbrach er sie jetzt schnell, „was Sie da eben sagten, ist eine kühne Behauptung, für die Ihnen aber auch jeder Schatten eines Beweises fehlt."

„Wirklich, Graf?" fragte sie zurück, während ein leises schmerzliches Lächeln ihren Mund umspielte, bis sie nun bat: „Können Sie, Graf, auch nur den leisesten Schatten eines Beweises dafür erbringen, daß ich Ihnen mit meinen Worten unrecht tat?"

„Nur den leisesten Schatten eines Beweises verlangen Sie von mir, gnädiges Fräulein? Wenn es weiter nichts ist, den sollen Sie haben, sogar einen Riesenschatten. Aber nein, den natürlich nicht," verbesserte er sich, „mit dem Schatten wäre Ihnen ja nicht gedient, sondern Sie wollen einen tatsächlichen Beweis und den werde ich Ihnen gleich liefern. Aber welchen nur?" meinte er plötzlich ganz kleinlaut, „meinen Worten allein werden Sie natürlich nicht glauben, woher bekomme ich nur plötzlich einen Beweis?"

Mit einem so verzweifelten Gesicht, daß er ihr mehr als leid tat, saß er neben ihr, bis er mit einemmal ausrief: „Ich hab's, gnädiges Fräulein, ich hab's und das sage ich Ihnen gleich, ein solcher Beweis, wie ich ihn gefunden habe, ist überhaupt noch nie dagewesen, denn damit Sie mir glauben, werde ich für Sie etwa tun, was ich noch nie für eine junge Dame getan habe, ich werde für Sie arbeiten, gnädiges Fräulein. Jawohl,“ fuhr er triumphierend fort, als er ihren glückseligen, aber zugleich auch ihren zweifelnden Gesichtsausdruck bemerkte, „es ist, wie ich sagte, ich werde für Sie arbeiten, gnädiges Fräulein. Sie selbst haben mir damals das Anerbieten gemacht, mir bei einer Hamburger Firma eine Stellung zu verschaffen und heute bitte ich Sie, das zu tun. Vorläufig trete ich als Lehrling ein, das nötige Kostüm dafür habe ich schon, denn ich habe vor Jahren, als noch niemand an den Krieg dachte, in Berlin einen Ball der bösen Buben mitgemacht. Da erschien ich in der kleidsamen Tracht eines dreimal sitzengebliebenen Quartaners und so intelligent werde ich wohl auch heute noch aussehen, wenn ich den Anzug wieder anlege. Und wenn ich dann erst Lehrling bin, gnädiges Fräulein, arbeite ich und zwar feste. Da wische ich Staub, fege den Fußboden auf, putze die Fenster, hefte die Briefe fort und vor allen Dingen verwalte ich die Portokasse und wenn ich die erst unter mir habe, gnädiges Fräulein, sollen Sie mal sehen, wie fein wir uns des Sonntags amüsieren. Da fahren wir mit dem Dampfer nach der Uhlenhorst

zum Konzert oder ich lade Sie aus der Portokasse zum Tanz ein, dreimal rum für nen Groschen, oder wir gehen in Schümanns Austernkeller und wenn mal ganz was Schönes im Theater ist, gehen wir oben auf den Juchhe und träumen bei den Klängen der Musik von der Zeit, in der ich mich soweit runtergearbeitet habe, daß wir im ersten Rang oder wenigstens im Parkett sitzen können. Lange wird es mit dem Verdienen nicht dauern, denn ich werde es mit der Arbeit sehr ernsthaft und gewissenhaft nehmen und außerdem wird mein Vater —“

Nun hielt er mitten im Satz inne und Helene-Hildegard, die aus seinen Worten, so übermütig die auch klangen, doch heraushörte, daß er den festen Willen zur Arbeit hatte und daß lediglich der Gedanke daran, sie und ihre Liebe zu gewinnen, ihn so übermütig darauflos reden liess und deren Herz vor Freude und Glückseligkeit schlug, glaubte sein Schweigen zu verstehen: bei allem, was er ihr bis jetzt erklärte und gestand, hatte er nicht an seinen Vater gedacht, sich nicht überlegt, was der wohl dazu sagen würde, wenn er ihm eine bürgerliche Schwiegertochter, noch dazu eine, die sich bisher als bezahlte Angestellte ihr Geld verdient hatte, in das Haus brächte. Darauf gab es nach ihrer Ansicht nur zwei Antworten, entweder fügte der alte Graf sich in das Unabänderliche, wie ja auch der Herzog sich gefügt hatte, als Herr von Ratzfeld ihm seine Verlobung mitteile, oder der alte Graf wies seinem Sohn die Tür, sagte sich für immer von ihm los und

wankte, wie man das in den Romanen so zu nennen pflegte, als körperlich und seelisch gebrochener Greis seinem Grabe entgegen. Aber sie, Helene-Hildegard, wollte weder das eine noch das andere, alles in ihr lehnte sich dagegen auf, daß auch sie und gerade sie gleichsam von der Amnestie des alten Herzogs mit betroffen und daß auch sie durch die Gnade des Herzogs, weil der ihre Freundin Viola als die Braut des Herrn von Ratzfeld anerkannte, gewissermaßen offiziell als heiratsfähig und als gesellschaftlich gleichstehend anerkannt werden solle. Nein das wollte sie unter gar keinen Umständen, aber daß Graf Vater und Graf Sohn sich ihretwegen verfeindeten, wollte sie ebenso wenig, denn wie sollte eine Ehe wohl glücklich werden, die von Anfang an mit dem Fluch des Vaters belastet war? Nein, ehe sie unter solchen Umständen die Braut des Grafen Hasso wurde, verzichtete sie auf das Glück, das ihr eben noch so nahe gewinkt hatte, eher verzichtete sie, obgleich es ihr erst in diesem Augenblick ganz klar wurde, daß sie den Grafen Hasso viel mehr mit ihrem Herzen als mit ihren Sinnen liebte.

So begann sie jetzt mit leiser, aber dennoch mit fester entschlossener Stimme zu ihm zu sprechen, sie sagte ihm alles, was sie soeben beschäftigt hatte und das, was sie sagte, mußte wohl auch ihm einleuchten, ihre Gedanken mußten auch die seinen sein, denn den Kopf in die rechte Hand vergraben hörte er ihr zu, ohne sie auch nur mit einem Wort zu unterbrechen

und das schien ihr zu beweisen, daß auch er einsah, es wäre das Beste, wenn er im letzten Augenblick doch noch auf sie verzichte.

Und bis zu einem gewissen Grade hatte sie auch mit ihrer Vermutung recht. Allerdings daran. Auf sie zu verzichten, dachte er nicht eine Sekunde, wohl aber versuchte er, sich klar zu machen, was sein Vater sagen und wie der Helene-Hildegard aufnehmen würde, wenn er die ihm morgen als seine Braut zuführte. Er selbst war jederzeit bereit, den Kampf mit seinem Vater aufzunehmen, aber er wollte und mußte es seiner Frau ersparen, daß sie irgendwelchen Kränkungen ausgesetzt wurde. Wie aber sollte er das anfangen? Darüber zerbrach er sich, während Helene-Hildegard auf ihn einsprach, den Kopf, bis ihm mit einemmal die Worte wieder einfielen, die sein Vater ihm mit auf den Weg gegeben hatte: „Hasso, mein Sohn, mache was Du willst und was Du vor Deinem Gewissen und vor Deiner Ehre verantworten kannst.“ Und diese Worte hatte er als guter Sohn auch befolgt, denn was er tat, war tausendmal ehrenhafter als das, was er ursprünglich zu tun entschlossen gewesen war. Der Vater hatte ihm mit seinen Worten Vollmacht erteilt, so zu handeln, wie er es selbst für richtig fand, folglich konnte und durfte sein alter Herr auch nicht den leisesten Widerspruch erheben, wenn er ihm heute abend noch erzählte: ich habe mich mit Fräulein Brinken verlobt. Diese Erkenntnis aber, daß sein Vater seinen Bund segnen müsse, erfüllte ihn

nun mit solcher grenzenloser Freude, daß er mit aller Gewalt an sich halten mußte, um es Helene-Hildegard nicht zu zeigen, wie ein Hurra aus seiner Kehle klänge, aber das durfte er nicht, denn dann würde sie mit Fragen in ihn dringen und da mußte er ihr vielleicht doch alles gestehen, was ihn in diesem Augenblick beschäftigte. Und um der Gefahr zu entgehen, bat er nun plötzlich und unvermittelt: „Gnädiges Fräulein, oder wenn ich sagen darf, Helene-Hildegard, tue mir die einzige Liebe und halte mal einen Augenblick Deinen hübschen Mund, denn wie soll ich wohl rechnen können, wenn Du mir fortwährend dazwischen sprichst.“

Helene-Hildegard glaubte nicht richtig gehört zu haben und starrte ihn fassungslos an: „Graf, Sie rechnen? Wie kommen Sie denn nur darauf? Und ich glaubte —“

„Und ich glaubte,“ fiel er ihr rasch in das Wort, „daß Du, Helene-Hildegard, mich nun endlich „Du“ nennen würdest, denn wenn wir uns den Verlobungskuß, den ich aber gleich doppelt und dreifach nachholen werde, auch noch nicht gegeben haben, als meine Braut betrachte ich Dich schon jetzt und als zukünftiger Kaufmann muß ich doch für uns beide rechnen.“

„Ja um Gotteswillen, Graf, was rechnest Du denn nur?“ fragte sie immer noch verständnislos und ihn fast gegen ihren Willen seinem Wunsche entsprechend jetzt zum erstenmal „Du“ nennend.

Mit glänzend gespielmtem Erstaunen sah er zu ihr

auf: „Was ich rechne, Helene-Hildegard? Ist es Dir nicht vorhin aufgefallen, daß ich plötzlich schwieg, als ich auf meinen Vater zu sprechen kam? Ich sagte: ich würde außerordentlich fleißig sein und wollte fortfahren: und außerdem wird mir mein Vater einen monatlichen Zuschuß von mindestens zweitausend Mark geben, aber ich wurde daran irre, ob er mir auch tatsächlich soviel geben könne. Da habe ich bis jetzt gerechnet und gerechnet, denn ich kenne seine Einnahmen sehr genau, weiß aber auch, wieviel sein Haushalt und alles, was damit zusammenhängt, ihn kostet, na und da mußte ich rechnen, wieviel er mir später im schlechtesten Falle geben kann, denn nur von meiner Militärpension und von der Portokasse allein können wir doch nicht leben. Aber ich glaube, Helene-Hildegard, Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen, achtzehntausend Mark im Jahr wird mir mein Vater sicher geben und das ist ja selbst bei den jetzigen Preisen für den Anfang immerhin etwas, findest Du nicht auch?“

„Aber Graf, wer wird denn in diesem Augenblick soviel an das Geld denken?“ meinte sie verwirrt und verlegen, schon weil sie glaubte, ihm mit ihren Gedanken bitter unrecht getan zu haben, und weil sie sich nun schämte, ihm gesagt zu haben, daß sie trotz ihrer Liebe nicht die Seine werden könne. Nur ein Glück, daß er garnicht auf all das hingehört hatte, was sie ihm auseinandersetzte.

„Ja der Augenblick ist für Geldgespräche wirklich nicht sehr gut gewählt,“ stimmte er ihr bei, „aber

der Augenblick ist ja nun auch vorüber, jetzt können wir Gott sei Dank wieder von den anderen Dingen reden und nun, Helene-Hildegard, könntest Du mir eigentlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit verraten, ob Du mich ebenso liebst wie ich Dich, nämlich von ganzem Herzen?"

„Ja, Graf, das tue ich,“ gab sie so ehrlich und so warm zur Antwort, daß er sie nun stürmisch an sich zog und sie küßte, bis er sie halb ernsthaft, halb lachend fragte: „Sag' mal, Helene-Hildegard, willst Du mich auch nun noch bis an mein Lebensende „Graf“ nennen? Du weißt, wie gern ich gerade aus Deinem Munde diese Anrede hörte, aber trotzdem, jetzt wäre es mir doch noch lieber, wenn Du Hasso zu mir sagtest.“

Das tat sie denn auch und zum Zeichen seines Dankes küßte er sie von neuem und sie küßte ihn wieder und sie küßten sich noch oft, bis am Abend die Trennungsstunde schlug.

Am nächsten Tag wußte die ehemalige Residenz bereits in aller Herrgottsfrühe von den beiden neuen Verlobungen, die auf Schloß Geisau erfolgten. Alle waren starr und sprachlos und wie damals, als die Revolution die Fürsten stürzte und wie seitdem schon oft, fragten sich auch jetzt alle wieder: Was wird nur der alte Graf dazu sagen? Nicht nur dazu, daß die Baronesse einem Bürgerlichen ihr Jawort gab, sondern daß sein eigener Sohn eine derartige zum Himmel schreiende Mesalliance eingeht?

Aber allen Erwartungen entgegen sagte der alte

Graf garnichts, etwas Kluges und Geistreiches konnte er nicht sagen und etwas Dummes wollte und durfte er um seiner selbst willen nicht sagen, da er wußte, daß alle mehr als gespannt auf das wären, was er sagen würde. Und er hüllte sich auch schon deshalb in Schweigen, weil er sah, wie glücklich Hasso, sein Sohn, war und weil er den viel zu lieb hatte, um dem sein Glück trüben zu wollen. Dann aber, als er mit sich und seinen Gedanken einmal wieder ganz allein war, sagte er doch etwas, allerdings etwas, das nicht für die Öffentlichkeit und namentlich nicht für die ehemalige Hofgesellschaft bestimmt war und seine Worte, die er vor sich hin sprach, lauteten: „Ich glaube, nicht nur Hasso, mein Sohn, sondern auch ich selbst hätte die Schande nicht überlebt, wenn Fräulein Brinken meinen Hasso, auch als er um ihre Hand bat, für immer hätte abblitzen lassen.“

Der Roman „Abgeblitzt“ enthält eine Reihe von Stellen, an denen die fiktive Handlung des Romans offenbar einen engen Zusammenhang mit der realen Welt des Autors - zur Zeit der Niederschrift - aufweist. Das kann unter anderem dazu benutzt werden, den Zeitpunkt der Niederschrift näher festzulegen.

— So wird auf Seite 159 gesprächsweise die Ähnlichkeit einer Hauptperson, namens Carl-Georg Flämning, mit dem Schauspieler Gunnar Tolnaes in dem Film „Die Lieblingsfrau des Maharadscha“ erwähnt. Dieser Film lief Mitte Mai 1919 einige Tage in „Scherffs Lichtspielhaus“ in Weimar.

— Eine weibliche Hauptperson ist Fräulein **Helene**-Hildegard Brinken, **24 Jahre** alt. Ab dem Jahre 1919 beschäftigt Frhr. v. Schlicht eine Privatsekretärin mit Namen **Helene** Berger, im Jahre 1919 ebenfalls **24 Jahre** alt. Schlicht heiratet sie im Jahre 1926.

— Eine weitere männliche Hauptperson, Hauptmann von Frankenberg, schließt sich im Laufe der Handlung einem Freikorps an, das offenbar in Ostpreußen bzw. im Baltikum operiert. Nach einiger Zeit liegt er verwundet in einem Lazarett in Graudenz. Die „Weimarische Landeszeitung“ enthält im Frühjahr 1919 über längere Zeit hinweg zahlreiche Anzeigen, in denen militärische Einheiten und auch Freikorps Freiwillige - Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere - suchen.



Gunnar Tolnaes
in
„Die Lieblingsfrau des Maharadscha“

Verlag „Rosa“ Berlin SW 68.

Anlage zu Seite 159


Scherffs
Lichtspielhaus

**Heute zum Besten unserer
Kriegs- und Zivilgefangenen.**

**Freitag, Sonnabend, Sonntag
und Montag**

**Die Lieblingsfrau des
Maharadscha.**

Indisches Schauspiel in 4 Akten.

Hauptpersonen:

Scher Sardar, Maha-	Herr Gunnar Tolnäs
radscha Bhagalpur . . .	Herr Thorleif Lund
Baron von Pilswert . . .	Frau Anker Kleuz
Katerin, seine Frau . . .	Frl. Lily Jakobsson
Engelen beider Töchter	Frl. Edith Borré
Senta	
Viktor von Leyden: Leut-	Herr Carlo Wieth
nant zur See . . .	

In der Hauptrolle:

Herr Gunnar Tolnäs.

Hierzu ferner

Hofdämon

(oder Fürstenliebe).

Eine Hoftragödie an einem Fürstenhofe.

Hauptpersonen:

Der Zar	Richard Franz
Der Zarewitsch	Königl. Sächs. Hofschauspieler
Großfürst Georg	Victor Bieganski
Der Minister d. Kaiserl. Hauses Paul Arcweds	vom poln. Theater in Warschau
Der Ministerpräsident	Alfred Kühne
Der Leibarzt	vom Deutsch. Theater in Berlin
Professor Dr. Müller	Emil Lind
Wanja, Kammerdiener	vom Lessing-Theater in Berlin
Prokurator des heil. Syneds	Herr Russ
Baronin Mischukowa	vom Metropol Theater in Berlin
Sonja	Herr Durand
	Guide Herzfeld
	vom Metropol Theater in Berlin
	Herr Auzinger
	Thea Sandien

In der Hauptrolle

Jana Szylling, die große Tragödin

vom dramatischen Theater in Warschau.

Heute Anfang 5 Uhr, Einlaß $\frac{1}{2}$ 5 Uhr.
Ab Freitag Anfang $\frac{1}{2}$ 5 Uhr, Einlaß 4 Uhr.

Anzeige am 15.5.1919 in der
„Weimarerischen Landeszeitung“
(Hinweis zur Entstehungszeit des Romans)